

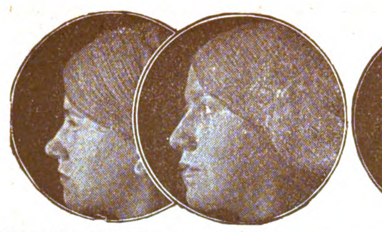
BIBLIOTHEK DER UNTERHALTUNG UND DES WISSENS

MDCCCXC

Bücher-Sammlung

von



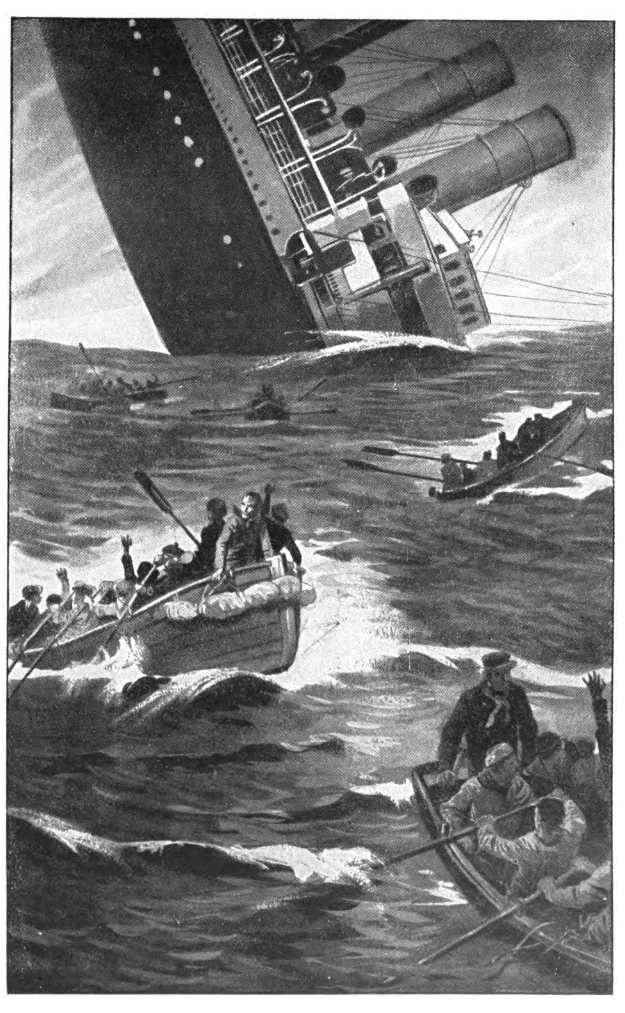






Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



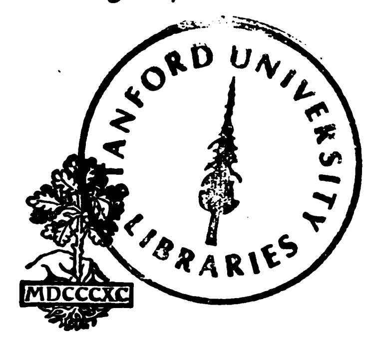


Zu der Erzählung „Der Stern von Travankore“
von W. Granville Schmidt. (S. 18)
Originalzeichnung von Adolf Wald.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

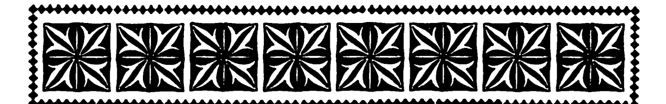
Mit Originalbeiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1913 ◆ Zwölfter Band



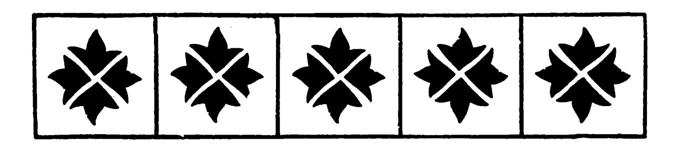
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart ◆ Berlin ◆ Leipzig

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.





Der Stern von Travankore.

Erzählung von W. Granville Schmidt

Mit Bildern von
Adolf Wald.

(Nachdruck verboten.)

Frühling in Amsterdam! Weiß und rot flammten die Kastanien; schwerfällige Kähne glitten durch stille Grachten, auf denen die Sonne wie flüssiges Gold lag; von weither trug der blaue Wind verhallendes Glockengeläute.

Langsam folgte ich dem Laufe der Kanalböschung und musterte die eintönigen Fassaden der schlichten, sauberen Häuser. Hier in den Vororten verebbte das brandende Leben der niederländischen Handelsmetropole, hier glaubte man sich in die vornehme Ruhe einer kleinen mitteldeutschen Residenz versetzt. Nur zuweilen schritt ein Mynheer mit steifer Würde vorüber, oder ein blonder Mädchenkopf tauchte flüchtig hinter blinkenden Fensterscheiben und farbenfrohen Hyazinthentöpfen auf.

Wie hatte mein neuer Bekannter, der Redakteur einer großen Amsterdamer Zeitung, doch gesagt? „Ja, unser Land ist nüchtern, und die Menschen darin sind breit wie ihre Sprache; aber ich glaube, Sie würden Land und Leute bei längerem Hiersein dennoch liebgewinnen. Suchen Sie mich morgen nachmittag in unserem Donnerstagklub auf; Sie werden es nicht be-

reuen, denn nirgends gibt sich der Holländer freier als bei solchen gemütlichen Zusammenkünften."

Nun war ich auf dem Wege nach dem Klubgebäude. Nur zwei Tage blieben mir noch für Amsterdam; dann wollte ich zu Schiff weiter nach New York. Doppelt dankbar war ich daher meinem liebenswürdigen Bekannten, daß er es mir durch seine Einladung ermöglichte, einen tieferen Blick in das gesellschaftliche Leben des modernen, gebildeten Holländers zu tun.

Der Donnerstagklub zählte hauptsächlich Mitglieder der Presse zu seinem Kreise; aber auch bessere Kaufleute, Industrielle und Privatleute waren allezeit willkommen. Etwa fünfzehn bereits ältere Herren, darunter mein neuer Bekannter, waren anwesend und begrüßten mich mit ungezwungener Freundlichkeit, so daß ich mich schnell heimisch zu fühlen begann.

Die Unterhaltung war sehr lebhaft und drehte sich ausschließlich um die bevorstehende „Jungfernreise" der „Neederland". Dieser Dampfer war nicht nur Hollands größtes und besteingerichtetes Schiff, sondern seine Turbinen sollten ihm auch, dank einer sorgsam geheimgehaltenen Verbesserung in der Konstruktion, eine enorme Geschwindigkeit verleihen.

„Passen Sie auf," wandte sich mein neuer Bekannter mit leuchtenden Augen zu mir, „mit diesem Schiffe reißen wir das blaue Band des Ozeans an uns. Die ‚Neederland' wird alle Rekorde englischer und deutscher Schiffe schlagen, und dann wird auch Holland wieder unter den schiffahrttreibenden Mächten die Stellung einnehmen, die ihm nach seiner ruhmvollen maritimen Vergangenheit gebührt."

Die anderen Herren nickten bedächtig, und ich entgegnete: „Um so mehr werde ich mich freuen, diese für Ihr Land so bedeutungsvolle Fahrt mitmachen zu

können. Ich soll nämlich im Auftrage einer großen Tageszeitung an der ersten Überfahrt teilnehmen, weil man in der ganzen Welt mit Spannung den Leistungen dieses neuen Rekordschiffes entgegensieht."

„Sie Glücklicher!" meinte einer der Herren, ein angesehener Reismakler, mit leisem Neid. „Es sind hier kleine Vermögen von Leuten geboten worden, die aus Lust an Sensationen diese Rekordfahrt mitmachen möchten; aber alle Kabinen sind bereits besetzt, und Fahrkarten werden seit gestern nicht mehr ausgegeben. Ja, mein Herr, Hunderte werden Sie um diese Reise auf dem schönen Schiff beneiden."

„Abrahams hat es ja doch noch möglich gemacht, sich eine Kabine zu ergattern," warf ein anderes Klubmitglied ein.

„Ja, der Glückspilz!" rief der Reismakler. „Übrigens hat er eigentlich sein Anrecht auf diese Fahrt verwirkt, denn er darf von Rechts wegen ja gar nicht mehr unter den Lebenden weilen."

„Sie meinen, weil er den ‚Stern von Travankore' im Besitz hat?" forschte einer der Herren.

„Eben darum!" entgegnete der Makler langsam.

Ein minutenlanges Schweigen brach in dem Raum aus, und die Herren blickten nachdenklich dem Rauch ihrer Pfeifen und Zigarren nach.

Das erste Mal in meinem Leben hörte ich von dem „Stern von Travankore", und ich konnte mir keinen Vers darauf machen, warum sein Besitz den Tod bringen sollte. Aufklärung heischend, wandte ich mich an meinen Bekannten.

Mit leichtem Lächeln erwiderte er: „Sie dürfen mich nicht für abergläubisch halten, denn ich erzähle Ihnen nur nackte Tatsachen, die für sich selbst sprechen. Also der ‚Stern von Travankore' ist ein großer, äußerst

kostbarer Diamant. An diesen Stein knüpft sich nun die Legende, daß derjenige, der ihn im Besitz hat, durchaus eines unnatürlichen Todes sterben muß."

„Hat er diese zweifelhafte Berühmtheit auf Grund wirklicher Ereignisse erworben?"

„Ja, das ist eben das Eigentümliche, die Tatsachen scheinen dem abergläubischen Gerede recht zu geben. Historisch bewiesen ist, daß er zuerst einem Sultan gehörte, der seines Thrones beraubt und ermordet wurde; darauf kam er in den Besitz der unglücklichen Marie Antoinette. Nach deren Tode gelangte er in die Hände der Prinzessin Lamballe, jener Frau, die von dem raubenden Pöbel massakriert wurde, und so gelangte er zuletzt in den Besitz eines hier ansässig gewesenen Juweliers. Dieser Mann verübte vor drei Wochen in einem Anfalle unerklärlicher Schwermut Selbstmord. Unter dem versteigerten Nachlaß befand sich auch der ‚Stern von Travankore'. Unser Klubmitglied Hendrik Abrahams, ein weitbekannter Diamantenhändler, hat den Stein nun erworben. Bis heute ist er noch sehr vergnügt — trotz des verhängnisvollen Besitzes. Übrigens braucht er das Schicksal nicht mehr lange auf die Probe zu stellen, denn in fünf, sechs Tagen wird er den Stein schon wieder abgegeben haben. Ein amerikanischer Millionär hat ihm für den Stein ein Vermögen geboten, und nun will Abrahams den kostbaren Stein selbst hinüberbringen. Natürlich hat er sich die ‚Neederland' zur Überfahrt ausgesucht, denn je größer, je vollkommener ein Schiff ist, um so eher kann man sich ihm anvertrauen — und das müssen Sie doch zugestehen: besser als die ‚Neederland' ist kein Dampfer gegen die verschiedensten Gefahren der See gesichert. Mit solchem Schiff zu fahren, ist eine Lust und Erholung."

Das Gespräch wurde jetzt wieder allgemein. Einige glaubten an die verhängnisvolle Macht des Diamanten, andere schoben die Schuld auf allerdings eigenartige Zufälle.



Plötzlich stieß mich mein Bekannter an und flüsterte: „Da kommt Abrahams selbst. Ich werde ihm erzählen, daß Sie ebenfalls die ‚Neederland‘ benützen. Dadurch werden Sie schnell mit ihm bekannt.“

Ich blickte nach der Tür, durch die soeben ein großer, breitschulteriger Herr eintrat. Sein Haar war an den Schläfen bereits ergraut, aber sein volles, starkgerötetes Gesicht und die hellen, lebhaften Augen verliehen ihm einen fast jugendlichen Eindruck.

Jovial grüßte er in die Runde, und als mein Bekannter, seinem Vorschlag getreu, mich dem Juwelenhändler als Fahrtgenosse vorstellte, zog er mich lebhaft in ein Gespräch.

„Na, Abrahams," rief der Reismakler zu uns hinüber, „bringst du es noch fertig, so vergnügt zu lachen, wo doch das Damoklesschwert des Diamanten andauernd über deinem Kopfe schwebt?"

Hendrik Abrahams ging zuerst gutmütig auf die scherzhaft sein sollende Bemerkung ein. Ernster werdend, fuhr er zu mir gewandt fort: „Sie haben die Geschichte von dem ‚Stern von Travankore' wohl auch schon gehört? Offen gesagt, mich läßt sie gänzlich kalt. Ich bin ein aufgeklärter Mensch, und wenn ich mich den Tatsachen auch nicht verschließen darf, so halte ich sie eben für belanglose Zufälligkeiten. Sehen Sie, Perlen sollen ja auch Tränen bedeuten — nicht wahr? Und wie viele Perlen sind schon durch meine Hände gegangen oder in meinem Besitz gewesen! Aber ich habe nie Grund gehabt, zu weinen. Krankheit und Sorgen kenne ich nicht, mein Geschäft entwickelt sich in aufsteigender Linie, und ich habe mich wirklich über nichts zu beklagen. Bald gehört der Diamant mir ja auch nicht mehr."

„Das Schiff kann untergehen, ehe du in New York anlangst," rief der Reismakler wieder.

Ein allgemeines Gelächter und Protestrufen erhob sich.

„Glauben Sie auch, daß einem solchen Schiffe ein Unglück begegnen kann?" meinte Abrahams lächelnd.

Ich verneinte eifrig. „Ich würde sonst doch nicht selbst mit der ‚Neederland‘ fahren. Das Schicksal der ‚Titanic‘ wird uns gewiß nicht treffen, denn jeder vorsichtige Kapitän hat sicherlich seine Lehre daraus gezogen.“

Abrahams nickte mehrfach zustimmend mit dem Kopf. Am Schlusse meiner Ausführungen drückte er mir die Hand.

„Ganz meine Meinung, mein Herr. Sie Deutschen bauen ja noch größere Schiffe — und von Ihnen kann man lernen. Dann darf ich also wohl ‚Auf Wiedersehen an Bord!‘ sagen?“

„Das dürfen Sie!“ entgegnete ich und erwiderte herzhaft den Druck seiner Rechten.

Nun, da ich einen so angenehmen Reisegefährten gefunden hatte, freute ich mich doppelt auf die vielversprechende Fahrt mit dem stolzen Schiff, dessen Kiel schon in wenigen Tagen zum ersten Male die grünen Wogen des Ozeans pflügen sollte.

* * *

Mit unverminderter Kraft raste die „Neederland“ in die Nacht hinein, trotzdem ein leichter Nebel, der hier, in der Nähe der Neufundlandbänke, so häufig ist, sich auf die Wasserwüste senkte.

„Sehen Sie, die Eisberge bleiben aus!“ meinte Hendrik Abrahams und hüllte sich fester in seinen dicken Ulster. „Nun, der Kapitän ist ein alterprobter Seemann. Er wird wissen, was er zu tun hat. Wir fahren scheinbar noch mit unverminderter Kraft.“

Wir standen beide an die Reling gelehnt und sahen auf das Meer hinaus. Die langen Reihen der erleuchteten Bullaugen spiegelten sich in den dunklen, wogenden Fluten, die mit eintönigem Rauschen gegen den

Leib des Schiffes schlugen. Vom Salon herauf erscholl Lachen, Gläserklingen und Klavierspiel.

„Ich glaube, wir gehen jetzt auch hinunter. Es wird merklich kühler,“ schlug Abrahams vor.

Da ich mich ermüdet fühlte, suchte ich sofort meine Kabine auf, während Abrahams im Salon noch ein Spielchen machen wollte.

Eben hatte ich die Oberkleider abgelegt, da ging eine leichte, kaum wahrnehmbare Erschütterung durch den Schiffskörper, nicht einmal so stark, daß ich ins Schwanken geriet. Es war, als ob die „Neederland“ einen im Wasser treibenden Gegenstand gestreift hätte. Nachdem ich einige Minuten gelauscht hatte, ohne etwas Verdächtiges zu hören, fuhr ich mit dem Auskleiden fort und begab mich dann zur Koje. Wenige Minuten später war ich eingeschlafen.

Plötzlich weckte mich heftiges Pochen an meiner Kabinentür. Schlaftrunken fuhr ich empor und horchte.

„Stehen Sie auf und legen Sie einen Rettungsring an!“ hörte ich die Stimme meines Kabinenstewards.

Im Nu war ich aus dem Bett und schloß die Kammertür auf. Hell brannte das elektrische Licht auf dem teppichbelegten Gange, und fast aus jeder Tür blickten ängstliche, verschlafene oder verdrießliche Gesichter.

„Was ist denn los, Steward, daß Sie uns im besten Schlaf stören?“ forschte eine Dame ungnädig.

Der Steward zuckte die Schultern. „Anordnung des Kapitäns, Madame. Wir sind auf den unter Wasser befindlichen Teil eines Eisberges geraten.“

Die Dame stieß einen Schreckensschrei aus und verschwand im Kabineninnern.

„Ist irgendwelche Gefahr?“ wandte ich mich an den Steward.

„Nicht dran zu denken! — Aber der Alte ist ja so vorsichtig,“ erwiderte er, schon weiterlaufend.



Obwohl seine Antwort auf mich einen guten Eindruck machte, hielt ich es doch für besser, mich schleunigst anzukleiden und mich persönlich zu überzeugen, wie es an Deck aussah.

Gerade wollte ich die Kabinentür schließen, da erschien einer der Offiziere am Ende des Ganges. Er war erregt, und seine Stimme hatte einen trockenen, heiseren Klang, als er rief: „Die Frauen und Kinder sofort an Deck kommen, um in die Boote zu gehen!“

Die Wirkung dieses Rufes war eine unerwartete, erschreckende. War man vorher noch unbesorgt, ja vielleicht ärgerlich darüber, daß man die Nachtruhe einbüßen mußte, dämmerte jetzt die lähmende Erkenntnis, daß der Unfall doch wohl folgenschwerer geworden war, als man zuerst geglaubt hatte.

Mangelhaft gekleidet stürmten die meisten Frauen, ihre Kinder auf dem Arm, in sinnloser Angst an Deck.

Weil aber in den Bewegungen des Dampfers keine merkbare Veränderung vor sich ging, ließ ich mir Zeit, mich ruhig fertigzumachen. Ich zog meinen grauen Reiseanzug an und band mir Wäsche um, dann setzte ich mich auf das Sofa, um meine Stiefel anzuziehen.

„Hallo, machen Sie sich schon reisefertig?“ hörte ich eine lachende Stimme am Türeingang.

Aufblickend gewahrte ich Hendrik Abrahams.

„Ich komme eben aus dem Salon. Wir sind noch mitten im Spiel,“ fuhr er erläuternd fort.

In diesem Augenblick fing der Dampfer an, sich langsam mit dem Bug zu senken. Unwillkürlich trafen sich unsere Augen in starrem Erschrecken.

Oben an Deck hörte man Rufen, Schreien und das polternde Geräusch vieler Schritte.

„Der Dampfer sinkt!“ rief ich. „Kommen Sie mit an Deck!“

Ohne mir Zeit zu lassen, meinen Handkoffer zu nehmen, drängte ich Abrahams zum Gang hinaus auf die Treppe, die an Deck führte. Ganz mechanisch leistete er Folge.

Oben herrschte eine unheimlich wirkende Ruhe. Die Offiziere gaben mit starrer Miene ihre Befehle und halfen den Frauen beim Besteigen der Boote. Nur unterdrücktes Schluchzen oder das Aufweinen eines Kindes unterbrach diese lastende Stille. Es war, als hätte das unvermutete Unglück die Menschen erstarren lassen, als leisteten sie nur noch automatenhaft den Befehlen der Offiziere Folge.

Ich hielt mich dicht an Abrahams Seite. Er hatte alle Farbe verloren und forschte nur immer hilflos: „Was machen wir nun? — Was sollen wir nur machen?“

„Springen Sie da ins Boot! — Vorwärts, meine Herren, wir haben keine Zeit mehr zu verlieren!“

Der erste Offizier gab uns in barschem Kommandoton diese Aufforderung.

Wie im Halbschlummer sprang ich aufs Geratewohl in das ausgeschwungene Boot. Dicht hinter mir sprang Abrahams ebenfalls nach.

Als ich wieder ordentlich zu denken vermochte, trieben wir schon mit unserem Boot auf dem Meer, und schon in ziemlicher Entfernung leuchteten in drei Reihen übereinander die Bullaugen. Der Bug des Dampfers wurde schon von den Wellen überschwemmt, aber noch immer hörte man Rufen und Schreien an Bord.

Fröstelnd drängte ich mich in eine Ecke des Bootes und starrte teilnahmlos nach dem sinkenden Dampfer hinüber. Ich hatte ein Gefühl, als ginge mich das alles gar nichts an, als ereigne sich da ein höchst gleichgültiges Schauspiel. Ich hatte das alles ja beim Untergang der „Titanic“ in den Zeitungen zum Überdruß gelesen.

„Um Gottes willen, mein Koffer steht noch in meiner Kabine! Mein Koffer mit dem ‚Stern von Travankore‘ darin!“ schrie Abrahams plötzlich und packte krampf-

haft meinen Arm. „Wir müssen wieder zurück! — Ich muß an Bord und den Diamanten holen!“ wandte er sich an die rudernden Matrosen.

Die Seeleute lachten und riefen ihm zu, er solle nur hinüberschwimmen, sie gäben sich zu solcher Dummheit nicht her.

„Es sind ja noch Leute an Bord!“ wandte Abrahams ein und begann aufs neue zu bitten, zu befehlen, zu beschwören. Als die Matrosen nur wortlos die Achsel zuckten, machte er ihnen Geldversprechungen. Zuletzt bot er jedem von ihnen hundert Gulden.

Die Ruderer hielten inne. Sie waren arme Teufel und hatten alle ihre Effekten eingebüßt — und für hundert Gulden kann man schon etwas wagen.

„Es ist gut, Herr! Wir wollen Sie noch einmal heranrudern. Aber Sie müssen schnell machen, sonst können wir nicht auf Sie warten.“

„Ich weiß ja genau, wo der Koffer steht!“ versprach Abrahams mit erleichtertem Aufatmen.

Unter den Passagieren an Bord der „Neederland“, die noch nicht eingebootet waren, schien große Verwirrung zu herrschen. Fluchen und Schreien, unterbrochen von der Donnerstimme des Kapitäns, der, getreu seiner Pflicht, auf der Brücke ausharrte, gellte durch die Nacht und jagte mir kalte Schauer durch den Körper. Mittschiffs hingen einige Taue und Strickleitern bis auf die Meeresoberfläche. Darauf hielten die Matrosen zu. An einer dieser Strickleitern klomm Hendrik Abrahams nach dem Deck empor.

Ich sah ihn im Kajüteneingang verschwinden.

Mehrere Minuten vergingen. Uns im Boote wurden sie zu Stunden.

Boot auf Boot stieß vom Dampfer ab, und immer stiller wurde es an Deck. Es schien, als seien alle

Passagiere gerettet, denn die „Neederland" war ausreichend mit Booten versehen — dank der „Titanic".



Da, deutlich bemerkbar, legte sich der Dampfer stark nach Steuerbord über.

„Er sinkt weg!" schrieen die Matrosen, und ohne Besinnen legten sie sich in die Riemen. Wie in einem bösen Traum befangen hingen meine Augen gebannt

an dem Dampfer. Konnte es möglich sein, daß die Matrosen kaltblütig den Diamantenhändler im Stich ließen? — Aber die Not, die Selbsterhaltung trieb sie an, und ich las es in ihren Gesichtern, daß sie es nur mit innerem Widerstreben taten.

Die Nacht hatte allmählich einer fahlen Dämmerung Platz gemacht, und deutlicher konnte man den verlorenen Dampfer erkennen.

Ein einziger Mann stand noch auf der Kommandobrücke — der Kapitän. Der brave Mann zog es vor, auf dem Meer, dem ja sein ganzes Leben gehörte, wie ein echter Seemann zu sterben.

Dies alles sah ich vom Boot aus, und mein Herzschlag ging schwer und langsam. Mit einem Male zuckte ich zusammen. Neben dem Kapitän erschien die Gestalt eines Mannes. Es war Hendrik Abrahams. Er schwang seinen ledernen Handkoffer winkend in der Rechten.

„Ob wir's noch wagen können, ihn von Bord zu holen?" warf einer der Matrosen fragend ein.

„Nein!" entgegnete der Bootsmann hart. „Es wäre unser aller Tod!"

Er hatte diese Worte noch nicht ausgesprochen, da senkte sich der Bug noch tiefer ins Meer, steil richtete sich das Heck in die Höhe — und die stolze „Neederland" schoß in die Tiefe*). Gurgelnd und brausend schlossen sich die Wogen über dem unglücklichen Schiff.

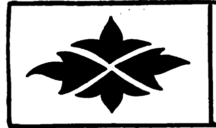
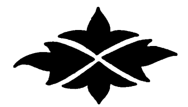
Unwillkürlich entblößten die Matrosen ihr Haupt; dann aber griffen sie mit neuer Kraft zu den Riemen, und bald entfernte sich das Boot weiter und weiter von jener Stelle, wo sich soeben eine Tragödie abgespielt hatte.

Der „Stern von Travankore" hatte sein letztes Opfer gefordert.

---

*) Siehe das Titelbild.



Die schöne Trebnitz.

Roman von Hans Becker.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Weder Sophie noch Xenia oder Paul hatten etwas von dem letzten Vorgang gesehen, der von neuem ertönende Gesang ließ sie glauben, daß die Bauern ihres Wegs gezogen seien. Aber Sophie war stark erregt, auch scheute sie sich, Baumeister gegenüberzutreten, dessen Warnung sie so wenig beachtet hatte. Sie fühlte, daß sie Vorwürfe verdiente, Xenia und Paul nachgegeben zu haben, was ihr durch den furchtbaren Schrecken, den sie gehabt, jetzt fast wie ein Verbrechen erschien. Auch als sie wieder im Hause waren, konnte sie sich über das Geschehene nicht beruhigen. Was war das für ein Leben hier? Keinen Schritt konnte man ja gehen, ohne in Gefahr zu kommen, totgeschlagen zu werden! Waren das Menschen, war es möglich, daß es Menschen gab, die noch auf einer solch niedrigen Stufe standen? Wie greuliche Tiere waren sie ihr erschienen mit den stumpfen, blöden Gesichtern, den stieren Augen.

Ganz ernsthaft dachte sie daran, sofort abzureisen. Immer von neuem sah sie vor sich, wie diese Halbwilden auf sie eindringen wollten. Aber wie geriet sie in Erstaunen, als Paul, kaum zu Hause angelangt,

nur von den Pferden sprach, auch Xenia sich anscheinend ganz ruhig zum Frühstückstisch setzte.

Als ob nichts geschehen sei.

Hatte das Mädchen denn nicht gesehen, wie ihr Verehrer mitten unter dem Haufen war? Sah sie in ihm vielleicht nur den Helden, der sie durch sein Dazwischenkommen gerettet?

Wer konnte wissen, was in dem Kopfe des Kindes vorging!

Als bald darauf Baumeister eintraf, kam Sophie gar nicht dazu, ihm das Vorgefallene zu erzählen, denn Paul rief ihm schon, kaum daß er die Tür geschlossen hatte, entgegen: „Karl Karlowitsch, wissen Sie, was wir erlebt haben?“

„Na, was denn? Ist ein Marder in die Falle gegangen?“

Paul lachte. „Nein, aber eine ganz nette Prügelei hat's gegeben. Hören Sie nur!“

„Und wo war das? Doch nicht hier im Park?“

„Nein, auf dem Wege vom Gestüt — wissen Sie, Karl Karlowitsch, dort am Walde, wo —“

Baumeister stand sofort wieder vom Frühstückstisch auf. „Ich werde sogleich ins Dorf reiten.“

Sophie errötete. Durch Nichtbeachtung der ihr gewordenen Warnung hatte sie alles verschuldet, nun jagte sie den Mann wieder fort — es war zum Verzweifeln, was sie angerichtet. „Karl Karlowitsch, ein Wort noch,“ sagte sie leise.

Baumeister blieb an der Tür stehen.

Sophie stand schnell auf und trat zu ihm. „Ich begleite Sie hinaus. Paul hat nur von sich gesprochen, ich will Ihnen die Sache nochmals erzählen.“

Als sie draußen auf der Freitreppe standen, fand Sophie nicht gleich Worte. Wieder kam ihr das Ge-

fühl, daß er böse auf sie war. Das reizte sie von neuem. Statt zu sagen, was sie ihm hatte sagen wollen, stieß sie plötzlich heraus: „Ich möchte fort, ich halte es hier nicht mehr aus!“

Das schien ihn zu erschrecken. „Sie wollen fort? Wohin? Sophie Karlowna — an dem Gedanken trägt doch wohl nur die gehabte Erregung schuld. Wollen Sie nicht abwarten, bis ich zurückkomme, wir sprechen dann weiter darüber. Es ist alles nicht so schlimm, Sie werden sich beruhigen.“

Er hatte ihre Hand genommen, hielt sie in der seinigen — ganz unbewußt, als ob er sie damit zurückhalten könnte.

Sie ließ ihm die Hand, ohne nachzudenken, und so, Hand in Hand, gingen sie die Treppe hinunter und schritten durch den Park.

Erst hier erwachten sie.

Sie entzog ihm ihre Hand. „Entschuldigen Sie, Karl Karlowitsch, daß ich nur an mich denke, nur von mir spreche. Es ist aber so, ich möchte fort, ich fürchte mich hier — auch Xenias wegen. Wer weiß, was da alles noch geschieht. Das Mädchen ist jetzt so ruhig, sie muß doch gesehen haben, daß jener Student auch dabei war. — Doch das habe ich Ihnen ja noch gar nicht erzählt. — Also gerade, als wir fortliefen, sah ich ihn aus dem Walde kommen. Ich wiederhole, das muß doch auch Xenia gesehen haben, ihr ruhiges Wesen jetzt erscheint mir fast unnatürlich. Das sind alles so ganz andere Menschen —“

„Frau v. Trebnitz, ich bitte Sie, fassen Sie jetzt noch keinen Entschluß. Und nun erzählen Sie die ganze Geschichte.“

Sie schilderte alles genau und schloß: „Wenn ich denken muß, daß das morgen, übermorgen wieder

passieren könnte — oder soll ich hier wie eine Gefangene sitzen, keinen freien Schritt tun dürfen —"

„Ruhe, Ruhe, Sophie Karlowna! Die ganze Sache ist nicht so schlimm. Nur der — na, wie soll ich ihn nennen? — der Romanheld Xenias ist einigermaßen verdächtig. Er wohnt beim Popen. Dem ist auch angst und bange geworden, als ich ihm sagte, daß der Kerl ihn an den Galgen bringen würde, wenn er ihn noch länger bei sich behält. Er hat mir versprochen, ihn, sowie er nach Hause kommt, einzuschließen und mich gleich zu benachrichtigen. Ich werde dann schon dafür sorgen, daß wir ihn loswerden. Sie sehen also, es ist nicht so schrecklich. — Die Bauern, denen Sie begegnet sind? Ja, du lieber Gott, die waren eben betrunken. Das kommt vor, manchmal sieben Tage in der Woche. — Aber da kommt schon mein Pferd. Sie versprechen mir, noch nichts zu beschließen. Sie sind doch hier nicht verlassen — ich bin doch da, bin doch Ihr Landsmann!"

Am Fuße der Treppe verabschiedeten sie sich, Sophie hatte auf seine Worte nur mit dem Kopfe genickt, das mußte ihm genügen.

In Gedanken ritt Baumeister dem Dorfe zu. Hatte er recht getan, Sophie gegenüber die ganze Sache so schön zu färben?

Ganz so, wie er es geschildert, verhielt es sich sicher nicht, denn den Popen fand Baumeister in heller Aufregung.

„Ich wollte gerade zu Ihnen, Karl Karlowitsch, denn es ist Schreckliches geschehen."

Baumeister erschrak. „Was ist —"

„Den einen, der hier bei mir wohnt — den hat man erstochen. Zwei Reitknechte vom Gestüt haben ihn gefunden und ins Dorf gebracht."

„Wo ist er?“

Der Pope schien etwas wie Scham zu fühlen. Er zögerte. „Ach, Karl Karlowitsch — zu mir wollte ich ihn nicht bringen lassen, Sie haben mir Angst gemacht. Man hat ihn also ins Gefängnis gebracht.“

„War der Arzt schon bei ihm?“

„Der war nicht zu finden — auch in der Schenke nicht.“

„Kommen Sie mit!“

Baumeister nahm sein Pferd am Zügel und ging mit dem Popen zum Ende des Dorfs, wo ein verlassener Stall das Gefängnis darstellte.

Sie fanden den Verwundeten ohne Besinnung, sein Kamerad, den man schon vorher dort eingesperrt, hockte neben ihm auf dem Fußboden.

Baumeister fragte diesen: „Lebt er noch?“

„Ja, er lebt noch, aber nicht mehr lange. Der Stich hat die Lunge verletzt.“

„Woher wissen Sie das?“

„Ich habe ihn untersucht, ich bin Mediziner.“

„Was kann man für ihn tun?“

„Nichts. Es ist ja auch nichts da, kaum daß mir der Kerl, der hier Wache halten soll, Wasser gebracht hat. Ich mußte ihm erst Geld dafür geben.“

Er sagte das höhnisch, kehrte sich ab und schien ein weiteres Gespräch vermeiden zu wollen.

Baumeister stand ratlos. Bis aus der nächsten Kreisstadt der Arzt kam, vergingen Stunden. Mehr helfen konnte der ja auch nicht als der Gefangene, der, wie er sagte, Mediziner war, aber man konnte doch einen Menschen hier nicht so auf dem Stroh sterben lassen! Was getan werden konnte, mußte getan werden. Alles übrige war dann Sache des Gerichts.

„Wenn Sie etwas brauchen, sagen Sie es mir. Ich

schicke alles vom Gute. Vielleicht könnte man den Verwundeten transportieren?"

Der Student schüttelte den Kopf.

„Soll ich ein Bett herschicken; oder was brauchen Sie sonst? Wir haben auf dem Gestüt eine Apotheke."

„Ich schreibe Ihnen auf, was nötig ist."

Der Student nahm aus der Tasche ein Notizbuch, riß ein Blatt heraus und schrieb etwas darauf. Das reichte er Baumeister. „Auch etwas starken Wein — Portwein — und — schicken Sie mir auch etwas zu essen. Ich habe seit gestern abend —"

„Gut, Sie sollen alles haben. Wer ist der Verwundete?"

„Das geht niemand etwas an."

Baumeister öffnete die Tür, um zu gehen.

„Nehmen Sie den Mann hier mit."

Der Pope, der angefangen hatte, laut zu beten, verstummte, lief schnell hinter Baumeister her, und als sie draußen waren, sagte er: „Wer er ist, haben Sie gefragt? Ich weiß, wer er ist, ich habe seinen Paß gesehen — zufällig. Ein Adeliger ist er. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß ein Adeliger sich mit solchen Dingen befaßt, ich glaubte ihm, als er mir erzählte, daß er Botaniker sei —"

„Das haben Sie mir schon erzählt."

„Ich wollte auch nur noch sagen, daß er mich getäuscht hat, denn —"

Baumeister verstand, daß der Pope sich fürchtete, in die Sache hineingezogen zu werden. Er beruhigte ihn. „Sorgen Sie sich nicht, es wird Ihnen nichts geschehen."

Darauf schwiegen beide. Sie gingen noch eine Weile nebeneinander, bis Baumeister sich verabschiedete und fortritt.

Warum lastete das alles auf ihm? Was hatte er, der Deutsche, mit all diesen Geschichten zu tun?

Es war das erste Mal, daß er sich diese Frage stellte, denn bisher hatte er nie darüber nachgedacht. Das deutsche Pflichtgefühl war es wohl, das ihn antrieb. Darüber hatte er die Pflicht gegen sich selbst vergessen, war hängen geblieben, älter geworden, statt gleich nach dem ersten Jahre seine ersparten Groschen zu nehmen, nach Deutschland zurückzugehen und nachzuholen, was er nachzuholen hatte. Nun war er ein Hauslehrer ohne Aussichten. Wenn Paul noch ein paar Jahre älter sein würde, war es vorbei mit dem Leben hier, und er konnte sein Bündel schnüren. Ja, das stand ihm wohl noch schneller bevor, wenn Lasarews jetzt nach Petersburg gingen, Paul ins Pagenkorps trat.

An all das hatte er bisher kaum gedacht. Er gestand sich das ruhig ein, scheute auch nicht davor zurück, sich klarzumachen, was ihm in den letzten Tagen in den Kopf gekommen. Vor seinen Augen stand das Bild der Frau, die die Schuld daran trug.

Welch köstliches Weib! Wenn man die erringen könnte!

Aber er konnte ja nicht, er durfte sich nicht einmal merken lassen, wie es um ihn stand.

Wenn sie nichts weiter gewesen wäre als eine arme Erzieherin, die sich ihren Lebensunterhalt verdiente wie er selbst, aus bescheidenen, bürgerlichen Verhältnissen, dann würde er wohl den Mut finden, vor sie hinzutreten. Aber so — eine Frau v. Trebnitz, eine elegante Dame der Gesellschaft! Sie würde ihn einfach auslachen. Für sie war das hier wohl nur ein Übergang, eine Flucht aus ihren bisherigen Kreisen. Erst einmal in Moskau oder Petersburg in der Gesellschaft, die sich im Lasarewschen Hause versammelte,

würde es ihr an reichen, vornehmen Bewerbern nicht fehlen. Sie war ein Wunder an Schönheit, die ganze Welt mußte ihr zu Füßen liegen.

Er war so in Gedanken versunken, daß er verwundert aufblickte, als das Pferd plötzlich stehen blieb. Er hatte gar nicht bemerkt, daß er schon auf dem Gute angelangt war.

Er stieg ab, übergab sein Pferd und ging ins Haus.

Im Speisezimmer traf er niemand. Sophie und Xenia waren wohl im Park, Paul hatte sich die Freiheit zunutze gemacht und trieb sich bei den Hunden oder sonstwo herum.

Baumeister fühlte es wie eine Erleichterung, daß er jetzt nicht zu sprechen, nicht zu erzählen brauchte. Er war müde, auch fühlte er im Augenblick nur sein eigenes Leid.

Wie plötzlich das über ihn gekommen war! Nur ein paar Wochen war sie hier, die ersten Tage hatte er nur Freude gefühlt über den angenehmen Zuwachs zu dem kleinen Kreise, es hatte ihm Vergnügen gemacht, die schöne Frau zu sehen, mit ihr zu sprechen. Das andere, tiefere Gefühl war erst nach und nach in ihm erwacht — an jenem träumerischen Abend hatte es angefangen, heute, als er sie in Gefahr gewußt, war es zum Durchbruch gekommen.

Er stand am Frühstückstisch, das Gedeck für ihn lag noch da. Aber er hatte keinen Hunger und schickte den Diener, der mit einer Platte hereinkam, wieder hinaus.

Dann besann er sich. Er mußte doch das, was der Gefangene ihm aufgeschrieben, aus der Gestütsapotheke holen lassen und mit Wein, Essen und Bettzeug ins Dorf schicken.

Also erst seine Pflicht tun. Später konnte er wieder träumen.

Als er fertig war und in den Park gehen wollte, um nun doch Sophie aufzusuchen, hörte er einen Wagen vor der Freitreppe anfahren. Der Großvater war gekommen.

Der alte Herr schien es eilig zu haben, sich schon wieder zu zeigen. In knapp einer Woche der zweite Besuch! Sonst ließ er sich im Monat kaum einmal blicken. Der neue Magnet zog ihn offenbar an.

„Na, Karl Karlowitsch, wie steht es bei Ihnen hier? Hab' da so allerlei gehört und wollte doch mal nachsehen. — Bei mir ist übrigens der Koch besoffen, ich muß mich also hier zu Tisch einladen. Bei euch wird's wohl was Gutes geben?“

Er hakte sich bei Baumeister ein und ging mit ihm in den Park.

Baumeister war bisher noch nicht zu Worte gekommen. Jetzt sagte er: „Ich suche eben die Damen, war bisher beschäftigt — nicht auf angenehme Art.“

Dann erzählte er ihm, was vorgefallen.

„Ordentlich durchpeitschen, dann wird die Bande schon wieder ruhig werden. Aber was ich sagen wollte: Schöne Frau, die neue Gesellschaftsdame! Was das Weib für Hände und Füße hat! Die Augen nicht zu vergessen! Halten Sie nur Ihr Herz fest, hier in der Einöde wirkt so 'ne hereingeschneite Schönheit doppelt gefährlich. Hab' das an mir selber gemerkt. Donnerwetter — wenn ich ein Jahr jünger wäre!“

Am Ende des Weges zeigten sich weiße Kleider.

Boris Safronow klemmte sein Einglas ein und strich über den Bart. „Dort ist sie!“

Sophie kam mit Xenia heran. Der alte Herr begrüßte sie lebhaft, nachdem er die Enkelin, die sich in seinen Arm hing, auf die Stirn geküßt.

Sophie hatte Baumeister einen fragenden Blick zu-

geworfen, und er hätte ihr gern ein paar beruhigende Worte gesagt, doch der alte Herr sprach ohne aufzuhören, führte auch später bei Tisch die Unterhaltung, wobei er absichtlich zu vermeiden schien, von den Vorgängen des Tages zu reden.

Baumeister beobachtete ihn mit Eifersucht, denn er glaubte zu bemerken, daß Sophie Gefallen an ihm fand.

Das wäre vielleicht etwas für sie. Den Alten heiraten, mit ihm in die Gesellschaft zurückkehren. Der würde schon tun, was sie verlangte. Sie war jedenfalls die Frau dazu, ihn zu leiten, ihren Willen durchzusetzen.

Er fühlte, wie es ihm bitter im Munde wurde, schalt sich dann gleich wieder im stillen, sich solchen Unsinn zusammenzureimen, und konnte doch nicht los von dem Gedanken, daß da ein Nebenbuhler saß, der vielleicht noch schneller, als er geahnt, seinen Hoffnungen ein Ende machen könnte.

Er war froh, als der alte Herr bald nach dem Essen fortfuhr. Wenigstens bis morgen würde er Sophie wieder für sich allein haben.

Was half ihm das aber, welchen Nutzen hatte er davon? Für ihn blieb sie doch unerreichbar.

Sophie trat, kaum nachdem der Wagen, bis zu dem sie alle Boris Safronow begleitet, mit diesem fortgefahren war, auf Baumeister zu. „Gehen wir noch ein bißchen in den Park?“

Baumeister nickte. Trotzdem er sah, daß sie einen Bericht von ihm erwartete, schwieg er noch ein paar Minuten. Es erschien ihm so köstlich, neben ihr her zu gehen, ohne zu sprechen, die kurze Frist auszukosten in dem Gefühl: sie ist hier bei dir, dicht neben dir, sie gehört dir allein!

Sein Schweigen machte sie ungeduldig. „Nun,

Karl Karlowitsch, Sie sprechen nicht — ist etwas zu fürchten?"

„Nein, nein — es ist alles in Ruhe. Es war ja auch nichts, nur ist einer verwundet worden bei der Schlägerei. Aber damit ist die Sache vorbei, glauben Sie mir! Eine einfache Prügelei, bei der, wie das so üblich, das Messer gebraucht worden ist. Betrunkene Bauern — da geht es nicht zart her. In Deutschland prügeln sich ja die Leute auch."

„Wer ist der Verwundete?"

Nun mußte er doch mit der Sprache heraus, denn lügen wollte er nicht, morgen würde man ja auch auf dem Gute davon erzählen. „Ein Student. Den anderen hat man ergriffen —"

Sie schrie auf. „Er also ist's, er, der Xenia —"

„Ja, der. Er soll sich mit den Bauern gestritten haben."

„Oh, der arme Mensch! Gewiß haben sie ihn umgebracht, weil er uns beschützen wollte. Schrecklich, wenn Xenia das erfährt! Was soll man ihr sagen? Wäre ich doch nie hierher gekommen!"

„Sophie Karlowna, ich bitte Sie, der Mann ist doch selbst schuld! Warum treibt er sich hier herum?"

„Wenn ich nur schon fort wäre!"

An etwas anderes schien sie nicht zu denken.

Wie ihm das weh tat! Wie deutlich mußte er erkennen, welch alberner Phantasie er sich hingegeben, als er angefangen, ihre freundliche Liebenswürdigkeit, die sie ihm gezeigt, anders zu deuten, als diese wirklich bedeutete: Freude darüber, daß sie hier in der Fremde nicht ganz allein stand.

Er war ihr sicherlich ganz gleichgültig — ein beliebiger Herr Müller oder Schultze, den sie hier angetroffen, wäre ihr dasselbe gewesen.

Sie wollte fort, würde fortgehen, und er hatte nicht die Macht, sie zu halten. Der Traum war dann zu Ende.

Trotz seines schmerzlichen Denkens sann er darüber nach, wie es möglich war, daß diese Frau ihn so plötzlich aus seiner ruhigen Bahn, aus seinem zufriedenen Leben geworfen hatte. Und immer wieder der gleiche Gedanke: Sie soll nicht fort, sie soll hier bleiben!

Sie waren am Hause angelangt. An der Treppe blieb sie stehen.

„Karl Karlowitsch, sorgen Sie dafür, daß ich bald fort kann!“

„Ich werde an Lasarews telegraphieren. Gewiß werden diese ihre Rückkehr beschleunigen.“

Sie seufzte. „Ich fürchte mich so!“

„Aber es ist doch nichts zu fürchten, es ist ja alles wieder ruhig. Glauben Sie mir doch!“

„Wann können Lasarews hier sein?“

„Lange kann es nicht dauern — in einer Woche vielleicht.“

„Gut, so lange will ich noch warten.“

Sie ging ins Haus.

Eine kurze Frist hatte er gewonnen.

Am anderen Morgen brachte der Pope die Nachricht, daß der Verwundete gestorben, der Gefangene entflohen sei.

Damit hatte die Sache wohl ihr Ende gefunden.

Baumeister war fast froh darüber — über das eine wie über das andere.

Ein verfehltes Leben weniger. Was machte das? Der Mann würde begraben werden. Damit war die Sache erledigt.

Plötzlich fiel ihm Xenia ein. Ob er es ihr sagte? Vielleicht war es besser, sie erfuhr es. Damit war die Sache aus ihrem Leben. Schwer hatte Baumeister das, was Sophie ihm erzählt, überhaupt nicht genommen. Xenia war ein Kind. Wenn sie hörte, daß der junge Mensch tot war, fühlte sie sich wohl eher befreit als bedrückt und vergaß schnell.

Sophie würde sich weigern, ihr die Sache beizubringen, also mußte er es selbst tun. Dann war das in Ordnung, ehe die Eltern ankamen.

Was sollte er die nervöse Mama noch mit der Liebesgeschichte plagen!

Mit Sophie wollte er aber jedenfalls vorher doch noch sprechen.

Das tat er denn auch gleich nach dem Frühstück, als er sie allein auf der Veranda traf.

Er war froh, als auch sie die Sache nicht zu tragisch nahm. Sie dachte jetzt wohl nur an sich, hatte, da sie fort wollte, das Interesse für alles andere verloren.

„Ja, sprechen Sie mit Xenia, Karl Karlowitsch. Ich glaube auch, daß es nicht tief bei ihr sitzt. Ich habe es vorher wohl zu ernst genommen, mir unnütze Sorgen gemacht.“

Baumeister hätte so gerne gewußt, ob Sophie an ihrem Entschluß, sobald als möglich fortzugehen, festhalte, aber er wollte nicht fragen, nicht daran rühren.

So ging er, um mit Xenia zu sprechen.

Sophie blieb allein zurück. Sie hatte sich aus der Bibliothek ein Buch geholt. Sie las aber nicht, das Buch lag in ihrem Schoße, sie träumte darüber hinweg, Gedanken stiegen von neuem in ihr auf, die ihr in der Nacht gekommen, als sie schlaflos, ängstlich auf jedes Geräusch lauschend, gelegen hatte.

Immer wieder waren die schrecklichen Gesichter der

Bauern ihr erschienen, tanzten um sie herum und grinsten sie an — sie hörte Flüche, sah Messer blitzen, hatte kaum geglaubt, die Nacht aushalten zu können, bis endlich die Erregung ihrer Nerven nachgelassen, die Müdigkeit gekommen war.

Schon im Halbschlafe hatte sie dann ein Gesicht gesehen, das ihr Ruhe brachte, das lächelnde, vornehme Gesicht des alten Herrn, des Großpapas.

An diese Erscheinung, an die Gedanken der Nacht knüpfte ihr jetziges Träumen an.

Welch prachtvoller Mann! Sie hatte sich so geborgen gefühlt, als er gekommen, seine muntere Laune, die hübsche Art, wie er ihr jetzt den Hof machte, hatte sie erfreut, so daß sie alles andere darüber vergessen hatte.

Großpapa! Sie mußte lächeln. Diese Bezeichnung paßte so gar nicht auf ihn, ließ sich mit seinem ganzen Wesen so wenig in Einklang bringen — wenigstens für sie nicht, denn ihr erschien er als ein Mann, dem man die Jahre noch nicht anmerkte.

Und wenn doch — was tat das? Wäre ein solcher Mann nicht Rettung für sie, aus ihrer Lage, aus allem —

Damals, nach dem Unglück, das sie betroffen, hatte sie geglaubt, alle Männer zu hassen, auch heute schien es ihr noch fast unmöglich, daß sie je wieder einem Manne sich zuwenden, je wieder lieben könnte.

Die Erscheinung, die jetzt in ihr Leben getreten war, milderte dennoch ihr Empfinden.

Es lag ja hier auch etwas ganz anderes vor. Ein Mann, ein älterer Mann, reich, vornehm, warb um sie — so mußte sie doch wohl sein Benehmen auffassen. Sie fühlte, daß es nur auf sie ankomme, der Annäherung eine Wendung zu geben, die ihr Leben mit einem Schlag ändern würde.

Nicht mehr hier sitzen und sich zu Tode ängstigen,

fort aus diesem Lande, reisen, alles wieder genießen dürfen, nichts mehr entbehren, jenen gleichstehen, für die sie jetzt doch nur eine bessere Dienerin war!

Neben dem Gesichte dessen, der ihr das alles bieten konnte, erschien ein anderes — Baumeister.

Auch er machte ihr den Hof — trotz aller Zurückhaltung, trotz der Mühe, die er sich gab, das nicht merken zu lassen. Seine Blicke hatten ihn verraten, der Schrecken, den er nicht verbergen konnte, als sie gesagt, daß sie fort wolle.

Sie hatte sich so wohl im Verkehr mit ihm gefühlt, war sich nicht mehr fremd, verlassen vorgekommen. Allerdings die Wahrnehmung, daß er angefangen hatte, sich in sie zu verlieben, war ihr peinlich gewesen.

Es war ja auch undenkbar! Was wollte der Mann denn von ihr?

Sollte sie ihn etwa heiraten und hier dann so weiterleben: er als Erzieher, sie als Gesellschaftsdame? Eine nette Position!

Oder sollten sie nach Berlin gehen, er Unterricht erteilen, sie in einer engen Wohnung, ohne Mädchen, ohne Bedienung, kochen und waschen — alles entbehren, was zum Leben gehörte?

Gott bewahre sie davor! Der Mann, dem sie ein solches Opfer bringen sollte, müßte erst geboren werden.

Was waren das überhaupt für Betrachtungen? Wie kam sie auf das eine, wie auf das andere?

Ihre Nerven mußten wohl noch nicht zur Ruhe gekommen sein, sonst hätten sich doch nicht solche Gedanken einstellen können!

Sie wollte fort von hier, sobald als möglich. Nur nicht mehr hier in Angst sitzen, hinter jedem Strauch, hinter jedem Schrank einen Mörder sehen!

Und dann wieder bei ihrer Schwester leben? War das möglich?

Die Erinnerung kam ihr, wie sich das Benehmen ihres Schwagers in den letzten Tagen vor ihrer Abreise geändert hatte — er, der vorher immer nur versteckten Tadel, Ermahnungen für sie gehabt, war fast zärtlich geworden! Schon in der Stunde der Unterredung mit ihr, als er von dem Sanitätsrat, von der Stellung für sie gesprochen — dann nachher, solange sie noch im Hause war!

Gegen die eigene Frau hatte er sich unwirsch gezeigt, aber auf dem Bahnhof, beim Abschied, hatte seine Stimme so eigentümlich geklungen, als ob er Tränen verschluckte.

Auch das noch! Da war ihr das Haus der Schwester von vornherein versperrt, wenn sie auch alles sonst über sich ergehen lassen wollte.

Das Blut stieg ihr in die Stirn. Warum redete sie sich das alles vor? Es hatten sich schon elegantere, stolzere Frauen ducken müssen!

Paul kam auf die Veranda gelaufen. Er hielt eine Depesche in der Hand.

„Ist Xenia nicht hier? Wo ist Karl Karlowitsch? Mama hat depeschiert — die Eltern kommen!"

Die Nachricht brachte Sophie keine Erleichterung, sie legte sich ihr schwer aufs Herz. Lasarews kamen, ihr Leben mußte sich entscheiden! —

Bei Tisch sah sie Baumeister und Xenia. Das junge Mädchen sah bleich aus, hielt die Augen auf den Teller gerichtet und antwortete auch auf alle Anzapfungen Pauls nicht, mit dem sie sonst immer zu tuscheln hatte.

„Was ist denn nur mit dir? Du machst ja ein Gesicht, als ob —"

„Laß mich, Paul, ich habe Kopfweh. Ich kann

auch nichts essen. — Entschuldigen Sie mich, Sophie Karlowna, ich muß mich hinlegen."

Ohne eine Antwort abzuwarten, stand Xenia auf und ging aus dem Zimmer.

Paul rief ihr nach: „Warst wohl über den Kirschen, na ja —"

Baumeister herrschte ihn an: „Schweig, Paul! Deiner Schwester ist nicht wohl, sie hat es mir vorher schon gesagt."

Sophie wollte aufstehen und Xenia nachgehen.

Er hielt sie zurück. „Lassen Sie sie, bitte, Sophie Karlowna. Es ist besser so. Später —"

Sophie verstand. Er hatte mit Xenia gesprochen.

Nach dem Essen ging Sophie an Xenias Tür, erhielt jedoch auf ihr Klopfen keine Antwort.

Erst beim zweiten Male rief Xenia von innen: „Wer ist da?"

„Ich bin's — Sophie!"

„Ach, bitte, Sophie Karlowna, ist kann jetzt nicht öffnen, ich möchte schlafen."

Sophie fühlte sich verletzt und ging. Sie war auch beruhigt, denn sie hatte Baumeister gebeten, Xenia nicht merken zu lassen, daß sie ihm von dem ihr anvertrauten Geheimnis gesprochen.

Schrecklich! Wohin sie tastete — Abhängigkeit, das Empfinden: Du bist eine Dienerin, mußt dir alles gefallen lassen, selbst von einem Kinde, das seine Tür vor dir zusperrt!

Würde das in Deutschland wohl besser sein? Schwerlich — vielleicht sogar noch schlimmer, viel schlimmer!

Warum nahm sie denn alles hier plötzlich so schwer? War dies neue Empfinden nicht etwas Unwahres, hatte sie sich denn bisher wie eine Dienende gefühlt, hatte

man sie nicht im Gegenteil ganz wie eine Dame, wie eine Gleichberechtigte, wie einen Gast behandelt?

Und all das wollte sie aufgeben wegen des bißchen Schreckens, den sie gehabt, den ihr ein paar betrunkene Bauern eingejagt?

Wie feige sie eigentlich war, wie ihr um ihr ärmliches Leben bangte! Da wollte sie fortlaufen ins Ungewisse! Sie sollte sich doch vor den anderen, vor den Kindern schämen.

Sie nahm auf der Veranda Platz. Der Diener kam, brachte Tee, zündete die Lampe an. Ein paar Minuten dauerte das, dann saß sie wieder allein.

Das tiefe Dunkel des Parks ängstigte sie von neuem, sie fühlte, wie die Furcht wieder heranschlich.

Endlich wurde sie erlöst. Baumeister kam, mit ihm Paul.

Nach dem Essen forderte Baumeister Paul auf, sich schlafen zu legen.

Paul zog ein Gesicht. „Es ist erst neun —“

„Nein, es ist schon zehn. Geh nur!“

Sophie begriff, daß er den Jungen fort haben, mit ihr allein sein wollte.

Das hätte sie gern vermieden. Er würde wieder fragen, ob sie einen Entschluß wegen ihrer Abreise gefaßt, sie wohl gar bitten, daß sie hier bleiben solle. Das wollte sie nicht, sie wußte ja selbst nicht, was sie tun sollte.

Schließlich kam es wohl gar zu einer Erklärung, er ließ sich hinreißen, sie mußte ihn zurückweisen, ihn kränken.

Das wollte sie nicht, sie wollte sich des Freundes, als den er sich bisher bewiesen, nicht berauben, er konnte ihr doch nützlich sein. Auch Mitleid regte sich in ihr. Er war ein so prächtiger Mensch, zu jedem Opfer fähig.

Sie stand auf. „Warten Sie, Paul, ich gehe mit.“

Baumeister sah erstaunt auf. „Sie wollen auch schon fort?“

„Ja. Gute Nacht — ich bin müde.“

Sie reichte ihm die Hand und ging mit Paul davon.

Auf ihrem Zimmer bereute sie, was sie getan. Nun saß sie hier, konnte sich nicht entschließen, zu Bett zu gehen —

Plötzlich hörte sie Schritte, die über den Korridor kamen — leise, schleichende Schritte, die vor ihrer Tür halt machten.

Das Herz stand ihr still, mit weitgeöffneten Augen sah sie auf die Tür, trotzdem sie wußte, daß sie diese verschlossen hatte.

Jetzt faßte eine Hand nach dem Türgriff und suchte zu öffnen. Als die Tür nicht nachgab, blieb es einige Atemzüge lang still, dann wurde leise geklopft.

Sophie war entsetzt. Wer konnte das sein, wer —

Sie wollte um Hilfe rufen, brachte aber keinen Ton heraus.

Da hörte sie ihren Namen rufen: „Sophie Karlowna — bitte, öffnen Sie!“

„Xenia!“

Mit einem Aufschrei war Sophie an der Tür, öffnete und zog Xenia ins Zimmer.

Sie preßte sie in ihre Arme, küßte sie, und dabei stammelte sie: „Wie war ich erschrocken! Ich dachte —“

Erst nach Minuten besann sie sich.

„Verzeihen Sie, ich bin durch alles, was geschehen, so erregt. Kommen Sie, setzen Sie sich!“

Erst jetzt sah sie Xenia an, empfand, als sie in dies bleiche Gesicht blickte, wie kindisch sie ihr, die gekommen war, um für einen großen Schmerz Trost zu suchen, mit ihrer kleinlichen Furcht erscheinen mußte.

Mit ernsten, traurigen Augen sah Xenia zu Sophie auf, durch das dünne Nachtgewand schimmerten die zarten Arme und Schultern, wie ein eingeschüchtertes Kind stand sie da.

„Kommen Sie, Xenia — setzen Sie sich doch!“

Es blieb still im Zimmer, Xenia hatte den Kopf an Sophies Schulter geschmiegt, die Arme um ihren Hals geschlungen. Sie sprach nicht, sie schien stumm ihren Schmerz ausweinen zu wollen.

Sophie war dies Schweigen eine Wohltat. Womit hätte sie auch das Mädchen beruhigen können?

So saßen die beiden — eine Frau, die das Leben kannte, in Verlegenheit dem Kinde gegenüber, noch immer eingesponnen in ihre kleine Furcht vor Schrecknissen, von denen sie sich bedroht glaubte — die andere, ein Kind, von einem, dem ersten gewaltigen Schmerz ergriffen, bereit, ihr junges Leben zum Opfer zu bringen, wenn sich dadurch Geschehenes ungeschehen machen ließe.

Aus ihren Worten, die jetzt langsam, stoßweise aus ihrem Munde kamen, ging das hervor.

„Ach, Sophie Karlowna — wie schrecklich, wie grausam! Ich, ich trage die Schuld. Wenn ich doch sterben könnte! Warum hat Gott nicht mein Leben genommen, denn zu was bin ich nütze? Warum mußte er, der so viele Tausende erlösen, glücklich machen wollte —“

Sophie horchte auf. Was für überspanntes Zeug sprach das Mädchen da! Sollte sie —

„Ich habe Ihnen damals nicht alles gesagt, denn ich durfte nicht. Jetzt, jetzt kann ich sprechen. Ein so edler Mensch war er — alle, die leiden, wollte er erretten, ich sollte ihm helfen, an seiner Seite stehen —“

„Xenia, was sprechen Sie da?“

Sophie schrie es heraus. Erst jetzt wurde sie sich

bewußt, vor welchem Abgrunde das Mädchen gestanden. Das bißchen Verliebtsein, diese Kinderei — was galt die gegen dieses Eingeständnis!

Sie war aufgesprungen, hatte das Mädchen von sich gestoßen. Mit fliegendem Atem wiederholte sie immer von neuem: „Xenia, Xenia, was sagen Sie, was sprechen Sie da?“

Xenia stand vor ihr. Die ernsten, traurigen Augen leuchteten jetzt wie im Fieber. Sie hatte die Hand erhoben, deutete hinaus in die Dunkelheit. „So dunkel, so traurig ist das Leben der Menschen, so trostlos, so öde! — Dies Dunkel wollte er erhellen, das Volk, sein Volk zum Lichte führen —“

Das Kind war wahnsinnig oder krank. Sophie sah sich wirr im Zimmer um. Was sollte sie tun, was konnte sie tun? Endlich ein Gedanke. Baumeister — er allein konnte helfen!

Sie eilte auf die Tür zu, preßte die Finger auf den Knopf der elektrischen Glocke, immer von neuem, so daß es laut durch das Haus gellte.

Xenia sah nicht, was Sophie tat, sie stand da, die Augen auf das Fenster, in die Finsternis gerichtet.

Endlich hörte Sophie Schritte. Es klopfte. Eines der Hausmädchen steckte den Kopf zur Tür herein.

Sophie schrie ihr zu: „Rufen Sie Herrn Baumeister — sofort! Das gnädige Fräulein ist erkrankt.“

Das hatte Xenia gehört, eine plötzliche Veränderung war mit ihr vorgegangen. Der traumhafte Zustand, in dem sie sich eben noch befunden, schien gelöst. Sie trat auf Sophie zu. „Ich bin nicht krank. Aber Sie sind schlecht. Sie haben mein Vertrauen mißbraucht, haben mich verraten. Jetzt verstehe ich erst, was Karl Karlowitsch andeutete — pfui!“

Sophie hörte nicht auf sie, so gespannt horchte sie

nach der Tür. Sie zitterte und hätte sich Baumeister, der endlich durch die offengebliebene Tür stürzte, fast in die Arme geworfen.

„Endlich, Herr Baumeister! — Xenia ist krank, sie fiebert — helfen Sie!“

Sie wußte kaum, was sie sprach.

Baumeister begriff sofort, was geschehen sein konnte. Er sah Xenia mitten im Zimmer stehen, die Augen zornig auf Sophie gerichtet, die Hand wie anklagend gegen sie erhoben.

Auch ihm gegenüber, als er ihr den Tod des Studenten mitgeteilt, hatte Xenia sich leidenschaftlich gezeigt, geweint und geklagt, allerlei phantastisches Zeug gesprochen, so daß es seiner ganzen Autorität bedurft hatte, um sie zu beruhigen. Jetzt sah er, daß ihm das doch nicht ganz gelungen, daß es ernster war, als er sich vorgestellt, daß das Kind, wofür er sie noch immer genommen, wohl doch schon den Einflüsterungen jenes Unseligen erlegen war.

Diese Überlegung kam ihm erst jetzt, denn vorher hatte er nur Augen und Sinne für Sophie gehabt.

Wie eine heiße Wolke hatte es ihn umhüllt, als die Frau, die er liebte, ihm so hilflos entgegengestürzt war, bei ihm Schutz suchen wollte. Ein sehnsüchtiges Verlangen war in ihm gewesen, die Arme auszubreiten, sie an sich zu reißen. Ein Glück, an das er nicht glauben, nicht denken gewollt, hatte ihn durchzuckt.

Nun war der Rausch vorüber, er hatte sich wieder in der Gewalt.

„Sophie Karlowna, was ist geschehen?“

Sophie zeigte auf Xenia. „Sie ist krank, sie fiebert!“

Xenia ließ den erhobenen Arm sinken. „Ich bin nicht krank, Sie können nur nicht begreifen, was in mir vorgeht.“

Ihre Stimme berührte Sophie fremd. Etwas noch nie Gehörtes, etwas Tragisches lag darin.

Baumeister war zu Xenia getreten und faßte nach ihrer Hand. „Kommen Sie, Xenia, Sie müssen schlafen. Ich schicke Ihnen Anjuta, die soll bei Ihnen bleiben, damit Sie nicht allein sind.“

Xenia trat zurück. Ihre Wangen waren jetzt heiß gerötet, ihre Augen funkelten. „Ich will nicht schlafen, ich muß wachen —“

Plötzlich warf sie die Arme in die Luft und wäre hingestürzt, wenn Baumeister sie nicht aufgefangen hätte.

Auf seinen Armen trug er sie zur Tür.

Als wenn er sich erst jetzt wieder Sophies erinnerte, blieb er dort stehen. „Sophie Karlowna — verzeihen Sie, wünschen Sie noch etwas?“

Seine Frage erschien Sophie kühl, erzwungen, als ob ein Vorwurf darin steckte, ein Tadel, daß sie sich nicht besser beherrscht hatte.

„Nein — danke!“

Sie schloß die Tür hinter ihm, laut, geräuschvoll, damit er verstehen sollte, daß sie von ihm keinen Schutz, keine Hilfe mehr erwarte, entkleidete sich hastig und legte sich zu Bett.

Die Decke zog sie über den Kopf. Nur nichts mehr hören und sehen von dieser Wirtschaft hier!

Noch in der Nacht schickte Baumeister einen Wagen zum Arzt und einen reitenden Boten zu Boris Safronow.

Der alte Herr kam schon am Morgen angefahren. „Was habt ihr denn hier wieder?“ rief er noch vom Wagen aus. „Nicht einmal schlafen kann man!“

„Verzeihen Sie, Boris Borisowitsch — Ihre Enkelin ist erkrankt.“

„Was fehlt ihr denn?“

„Sie fiebert stark, hat phantasiert —“

„Wer ist bei ihr? Wohl die schöne Frau, die Trebnitz? Da will ich doch gleich —“

„Frau v. Trebnitz hat sich selbst stark erregt, ich wollte sie —“

„Wie besorgt Sie sind!“ Er kniff das linke Auge zu und lächelte Baumeister an. „Wohl 'n bißchen verliebt — was? Schade, daß sie nicht da ist. Hätte gern mit ihr gefrühstückt. Also wollen wir ohne sie nach Xenia sehen.“

Anjuta, die an Xenias Bett saß, berichtete, daß das gnädige Fräulein viel phantasiert habe — jetzt erst sei sie still geworden.

Safronow schüttelte den Kopf. „Da ist's wohl besser, wir gehen wieder. Können ja doch nichts helfen. Zu dumm, daß meine Tochter nicht zu Hause ist!“ wendete er sich an Baumeister. „Ewig diese Reiserei, die Kinder allein —“

„Aber ich bin doch —“

„Verzeihen Sie, Karl Karlowitsch, ich meine das nicht so, Sie sind ja da, tun natürlich alles, ja, ja — Sie versäumen nichts — ah —“

Die Tür hatte sich geöffnet, vor ihm stand Sophie.

„Guten Morgen, meine Gnädigste!“

Baumeister sah, wie die Augen des alten Herrn glänzten. Er empfand dabei kaum Eifersucht, hatte nur das Empfinden, daß jener in diesem Augenblick doch weniger Kavalier und mehr besorgter Verwandter sein müßte, hatte er doch selbst all seine Gefühle für Sophie zurückgedrängt in der Sorge um die Erkrankte.

Auch mit Sophie war Baumeister nicht zufrieden;

sie schien beim Anblick Safronows gleichfalls die Kranke vergessen zu haben, denn statt weiter in das Zimmer zu treten, blieb sie in der geöffneten Tür stehen.

„Erlauben Sie, Sophie Karlowna,“ sagte er, „daß ich die Tür schließe. Die Zugluft könnte der Kranken schaden.“

Sophie glaubte in diesen Worten schon wieder einen Vorwurf zu hören, fühlte jedoch gleichzeitig selbst, daß sie im Unrecht war, gestern wie heute. Sie kannte den Mann doch, wußte, daß ihm in erster Reihe stets die Pflicht stand. Schnell ging sie auf das Bett Xenias zu.

Baumeister schloß die Tür.

Safronow hatte von dem kleinen Gefecht, das sich zwischen den beiden abgespielt, nichts gemerkt. „Gnädigste haben wohl auch noch nicht gefrühstückt?“ fragte er. „Wenn Sie gestatten, werde ich warten, um in Ihrer Gesellschaft —“

Wieder dieser Kavalierton! Baumeister fühlte jetzt gehörigen Ärger, ja noch mehr, er empfand nun doch Eifersucht. Während er, den Kopf voll Sorgen, herumlaufen mußte, würden die beiden in Gemütsruhe am Frühstückstische sitzen. Wer konnte wissen, wozu sich Safronow hinreißen ließ! Der joviale alte Herr erschien ihm plötzlich wie ein alberner Geck.

Er führte ihn ins Speisezimmer, forderte ihn auf, Platz zu nehmen, und ging dann, um Paul zu suchen.

Auf seinem Rückwege begegnete er im Korridor Sophie, die aus Xenias Zimmer herausgekommen war.

Er wollte mit kurzem Gruße an ihr vorüber. Sie hielt ihn an. Die Szene vorher, als er sie an ihre Pflicht zu erinnern schien, stand ihr vor Augen, auch das, was sie gedacht, war wieder zurückgekehrt.

„Sind Sie mir böse, Karl Karlowitsch? Ich konnte

doch den alten Herrn nicht einfach stehen lassen, mußte ihm doch antworten —"

Baumeister war schon wieder versöhnt. Er freute sich, daß sie ihn begriffen. Er reichte ihr die Hand. „Ich habe Ihnen noch gar nicht guten Morgen gewünscht. Wie haben Sie geschlafen? Gestern abend kam ich gar nicht dazu, mich —"

„Ach Gott, die arme Xenia! Wenn es nur bald besser würde!"

Das klang wieder recht oberflächlich. War sie doch ohne tieferes Gefühl?

Er hob die Schultern. „Man muß erst den Arzt hören. Ich rufe Sie, sobald er kommt."

Sie nickte, ging schnell vorwärts, denn die Tür des Speisezimmers hatte sich geöffnet, und in ihr zeigte sich die hohe Gestalt Safronows.

Baumeister sah, wie sich Safronow tief vor ihr verneigte, zurücktrat, ihr den Eintritt freigab und dann die Tür hinter ihnen schloß.

Ein Bild aus seinem Studentenleben fiel ihm ein, ganz plötzlich wuchs das vor ihm auf. Er hatte einer kleinen Sängerin von einem Café chantant den Hof gemacht, war toll verliebt gewesen in sie, sie auch in ihn — bis sie die Bekanntschaft eines reichen Börsianers machte. Da zog sie sich sachte zurück. Erst log sie ihn an, hatte hundert Ausreden, wenn sie sich ein paar Tage nicht hatte sehen lassen, bis er mißtrauisch geworden war und ihr eines Nachts vor dem Café auflauerte. Es war im Winter, eine kalte Nacht — er erinnerte sich noch genau, wie ihm die Füße fast zu Eis erstarrten, als er in der Straße auf und ab lief.

Endlich war sie herausgekommen — am Arm ihres neuen Verehrers. Ein Auto rollte heran, sie stiegen ein, die Tür des Wagens klappte zu — mit einem

Geräusch, das er noch heute nicht vergessen, das er noch eben zu hören geglaubt, als sich die Tür des Eßzimmers hinter jenen beiden geschlossen hatte.

Was für Dummheiten! Wie kam ihm nur die Geschichte jetzt in den Kopf? War da eine Ähnlichkeit, ein Vergleich möglich?

Er strich sich über die Stirn, fühlte, daß ihm der kalte Schweiß ausgebrochen war.

Sophie und Boris Safronow frühstückten mit vollem Behagen, mit keinem Gedanken dachten sie in dieser Stunde an das Krankenzimmer.

Der alte Herr zeigte sich von seiner besten Seite. Hatte er sich in Gegenwart Baumeisters noch zurückgehalten, so war er jetzt ganz der galante Kavalier von ehemals. Er fühlte sich wieder jung und verstand selbst nicht, wie er sich als alter Mummelgreis auf sein Gut hatte setzen und seine Gicht pflegen wollen.

Sie plauderten über Reisen, über Paris, über Berlin. Dabei wanderten seine Augen unausgesetzt über ihr Gesicht, über ihre herrliche Figur, über ihre Hände — wie die schlanken Finger ein Brötchen zurechtmachten und zum Munde führten, wie sie die Tasse hoben. So was gab's einfach nicht mehr in der Welt — eine so vollkommene Schönheit.

Sophie fühlte die Huldigung, die in seinen Blicken lag. Schon gedachte Gedanken stiegen von neuem in ihr auf. War dieser Mann ihr Schicksal?

Bilder eines sonnigen Lebens flogen an ihr vorüber, sie glaubte die Macht, die sie über ihn besaß, zu erkennen. Würde eine Frau in ihrer Lage noch Zweifel hegen, was sie tun sollte, tun mußte?

Sie beobachtete ihn ihrerseits. Ein stattlicher, im-

posanter Mann war er immer noch. Einige Atemzüge lang verdunkelten sich ihre Augen. Ein anderes Gesicht trat in ihre Erinnerung, ein Gesicht, an das sie nicht, nie mehr hatte denken wollen — das Gesicht ihres Mannes in Jugend, in Schönheit strahlend.

Aber ihre Lippen hoben sich verächtlich. Was hatte seine Jugend, seine Schönheit ihr gegeben?

Sie atmete tief auf, ihre Nasenflügel bebten. Ein Entschluß regte sich in ihr.

Sie stieß die Hand, die sich leise auf die ihrige gelegt, nicht zurück. Sie lauschte gespannt, begierig auf die Worte, die neben ihr ertönten.

„Sophie Karlowna, welch schlimme Gedanken bewegen Sie so plötzlich? Darf ich es nicht wissen? Wollen Sie mich nicht mit Ihrem Vertrauen beehren? Vielleicht kann ich helfen —“

Die Erinnerung war schon wieder ausgelöscht. Sophie konnte lächeln. „Ich danke Ihnen herzlich. Aber wie könnten Sie mir helfen? Ich fühle mich hier unglücklich — ich fürchte mich. Keinen Schritt wage ich zu tun, eine Gefangene bin ich hier —“

Safronow beugte sich näher zu ihr. „Eine Gefangene? Wenn Ihnen nun angeboten würde, diese Gefangenschaft mit einer anderen, weit angenehmeren zu vertauschen? — Sie lächeln, darf ich mir das günstig deuten, darf ich weitersprechen?“

Ohne Antwort blickte sie vor sich nieder.

Da zog er ihre Hand an seine Lippen. „Würden Sie mir dies Händchen anvertrauen, sich von mir führen lassen — fort von hier in die Welt, wohin Sie bestimmen?“

Sophie sah auf, ihre Blicke begegneten sich. Sie wollte antworten, ein Klopfen an der Tür aber hielt sie zurück.

Ein Diener meldete, daß der Arzt gekommen sei und Herr Baumeister Frau v. Trebnitz bitten ließe.

Sophie hatte Safronow ihre Hand entzogen und sich schnell erhoben. Nur mit einer Bewegung ihres Kopfes gab sie zu erkennen, daß sie ihn nicht abwies — dann folgte sie dem Diener.

Safronow blieb am Tische sitzen. Die Erregung hatte sein Gesicht gerötet. So leicht hatte er sich die Sache nicht vorgestellt. Aber schließlich — sie bleiben sich doch alle gleich, die Weiber.

Er brauchte nicht einmal besonders stolz zu sein auf seinen Sieg. Gewiß — sie war schön und herrlich, aber doch nur eine Gesellschafterin.

Plötzlich fuhr ein Gedanke in ihm auf. Am Ende hatte sie den Antrag anders aufgefaßt, dachte an eine Heirat! Das wäre —

Erregt lief er im Zimmer umher. Da wäre er ja in einer netten Patsche! Heiraten — fiel ihm ja gar nicht ein!

Am liebsten hätte er sich in seinen Wagen gesetzt und wäre davongefahren.

Aber was half ein solches Vogelstraußspiel? Also besser, ihre Rückkehr abwarten, ein vernünftiges Wort mit ihr reden — den Kopf konnte es nicht kosten.

Ihm wurde doch bange bei dem Gedanken. Sie hatte so etwas an sich, war so ganz große Dame — an ihre Schönheit durfte er schon gar nicht denken. Wenn sie wieder vor ihm stand oder neben ihm saß, machte er sicher von neuem Dummheiten! — Also doch besser: schnell fort, sich die Sache erst ordentlich zurechtlegen, das Blut abkühlen lassen!

Er schlich zur Tür.

Zu spät — er hörte sie den Gang herunterkommen. Freudig erregt kam ihm Sophie entgegen.

Um des Himmels willen — jetzt würde sie sich an seine Brust werfen, die Geschichte war fertig!

Eine Sekunde lang war er entschlossen, alles über sich ergehen zu lassen, auch zu heiraten. Das Weib war zu herrlich — mochten die Leute die Mäuler aufreißen!

Doch nichts geschah.

„Gott sei Dank," sagte sie nur, „mit Xenia geht es besser. In einigen Tagen wird sie gesund sein."

Das gab ihm die Haltung zurück. „Ausgezeichnet! Werde gleich selbst zu ihr —"

Damit wollte er sich davonmachen.

Doch sie blieb dicht vor ihm stehen.

Da ergriff er entschlossen ihre beiden Hände. „Sophie Karlowna — wir haben uns doch vorhin verstanden? Mein Antrag —"

Die Worte wollten doch nicht recht heraus, er mußte all seinen Mut zusammennehmen.

„Sophie Karlowna — wollen Sie mit mir kommen? Ich nehme Sie von hier fort, wir gehen auf Reisen, nach Paris, nach Berlin — wohin Sie befehlen. Ich will für Sie sorgen, Sie sollen sich nicht mehr herumstoßen lassen, ich kann das nicht dulden —"

Er trat ihr näher, schien sie an sich ziehen zu wollen.

Da hatte sie begriffen. Verächtlich stieß sie ihn zurück. „Wie können Sie es wagen —"

„Sophie Karlowna, bedenken Sie doch —"

Sie trat vor mit erhobener Hand. Er glaubte, sie wolle ihm ins Gesicht schlagen.

Sein Gesicht veränderte sich, bekam etwas Greisenhaftes, die hohe Gestalt sank in sich zusammen. Ohne ein Wort schlich er davon.

Sophie rang schluchzend die Hände. Ein großes Entsetzen kam über sie.

Durch ihre eigene Schuld war's geschehen. Warum hatte sie es so weit kommen lassen?

Sie wäre seine Frau geworden — ohne Liebe für ihn, ohne Neigung, nur um einen Halt zu gewinnen, sich nicht herumstoßen lassen zu müssen, hatte es schon als Glück angesehen, als großes Glück, war eilig zurückgekommen, um ihm auf seine Frage bejahende Antwort zu geben. Und nun diese Schmach!

Aber sie war ja nur eine Erzieherin, eine Gesellschafterin — der durfte man das bieten!

Sie starrte vor sich hin. Was nun?

Zukunftlos, heimatlos — ihres Bleibens war doch kaum hier noch!

Aber wo sollte sie hin? Sie hatte doch schon alles bedacht, sich die Trostlosigkeit einer Rückkehr nach Deutschland klargemacht, war auch schon halb entschlossen gewesen, hier ruhig auszuhalten!

Wenn Lasarews erst angekommen sein würden, wäre es ja auch nicht mehr so schrecklich gewesen, sie wären wohl bald von hier fortgegangen nach Moskau oder Petersburg. Auch Xenia hatte sich vorhin wieder lieb und gut zu ihr gezeigt. Sie hatte ihr fest die Hand gepreßt, sie gar nicht mehr loslassen wollen — es lag darin wohl eine Bitte um Verzeihung.

Es war alles schon wieder gut gewesen, Sophie hatte sich von neuem zu Xenia hingezogen gefühlt, vielleicht mehr noch in dem Gedanken, daß sie ihr eine Verwandte werden sollte.

Daran dachte sie jetzt wieder, und dabei fiel ihr ein, daß sie ja die Großmutter Xenias hatte werden wollen. Der Gedanke erschien ihr so spaßhaft, daß sie trotz ihrer Verzweiflung lächeln mußte.

Das ließ sie den Auftritt von vorhin milder, leichter beurteilen. Der alte Herr, der fast schon mit dem

Leben abgeschlossen, hatte sich eben durch ihre Schönheit entflammen lassen. Warum nahm sie das so tragisch? Wenn jemand sich zu schämen hatte, war doch er es!

Sie tat also doch wohl besser, zu bleiben.

Leise wurde die Tür geöffnet. Pauls Kopf erschien in der Spalte. „Guten Morgen, Sophie Karlowna! Sind Sie allein — Karl Karlowitsch nicht hier?"

„Fürchten Sie sich vor Karl Karlowitsch? Ist er so böse?"

Paul hob die Hand. „Gott bewahre — er ist herzensgut. Das heißt beim Unterricht kann er manchmal fuchswild werden. Wissen Sie, wenn ich nicht gleich begreife oder nicht gelernt habe. Na und heut — er hatte mich auf neun Uhr bestellt, es ist jetzt elf vorbei —"

Plötzlich stellte er sein Teeglas, das ihm Sophie eingeschenkt und das er eben zum Munde führen wollte, wieder hin.

„Ach, Sophie Karlowna, in Ihrer Gegenwart kann man doch gar nicht schelten, Sie sind so schön, daß —"

Er beendete seinen Satz nicht, sprang auf, griff nach ihrer Hand und wollte diese küssen.

Sophie entzog ihm die Hand heftig. „Paul — was fällt Ihnen ein! Wenn ich das Karl Karlowitsch erzähle —"

Dabei mußte sie doch lachen. Erst der Großvater, jetzt der Enkel! War sie denn wirklich eine so gefährliche Schönheit?

Paul war auf seinen Platz zurückgelaufen, er schämte sich und fürchtete, daß sie darüber sprechen könnte. Unter halbgeschlossenen Augenlidern schielte er nach ihr hinüber, und als er sah, daß sie es nicht böse meinte, lachte auch er. „Es war ja nur ein Scherz, Sophie

Karlowna. Sie werden doch nichts sagen? Ich wollte doch nur, ich —“

Baumeister erschien in der Tür.

„Also hier steckst du? — Entschuldigen Sie, Sophie Karlowna, wenn ich hier in Ihrer Gegenwart ein Strafgericht halte.“

Sophie wollte Paul zu Hilfe kommen. „Lassen Sie nur, denn ich trage die Schuld. Paul hatte mich gestern gebeten, ihn bei Ihnen zu entschuldigen, wenn er heute länger schliefe, da er sich angegriffen fühle. Er sagte mir das, als wir zusammen von der Veranda gingen.“

„Das ist etwas anderes.“ Dann, sich zu Paul wendend, fuhr er fort: „Wir wollen jetzt an die Arbeit gehen. Wir müssen uns eilen, ein paar Stunden mehr werden es heute schon werden.“

Nach einigen Tagen kam Frau v. Lasarewa an. Sie war über Petersburg gereist, ihr Mann dort zurückgeblieben. Doch sie kam nicht allein, in ihrer Begleitung befand sich ihr Schwager, ein jüngerer Bruder ihres Mannes.

Frau v. Lasarewa war sehr aufgeregt, ihre Nerven, wie sie erklärte, aufs äußerste angespannt — nicht nur durch die Nachrichten über die Bauerngeschichten, mehr noch durch die überhastete Reise. Sie war glücklich, Xenia wieder wohl und munter zu finden, von Baumeister zu hören, daß auch sonst alles wieder ruhig wäre.

Gleich in der ersten Stunde erzählte sie, daß sie demnächst alle nach Petersburg übersiedeln, Herbst und Winter in der Hauptstadt zubringen würden, denn ihr Mann sei ins Ministerium der Landwirtschaft berufen

worden, da große Veränderungen in den Krongestüten bevorständen, wobei man seinen Rat verlange.

Sophie war über den plötzlich aufgetauchten Schwager sehr erstaunt. Bisher hatte noch niemand von ihm gesprochen. Oder doch? Richtig — Paul hatte einmal von einem Onkel erzählt, der in Paris sei.

Nikolai v. Lasarew war ein auffallend hübscher Mensch. Groß, schlank, mit dunklem, sorgsam gepflegtem Haar, glatt rasiert, mit schöngeformtem Mund, wäre er eine der Gestalten gewesen, wie man sie unter den Botschaftsattachés aller Länder zu Dutzenden findet — seine besondere Schönheit lag in den Augen, wunderbaren dunklen, orientalischen Augen, die beim ersten Sehen gefangennahmen.

Wohl ohne daß er es wollte oder wußte, schienen sie zu liebkosen, zu werben, so daß Sophie fast verblüfft war, als er ihr vorgestellt wurde.

Er aber auch. Zwei echte Rassemenschen standen sich gegenüber.

Seine Schwägerin hatte ihn schon gewarnt und ihm gesagt: „Die neue Gesellschafterin bei uns ist eine sehr schöne Frau. Daß Sie keine Dummheiten machen, Nikolai! Vergessen Sie nicht, daß Sie verlobt sind!“

Er hatte gelacht. „Fürchten Sie nichts, meine liebe Natalie. Ich komme aus Paris und bin unangetastet geblieben, für deutsche Schönheit habe ich nichts übrig.“

Jetzt, als er Sophie gesehen, ging eine Wandlung in ihm vor. Seine Gedanken flogen zu seiner Verlobten, verglichen und machten ihn verdrießlich. Es gab also doch noch mehr Schönheit — hier diese Frau. Alle mußten sie dagegen einpacken, auch Komtesse Dalenkowa, seine Braut.

Er war wirklich verdrießlich, schon darüber, daß er einen Vergleich zwischen dieser und einer deutschen

Gesellschafterin angestellt. Er nahm seine hochmütigste Miene an, verbeugte sich steif, konnte aber seinen Augen nicht wehren.

Ein paar Tage hielt er sich zurück, dann fing er an zu begreifen, daß er in ihrer Nähe nicht ruhig bleiben würde. Also entweder fort oder —

Er blieb bei dem „oder". Warum auch nicht? Eine ganz nette Zerstreuung für die paar Wochen auf dem Lande. Bei aller Schönheit würde sie in ihrer Stellung leicht zu erobern sein.

Eines Morgens forderte er die Damen zu einem Ausritt auf. Natürlich ritt Xenia mit. Das störte ja, aber er würde schon Gelegenheit finden, mit Sophie allein zu sein.

Dreimal ritt Xenia mit, dann erklärte sie, als die Pferde schon vor der Tür standen, daß sie heute nicht reiten könne, Onkel Nikolai und Sophie Karlowna sollten ohne sie reiten.

Natürlich wollte nun auch Sophie zurückbleiben, aber Xenia drang in sie, ihretwegen den Morgenritt nicht aufzugeben, sie lege sich für einige Stunden, wolle gern allein sein.

Sophie gab nach und ritt mit Nikolai fort.

Er hatte der Unterhandlung zwischen Sophie und Xenia ruhig zugehört, kein Wort gesagt, sprach auch jetzt, während sie durch das Dorf ritten, nicht, hatte immerfort mit dem Sattelgurt zu tun — es schien da etwas nicht in Ordnung.

Erst als sie den Wald erreicht hatten, sich in völliger Einsamkeit befanden, fing er an: „Wir können heute kaum galoppieren, denn der Gurt an meinem Sattel sitzt nicht fest genug. Ich bringe Sie um Ihr Vergnügen —"

Sie schüttelte den Kopf. „Durchaus nicht. Wir können auch im Schritt reiten."

Sie fühlte sich aber doch befangen, denn sie war das erste Mal mit ihm allein.

Wie er über sie, hatte sie in den vergangenen Tagen über ihn nachgedacht. Erst spöttisch, als sie bemerkt, wie er sie mit seinen Blicken verfolgte, dann, als sie wahrnehmen mußte, daß ihr Spott nicht standhielt, mit Furcht. Sie wollte sich nicht eingestehen, daß sie Gefallen an ihm fand.

Nur das nicht! Sie glaubte an nichts Tieferes, nichts Ernsteres und zitterte doch der Minute entgegen, die sie mit ihm zusammenführte.

Sie war überzeugt gewesen, nie mehr lieben zu können. Durch die Härte, mit der sie vom Schicksal behandelt worden war, schien ihr Herz erstarrt. Sie hielt es für undenkbar, daß es noch einmal zum Leben erwachen könnte.

Dieser Gedanke hatte sie geleitet, als der alte Safronow ihr seinen Antrag gemacht, als sie geglaubt hatte, daß er sie heiraten wolle. Eine Versorgung bot sich ihr an, eine vornehme Versorgung. Das war es, was sie für sich noch wünschen zu dürfen glaubte.

Nikolai v. Lasarew hielt plötzlich sein Pferd an und sprang ab. „Ich muß um Verzeihung bitten. Da haben wir's — der Sattelgurt ist geplatzt, ich muß nebenher laufen."

Auch Sophie hatte ihr Pferd angehalten und sah schweigend zu, wie er sich abmühte.

„So steige ich auch ab," sagte sie endlich. „Wir wollen zu Fuß zurückgehen."

„Ich bitte sehr, Sophie Karlowna — das darf ich nicht dulden."

Sie war schon herunter vom Pferd und stand neben ihm.

Prachtvoll sah sie aus in dem grauen, für den Herren-

sattel gefertigten Kostüm. Sie fühlte, während sie noch an dem Bügel ihres Pferdes ordnete, ohne aufzusehen, wie sein Blick auf ihr ruhte. Ein Etwas, wofür sie keine Erklärung fand, danach nicht suchen wollte, erregte sie, so daß sie mit ihrer Arbeit nicht zurechtkam.

Nikolai trat heran, griff nach dem Bügel. Dabei berührten sich ihre Hände. Ein Zittern ging durch ihren Körper — sie empfand die einfache, kleine Hilfe, die er leistete, wie einen kraftvollen Schutz, unter dem zu leben sie sich sehnte. Zaghaft blickte sie zu ihm auf. Da begegneten sich ihre Augen, diese wunderbaren, schmeichelnden Augen, die auf ihr ruhten, über sie hinglitten, sie bannten, daß sie schweigend verharrte, sich nicht rühren konnte, als er den Arm um sie legte und sie küßte.

„Sophie, ich liebe Sie —"

Sie antwortete nicht, sie wehrte sich nicht, sie lag in seinen Armen. Alles, was sie erduldet, alles, was ihr das Leben angetan, war vergessen — auf Umwegen war das Glück jetzt zu ihr gekommen.

Ein leises Lachen schreckte sie auf. Sie entwand sich ihm, sah ihn verwundert an.

Er lachte — ein so frohes, fast jungenhaftes Lachen, das seinen Augen einen anderen, neuen Ausdruck gab.

„Können Sie mir vergeben, daß ich Sie getäuscht —"

Wieder schrak sie zusammen. Sie verstand ihn nicht. Hatte er nur mit ihr gespielt?

„Mein Sattelgurt ist nämlich ganz heil. Ich wollte Sie nur vom Pferde haben, denn ich sehnte mich danach, Sie in meine Arme zu nehmen." Er zog sie wieder an sich. „Sophie, Sie vergeben mir —"

Unter seinen Küssen versuchte sie zu lächeln. Es gelang nicht. Etwas Schweres war in ihr zurückgeblieben, sie konnte sich nicht zurechtfinden.

Er bemerkte das, begriff, daß er gutmachen mußte. „Vergeben Sie mir! Soll ich niederknieen? Sie glauben doch an meine Liebe, ich sehe es ja, Sie verzeihen mir —“

Sie blieb immer noch stumm.

„Sophie — es war doch nichts Böses. Sophie, seien Sie wieder gut —“

Sie wollte ihm so gern glauben, sich von ihrer Liebe überreden lassen, daß alles wieder gut sei, daß das, was er getan, diese List, die er gebraucht, ihm nur von seiner Liebe für sie eingegeben war. Das Schwere, das sie ergriffen, das sie drückte, wich nicht — der Gedanke, daß sie wieder getäuscht, viel schwerer getäuscht sei, erweckte in ihr einen fassungslosen Schmerz. Wie eine Verzweifelte schluchzte sie auf.

Er preßte sie nur um so fester an sich. „Sophie, warum weinen Sie? Vergessen Sie, was ich getan, ich habe doch reumütig gebeichtet! Ich will ja alles gutmachen, nur weinen Sie nicht. Wozu Tränen, wenn zwei sich lieben —“

Einen Augenblick kam ihr der Gedanke, all ihren Mut zusammenzunehmen, auszusprechen, was sie fast erdrückte, sich Gewißheit zu verschaffen.

Langsam löste sie sich von ihm, suchte nach Worten, fühlte sofort das Unmögliche solchen Tuns, empfand, daß die Scham sie nicht sprechen lassen, sie den quälenden Zweifel, der in ihr erwacht, leichter ertragen könnte, als in dieser Minute an etwas rühren, was jede Frau mit Scheu in sich verschließt — die brutale Frage, wie sie sein Geständnis aufzufassen habe.

Als ob sie daran noch Zweifel hegen dürfte!

Das Blut schoß ihr in die Stirn, als sie sich darauf besann, sich vorstellte, daß sie daran auch nur eine Sekunde hatte denken können.

Das war so in ihr aufgestiegen bei dem Erinnern an den alten Safronow, an die Schmach, die ihr dieser bereitet — ein gehetztes Wild kehrt sich auch gegen seinen Erretter.

Gott sei Dank — er konnte nicht wissen, was in ihr vorgegangen. Sie würde sich den Tod geben, wenn er es auch nur ahnen könnte.

So fand sie ihre Beherrschung zurück und ging auf seinen Ton ein. „Ich habe schon verziehen. Jetzt lassen Sie uns aber vernünftig sein."

Sie ließ es geschehen, daß er sie, als er ihr in den Sattel half, nochmals küßte.

Kaum saß sie aber, da drückte sie die Gerte fester an den Leib ihres Pferdes, hob ihm den Kopf und setzte zum Galopp an.

Als ob sie ihm entfliehen wollte.

Sofort war er neben ihr. Sie trieb ihr Pferd zu wilder Eile an, minutenlang rasten sie nebeneinander her, bis sie plötzlich parierte und ihr Pferd nach kurzem Trab in Schritt fallen ließ.

Der schnelle Ritt hatte ihr Blut erregt, sie fühlte sich freier, eine starke Lebenslust war in ihr, sie wollte nicht mehr an Häßliches denken.

Der da neben ihr ritt, liebte sie. Er hatte es ihr ja gesagt.

Sie liebte ihn auch, ihr ganzes Sehnen zog sie zu ihm. Welch köstliche Zukunft stand ihr bevor!

Ruhig plauderten sie jetzt, als ob alles zwischen ihnen klar und ausgeglichen sei, nur noch besprochen werden müßte, welches der nächste Schritt sein würde, um ihre Liebe ihrer Umgebung zu bekennen.

Darauf wartete sie im stillen und verfiel fast wieder in ihre frühere Stimmung, als Nikolai nichts davon sagte, nur von seiner großen Leidenschaft sprach, immer

von neuem verlangte, daß auch sie ihm wiederholen solle, daß sie ihn liebe.

Es erschien fast wie Absicht, als ob er etwas anderes nicht aufkommen lassen wollte.

So ging es, bis sie vor der Treppe des Gutshauses anlangten. Kein entscheidendes Wort, das sie so ersehnte, war gefallen.

Er hob sie aus dem Sattel, preßte sie eine Sekunde lang an sich. Sophie entzog sich ihm schnell, sie hatte Xenia oben auf der Treppe gesehen.

Das Wetter hatte in der Nacht umgeschlagen, der Regen klatschte herunter, der Wind heulte um das Haus.

„Das kenne ich," sagte Frau v. Lasarewa bei Tisch. „Wir haben hier nicht mehr viel zu erwarten. Vielleicht noch einige schöne Tage — dann ist es vorbei. Das halten meine Nerven nicht aus, ich muß in die Stadt. Lassen Sie, bitte, alles fertigmachen, Karl Karlowitsch, übermorgen wollen wir fort."

Baumeister verneigte sich zustimmend.

Sie wendete sich an ihren Schwager. „Ihnen, Nikolai, wird es gewiß recht sein, den Rest Ihres Urlaubs in Petersburg zu verleben. Vielleicht kommen auch Dalenkows bald zurück. Wann erwarten Sie Ihre Braut? Oder wollen Sie, ehe Sie Ihren Londoner Posten antreten, nochmals nach Biarritz?"

Nikolai wagte nicht, Sophie anzusehen. Nur ein schneller Blick hatte sie gestreift, und er glaubte wahrgenommen zu haben, daß sie geisterbleich aussah.

Verwünscht — er hatte über seine Liebelei mit ihr fast die Braut vergessen! Bisher war alles so glatt gegangen, in Sophies Gegenwart nicht die Rede davon

gewesen, mußte nun die Schwägerin auch gerade jetzt damit herauskommen!

Er fühlte sich so unbehaglich wie möglich. Es half nichts, daß er sich einzureden suchte, er würde schon darüber hinwegkommen, etwas anderes, Neues quälte ihn: er begriff plötzlich, daß es sich für ihn durchaus nicht nur um eine Liebelei handelte, die er angefangen, um sich eine Woche angenehm zu unterhalten, sondern daß er die Frau, die ihn von diesem Augenblicke an hassen mußte, liebte, so ernsthaft, wie er kaum je geglaubt hatte, lieben zu können.

Er hatte gemeint, Herr über sich zu bleiben, mußte jetzt aber einsehen, daß er es nicht mehr war, daß er alles aufgeben würde, um sie nicht zu verlieren.

Er war von den Frauen verwöhnt, denn stets waren sie ihm entgegengekommen, mühelose Siege hatte er errungen, die Pariserinnen hatten sich um den schönen russischen Attaché gestritten, jetzt saß er hier und fürchtete sich, seine Augen zu einer deutschen Gesellschafterin zu erheben. Er wußte, was er darin lesen würde: Verachtung.

Frau v. Lasarewa hob endlich die Tafel auf, er hatte wieder Bewegungsfreiheit, brauchte hier nicht mehr wie auf Nadeln zu sitzen.

Ohne nach ihr hinzusehen, hörte er, wie Sophie sich bei der Hausherrin für den Abend entschuldigte. Sie habe starke neuralgische Schmerzen, und wenn Frau v. Lasarewa erlaube, möchte sie sich hinlegen.

„Leiden Sie oft daran?“

„Nein, Gott sei Dank nicht, nur bei jähem Wetterumschlag.“

„Ich werde Ihnen ein Pulver hinaufschicken, nehmen Sie das. Der Berliner Sanitätsrat hat es mir für meine Nervenschmerzen gegeben, es wird auch Ihnen helfen.

— Auf Wiedersehen also, und gute Besserung! Ich lege mich auch hin — ja, ja das Wetter!"

Sophie dankte und ging. Nikolai sah ihr nach, ihm schien, als ob sie schwanke.

Auch Baumeister hatte das wohl bemerkt. Er folgte ihr sofort und sprach leise auf sie ein.

Das ärgerte Nikolai. Die Eifersucht regte sich in ihm. Es war ihm schon die ganze Zeit über nicht entgangen, daß der Erzieher verliebt in sie war.

Aber jener hatte das Recht, oder hatte sich doch das Recht genommen, ihr seinen Beistand anzubieten; er selbst durfte es nicht wagen nach dem, was sie eben erfahren, er mußte stehen bleiben und sich die Geliebte von einem anderen vor der Nase wegführen lassen.

Ein Entschluß reifte in ihm. Er mußte sie heute noch sprechen, wollte ihr nach einer Weile nachgehen und sie auf ihrem Zimmer aufsuchen, sobald er wußte. daß sie wieder allein war.

Er ging mit Xenia und Paul ins Bibliothekzimmer, denn dorthin, wo sein Zögling war, würde Baumeister ja wohl auch kommen.

Nikolai war unzufrieden mit sich. Zum Teufel — was hatte diese Frau aus ihm gemacht!

Als Baumeister kam, suchte Nikolai sofort nach einem Vorwand, das Zimmer zu verlassen. Er, der sonst keine Rücksicht nahm, sicher keine Rücksicht auf einen Erzieher, der in seinen Augen nichts als ein Bediensteter war, fühlte auf einmal das Bedürfnis, für sein Fortgehen eine Entschuldigung vorzubringen.

„Meine Schwägerin hat recht, das schreckliche Wetter fühle ich auch schon in allen Knochen. Werde mich bis zum Tee ebenfalls hinlegen."

Auf dem Korridor blieb er stehen und horchte. Es

war alles still, die Dienstleute wohl in der Küche zum Essen versammelt. Leise stieg er die Treppe hinauf. Der dicke Läufer dämpfte seine Schritte, ungesehen kam er bis zur Tür von Sophies Zimmer.

Ob sie sich eingeschlossen hatte? Dann war nichts zu hoffen, denn nach dem, was sie erfahren, würde sie auf sein Klopfen nicht öffnen.

Also entweder — oder!

Drinnen im Zimmer hörte er Schritte. Er tastete nach dem Türgriff — ein Druck, die Tür gab nach. Er stand Sophie gegenüber.

Sie war erschrocken stehen geblieben, die weitgeöffneten Augen starrten ihn an, ihre Lippen bewegten sich, bebten, als ob sie um Hilfe rufen wollte.

Er war schon bei ihr, schlang seinen Arm um sie. „Sophie — ich mußte Sie sprechen! Verzeihen Sie mir, daß ich hier eingedrungen! Was sollte ich tun?"

Sie drängte ihn von sich ab, verzweifelt, keuchend stieß sie heraus: „Gehen Sie, gehen Sie sofort, oder —"

Er hörte nicht auf sie, er hatte sie wieder umfaßt und an sich gepreßt. „Wenn ich Ihnen doch sage, daß ich Sie sprechen muß, Ihnen nicht wie ein Schuft erscheinen will! Verstehen Sie denn nicht, daß ich gekommen bin, um —"

Sie wand sich in seinem Arm. „Sie haben mir nichts mehr zu sagen! Was wollen Sie noch von mir? Gehen Sie fort, gehen Sie zu — Ihrer Verlobten! Versuchen Sie nicht, mich von neuem zu belügen —"

Er ließ sie nicht los. „Ich belüge Sie nicht! Hören Sie mich doch an!"

Wie zwei Gegner kämpften sie, in beiden stieg die Erregung mächtig auf.

Eine plötzliche Schwäche, die Sophie befiel, sie einer Ohnmacht nahe brachte, gab ihm Gewalt über sie, auf

seinen Armen trug er sie zu dem nahe stehenden Sessel und wollte sie darauf niederlegen. Sie wehrte sich und blieb aufrecht sitzen. Da warf er sich vor ihr auf den Boden, umschlang ihre Knie und preßte seinen Kopf in ihren Schoß.

„Sophie — Sie müssen mich hören! Was habe ich denn getan? Ihnen verheimlicht, daß ich verlobt bin — nein, nicht verlobt bin, nur verlobt war, denn ich bin es nicht mehr, in diesem Augenblick nicht mehr. Können Sie mir nicht glauben, begreifen Sie nicht, daß ich —"

Sie hatte den Kopf an die Lehne gepreßt, ihre Arme hingen schlaff nieder. Eine Ahnung, ein allmähliches Begreifen fing an sie zu erfüllen. Aber nicht das allein — eine selige Wonne kam über sie. Nicht nur seine Worte waren es, die sie so ergriffen — nein, das Bewußtsein, daß sie diesen Mann liebte, verschlang alle Zweifel in ihr. Sie beugte sich zu ihm herab und drückte ihren heißen Mund auf sein Haar.

Ein paar Sekunden hielten sie sich in köstlicher, traumhafter Versunkenheit umschlungen.

Dann schnellte er auf, denn er fühlte, wie sie ihn zurückstieß. Ihr Gesicht war totenbleich, jede Spur der Erregung daraus gewichen — heiser, unverständlich kam es von ihren Lippen: „Gehen Sie — gehen Sie sofort!"

Sie hatte in sein Gesicht geblickt, in seine Augen. Doch das waren nicht mehr seine verführerischen, schmeichelnden Augen, das waren die erlöschenden Augen eines sterbenden Knaben, ihres Knaben.

Das hatte jäh alles Fühlen in ihr erstickt, nur einen Schauder zurückgelassen. Sie war erwacht.

Er konnte nicht gleich fassen, was geschehen, wollte sie von neuem an sich ziehen.

Mit weit vorgestreckten Händen wehrte sie ihn ab. „Nicht so, Nikolai — gehen Sie! Es darf nicht sein, wir müssen uns trennen!“

Ihre Worte klangen aber jetzt weich, nichts mehr war darin von Zorn, von Härte wie vorhin. Aber auch nichts tönte daraus zurück von dem Fühlen, das sie mit fortgerissen.

Er stand vor ihr, beschämt, in Verlegenheit. Auch ihm kam jetzt die Besinnung zurück. Ein Frösteln ging durch seinen Körper. Was hatte er gesagt, was schwören wollen? War er wahnsinnig gewesen? Seine Verlobung aufheben, seine Zukunft zerstören?

Er fühlte, daß er nichts mehr sagen, nichts mehr sprechen durfte, daß alles, was er jetzt noch vorbringen konnte, leere Phrasen sein würden, an die nicht sie, nicht er glauben konnte.

Er bewunderte die Frau vor sich, er glühte nicht mehr für sie in Leidenschaft, er hatte Achtung vor ihr.

Fast demütig ging er zu ihr hin, küßte ihr die Hand. „Sophie Karlowna, vergeben Sie mir!“

Der Diener hatte nach dem Essen das Zimmer verlassen. Sophie saß noch immer auf ihrem Platz, Xenia ihr gegenüber.

Da fühlte Sophie plötzlich Xenias Arme um ihren Hals. „Sophie Karlowna, sind Sie mir noch böse? Wir haben uns noch nicht ausgesprochen seit damals, als ich krank war. Ich wußte doch gar nicht, was ich sagte, erst später habe ich mich erinnert. Sind Sie mir nun wieder gut? Sonst wage ich nicht — ich habe eine große Bitte an Sie!“

Sophie zog Xenia an sich und küßte sie. „Xenia

— warum soll ich Ihnen böse sein? Alles, was ich tun kann, will ich für Sie tun!"

„Sophie Karlowna, ich muß — ich will zum Kirchhof, ich muß sein Grab sehen, mir meine Ruhe holen!"

Sophie mußte lächeln. Sie war also noch nicht geheilt, noch immer phantastisch! Aber vielleicht war gut, was sie wollte, und sie holte sich wirklich Ruhe.

Xenia sprach weiter: „Ich habe viel nachgedacht für mich allein — ich durfte mich doch keinem anvertrauen, auch Ihnen nicht, auch Karl Karlowitsch nicht — ich habe auch gefürchtet, daß Sie oder Karl Karlowitsch meiner Mama etwas sagen könnten, und davor habe ich mich am meisten gefürchtet. Mama könnte das nie begreifen, sie ist so stolz, sie verachtet das Volk, sie würde mich in eine Nervenheilanstalt schicken —"

Sophie wurde es unheimlich. Zu allem eigenen Kummer auch das noch! Aber sie mußte einen Entschluß fassen, mußte antworten.

„Ich will mitgehen," sagte sie. „Aber bedenken Sie —"

„Sie fürchten sich, Sophie Karlowna? Das ist nicht nötig, es wird Ihnen nichts geschehen. Es ist jetzt alles ruhig, Karl Karlowitsch hat es Mama gesagt. Sie haben es ja auch selbst gesehen, als wir ausritten, wie uns die Bauern grüßten. Kein einziger wird — ich weiß das von — von ihm, von dem Toten —"

„Xenia, denken Sie nicht mehr daran, vergessen Sie doch diese schrecklichen Dinge! Sie, ein junges, vornehmes, schönes Mädchen, dem alles Glück noch bevorsteht — was kümmern Sie sich um diese Sachen! Und jenen, der Ihnen das alles eingeredet, müssen Sie auch vergessen! Gott hat ihn gestraft, begreifen Sie das nicht?"

Xenia sann vor sich hin. „Gott hat ihn gestraft! —

Vielleicht ist es so, wie Sie sagen, ich finde mich nicht mehr zurecht, ich bin so unglücklich —"

Sophie glaubte herauszufühlen, daß der Einfluß jenes Menschen doch schon im Schwinden war. Immer wieder mußte sie bei sich denken, daß von ernster Liebe wohl überhaupt hier kaum die Rede gewesen sein konnte. Was wußte dieses Mädchen davon? Krankhafte Überspanntheit war's, nichts weiter.

Sollte sie ihr trotzdem den Gang zum Kirchhof abschlagen?

Sie überlegte noch, da fragte Xenia schon wieder: „Also Sie kommen mit, Sophie Karlowna?"

Sophie nahm Xenias Hand. „Gut, ich gehe mit, aber wir müssen Karl Karlowitsch mitnehmen."

Xenia trat rasch von ihr fort, ihre Mienen verfinsterten sich.

Sophie folgte ihr. „Xenia, laufen Sie doch nicht gleich fort! Sie dürfen mir das nicht verübeln — sehen Sie, ich bin doch fremd hier, auf mich hat der Überfall damals einen schrecklichen Eindruck gemacht, den kann ich immer noch nicht loswerden."

„Ich sagte Ihnen doch, es wird Ihnen nichts geschehen. Ich will nicht, daß Karl Karlowitsch etwas weiß, er wird —"

„Fürchten Sie nichts, ich werde mit ihm sprechen."

Sophie ging, um Baumeister aufzusuchen.

Nach einer Weile kam sie zurück. „Es ist alles in Ordnung. Karl Karlowitsch geht mit. Kommen Sie!"

Nach dem Regen war das Wetter kühl und neblig. Sophie und Xenia hatten Regenmäntel angezogen, Baumeister einen Gummirock. Wie Schattengestalten erschienen die drei in dem dichten Nebel.

Im Dorf, durch das sie gehen mußten, war es still, die kleinen Häuschen und Hütten mit ihren von Luft

und Wetter grau gewordenen Strohdächern sahen trübselig aus, die Straße war schmutzig, der Boden durch den Regen der letzten Tage aufgeweicht.

Hin und wieder stießen sie auf einen Haufen Kinder mit nackten Füßen. Hühner flohen gackernd vor ihnen her, wenn sie plötzlich aus dem Nebel auftauchten. Da und dort standen vor dem Waschtrog alte Weiber, die sich bei ihrem Herannahen schnell die Hände am Rocke abtrockneten, um sich dann unaufhörlich, auch wenn die drei ihnen längst den Rücken gekehrt, zu verneigen.

Aus einem der Häuser erschallte eintöniger Gesang, die Stimme des Popen, der einen Toten einsegnete. Vor der Tür stand eine Anzahl von Männern und Weibern, die sich auf die Zehenspitzen gestellt hatten, mit den Fingern an dem Papier, das die zerbrochenen Fensterscheiben ersetzte, kratzten, um ein Loch zu machen und einen Blick auf die Leiche werfen zu können.

An der kleinen Kirche vorbei gelangten die drei zu einem von einem halbverfallenen Zaune eingefriedigten Platz, auf dem sich graue, fast formlose Haufen erhoben, daneben kleine hölzerne, schiefstehende Kreuze — der Kirchhof.

Baumeister blieb stehen und sah fragend auf Sophie und Xenia.

Xenia bat: „Bleiben Sie hier stehen, Karl Karlowitsch!“ Dann nahm sie Sophies Arm und zog sie mit sich.

Durch eine lange Reihe der kleinen, unscheinbaren Hügel gingen sie. Immer weiter führte Xenia; sie wußte, wo sie das Grab des Unbekannten, Namenlosen zu suchen hatte.

Ganz am Ende des Friedhofs, dicht an der Mauer sahen sie einen frisch aufgeworfenen Erdhaufen.

Xenia achtete nicht des nassen, schmutzigen Bodens,

sie kniete nieder, sprach leise Worte — einmal beugte sie sich vor und küßte die Erde. Sophie stand dabei, fröstelnd, traurig, von Mitleid erregt. Sie sah auf die betende Xenia, auf den trostlosen Haufen Erde, unter dem ein wildbewegtes Herz seine Ruhe gefunden.

Sie konnte es nicht länger ertragen, sie wollte Xenia anrufen, als sie plötzlich Karl Karlowitsch neben sich sah.

Er trat auf Xenia zu und richtete sie auf. „Xenia, eilen Sie sich, es kommen Menschen — ein Begräbnis, man darf Sie hier nicht sehen —“

Xenia gehorchte still, noch einen Blick warf sie auf den Haufen Erde zurück, dann ließ sie sich von Baumeister fortführen.

Als sie den Friedhof verließen, kam ihnen der Leichenzug entgegen.

Voran ein Bauer, den Sargdeckel auf dem Kopfe tragend, eine Schar singender Knaben, fünf, sechs halbwüchsige Jungen, dann der Pope im Kirchenornat mit seinem Gehilfen, vor ihnen ein Junge, den Weihrauchkessel schwenkend, gleich dahinter der offene, von Bauern getragene Sarg, ein gelbangestrichener, schmaler, flacher Holzkasten, der Körper des Toten darin nur bis zur Brust mit der gelben Totendecke verhüllt, so daß das Gesicht hervorragte.

Sophie erschauerte und wendete sich ab. Xenia blieb am Wege stehen und bekreuzigte sich, Baumeister hatte seine Mütze vom Kopf gezogen.

Wie ein Gespensterzug ging alles an ihnen vorüber, gleich wieder vom Nebel verschluckt.

Am nächsten Tage reisten sie ab.

Nur bis Moskau fuhren sie zunächst, denn Frau

v. Lasarewa wollte hier einen Tag ruhen und erst am anderen Abend die Reise nach Petersburg fortsetzen.

In einem Hotel wurde abgestiegen, da der ganze Troß der Diener, Köche, Hausmädchen und so weiter, bereits am Tage vorher nach Petersburg vorausgeschickt worden und nur eine Jungfer für Frau v. Lasarewa zurückbehalten war. Der eine Tag im eigenen Hause hätte nur Unbequemlichkeiten gemacht.

Einen seltsamen Eindruck empfing Sophie von der großen Stadt, als vom Bahnhof ins Hotel gefahren wurde.

Durch eine lange, unendlich lange Straße ging's mit einem Gewimmel von Menschen und Fuhrwerken, aber alles unschön, nichts das Auge erfreuend. Immer wieder Bauern, wie auf dem Dorfe, das sie eben verlassen, lange Züge einspänniger Lastwagen, schmutzige, wackelnde Droschken, nur ab und zu ein paar besser gekleidete Leute, ein elegantes Gespann, der dicke Kutscher mit Geschrei und Rufen sich Raum machend, rücksichtslos dazwischenjagend.

Sie atmete auf, als man auf einem großen, freien Platz, der rings von mächtigen Gebäuden — den Theatern, wie Paul ihr erklärte — umstanden war, anlangte und vor dem Hotel vorfuhr.

Das vornehm eingerichtete Haus heimelte sie an. Schon, als sie den ersten Tritt in die Halle gesetzt, fühlte sie sich wie erlöst. Kostbare Teppiche bedeckten die Treppen, ein gutgeschultes Personal, zahlreicher fast noch wie in Berlin, umringte die Ankommenden.

Neben Xenias Zimmer erhielt Sophie das ihrige angewiesen, einen hübschen großen Raum, der in ihr die Lust erweckte, darin zu bleiben bis zur Weiterreise und keinen Fuß auf die Straße zu setzen.

Doch schon nach einer kurzen Weile klopfte Xenia

bei ihr. „Haben Sie sich umgezogen, Sophie Karlowna? Wollen wir fahren?"

„Wohin?" Sophie war verwundert, denn sie hatte völlig vergessen, daß Xenia davon gesprochen hatte, ihr Moskau zeigen zu wollen.

Was galt ihr diese Stadt, dieser Häuserhaufen? Sie hatte schon jetzt genug davon.

Doch sie mußte mit, es half nichts. Xenia schwärmte ihr von „ihrem lieben Moskau" vor, wo sie geboren war, wo sie immer so gern weilte.

Sophie legte die Zigarette, die sie geraucht, in den Aschenbecher und zog sich seufzend an. Das Frühstück, das man ihr gebracht hatte, stand noch unberührt.

Xenia bemerkte das jetzt erst. „Aber Sie haben ja noch nichts gegessen!"

Sophie raffte sich auf. „Ich hole das schnell nach. Einen Augenblick nur!"

Sie schenkte sich eine Tasse Tee ein, trank hastig, nahm ein Brötchen, und noch kauend verließ sie mit Xenia ihr Zimmer.

Vor dem Hotel erwartete sie ein viersitziger Landauer. Sophie schlug das Herz. Der große Wagen für sie und Xenia? Sollte noch jemand mitfahren — Nikolai?

Fragen mochte sie nicht, sie ließ Xenia einsteigen und folgte ihr. Xenia rief dem Kutscher einen Befehl zu, die Pferde zogen an.

Sie fuhren also allein.

Hatte Sophie vorher das Herz geklopft in Furcht, daß Nikolai mitfahren würde, so fühlte sie jetzt fast Enttäuschung.

Was bedeutete nun das wieder? Kaum eine halbe Stunde vorher hatte sie es wie einen Druck empfunden, denken zu müssen, daß sie noch Tage mit Nikolai zu-

sammen sein müsse, vor ein paar Minuten hatte sie sich gefürchtet, mit ihm in einem Wagen zu sitzen, und nun gleich hinterher verspürte sie Enttäuschung, fast Bedauern, daß dies nicht geschah!

Das war ja eine Qual! Sollte sie denn nie mehr zur Ruhe kommen, wußte sie nicht mehr, was sie wollte, was sie nicht wollte? Wenn sie doch hätte allein sein können in dem behaglichen Hotelzimmer! Sie hatte es sich so nett ausgemalt, eine Weile nicht sprechen zu müssen, ganz für sich allein zu sein.

Statt dessen saß sie hier neben Xenia, mußte jeden Augenblick hören: „Das ist die Schmiedebrücke, hier die Passagen, sehen Sie das große Pelzgeschäft dort neben dem Laden mit den Brillanten —“

Teilnahmlos warf Sophie einen Blick hierhin und dorthin. Das Straßenbild hatte sich gegen früher etwas verändert. Schönere Häuser, besseres Publikum waren zu sehen.

Aber sie nahm nichts in sich auf, sie war zufrieden, als Xenia eine Weile schwieg.

Plötzlich hielt der Wagen, und Sophie blickte auf. Vor ihr lag eine Mauer mit zwei Durchfahrten, dazwischen eine Kapelle, die innen hell erleuchtet war.

Xenia war schon ausgestiegen, stand und wartete. Als Sophie bei ihr war, sagte sie: „Das ist die Kapelle der Iberischen Gottesmutter. Kommen Sie!“

Vor der Kapelle drängte sich ein Haufen von Frauen und Männern. Sophie und Xenia mußten warten, konnten nicht gleich eintreten, nur bis zu dem vor der Kapelle stehenden Tische, auf dem geweihte Kerzen zum Verkaufe auslagen, gelangten sie.

Xenia nahm drei Kerzen, hielt Sophie eine davon hin. Dabei fragte sie zaudernd: „Wollen Sie nicht auch —“

Sophie nickte. Warum sollte sie das nicht mitmachen? Sie verletzte das Mädchen wohl, wenn sie es nicht tat.

Als sie endlich in der Kapelle waren, stellte Xenia ihre Lichter, die sie angezündet hatte, vor dem Muttergottesbilde auf, kniete nieder und betete. Auch Sophie hatte einen Platz für ihre Kerze gefunden, stand jetzt still hinter Xenia und sah vor sich hin.

Immer neue Menschen kamen herein, opferten ihre Lichtchen und beteten. In dem kleinen Raume war eine unerträgliche Hitze, es roch nach Wachs, Weihrauch und feuchten Kleidern. Sophie wurde der Kopf ganz dumpf.

Endlich erhob sich Xenia. Sie gingen ins Freie und bestiegen den Wagen.

Erst jetzt sprach Xenia wieder. „Haben Sie an jemand gedacht, als Sie Ihr Licht aufsteckten?“ Sie wartete die Antwort nicht ab, sondern fuhr eifrig fort: „Die eine Kerze habe ich für — ihn gesteckt. Die Muttergottes wird sich seiner annehmen, denn er hat doch nur Gutes gewollt. Die andere —“ Sie schwieg ein paar Augenblicke, als ob sie nicht aussprechen wollte, was sie dachte, sagte dann aber doch: „Die andere brennt für unser Volk, dem er sich geopfert hat.“

Sophie schmerzte der Kopf, sie konnte kaum denken. Sie antwortete nichts, sie sah auch kaum hin, als der Wagen vor dem Kreml hielt.

„Das ist das Schloß,“ erklärte Xenia. „Dort sehen Sie die große Glocke des Iwan Weliki, die heruntergestürzt ist — mit dem herausgebrochenen Stück. Diese Kirche hier rechts —“

„Sehr schön, prachtvoll!“

„Wollen wir hineingehen?“

Sophie preßte die Hände gegen die Schläfen. „Verzeihen Sie, Xenia — ich kann nicht mehr!“

Was galten ihr alle Schlösser dieser Welt, sie fühlte sich elend, sehnte sich nach Ruhe, nach Alleinsein! Was hatte sie mit dieser Stadt zu tun, die sie gleich wieder verlassen, in die sie nie zurückkehren würde! Nichts mehr sehen, nichts mehr hören mochte sie davon. Von dem ganzen Lande nicht, diesem Rußland, in dem man sie gedemütigt — erst dieser alte Mann, dann der andere, den sie geliebt, von dem sie sich geliebt geglaubt, der sie aber nur belügen und betrügen wollte. Ja, belügen und betrügen! Wie hatte sie nur eine Sekunde glauben, sich ein Glück ausmalen können! In einen so erregten Zustand hatte sie sich hineingedacht, daß sie nahe daran war, Xenia anzuflehen: „Helfen Sie mir fort von hier, fort aus Rußland! Ich will nach Deutschland, ich sehne mich nach Hause!"

Aber sie hatte ja gar kein „zu Hause"! Was wollte sie in Deutschland? — Verhungern? Sie mußte froh sein, daß sie hier war, zu essen und zu trinken hatte, in einem schönen Wagen fahren durfte.

Sie stöhnte plötzlich so leidenschaftlich auf, daß Xenia nach ihrer Hand griff. „Haben Sie so heftige Schmerzen? Warum haben Sie das nicht früher gesagt?"

Sie fuhren ins Hotel zurück.

Xenia begleitete Sophie auf ihr Zimmer. „Sie müssen sich sofort legen," sagte sie. „Ich mache Ihnen einen Umschlag."

Sophie ließ alles mit sich geschehen, genoß es wie eine Wohltat, sich wie ein krankes Kind umsorgen zu lassen, obgleich sie sich schämte über die herzliche Güte des Mädchens, das sie nicht verstand, dem sie zürnte, weil es seine junge Liebe nicht vergessen konnte, daran festhielt, was es für gut und edel ansah, dessen Herz von Mitleid erfüllt war. Armes Ding! Wohin wird dich das Mitleid noch führen? —

Mit dem Nachtzuge wurde die Reise fortgesetzt.

„Gott sei Dank!“ dachte Sophie, als sie in Petersburg angekommen waren und vom Bahnhofe durch die Stadt fuhren, durch eine wirkliche Großstadt. Hier war man doch unter Menschen, unter wirklichen Menschen!

Das Wetter war sonnig, noch warm. Auf dem Newskij-Prospekt, über den sie fuhren, ein Leben und Treiben wie in Berlin Unter den Linden. Fast noch gewaltiger erschien es im ersten Augenblick. Unabsehbare Reihen von Wagen und Autos, rechts und links Paläste, dazwischen elegante Magazine — Sophie fühlte sich für den Augenblick beinahe versöhnt mit Rußland, mit diesem Lande, in dem sie sich wie in der Verbannung vorgekommen war.

Auch in Petersburg besaßen die Lasarew ihr eigenes Haus. Als der Wagen vor dem Portal hielt, die bekannten Gesichter der Dienerschaft, die noch vor ein paar Tagen auf dem Gute um sie herum gewesen, sich zeigten, sie das Innere des Hauses betraten, in dem nichts erkennen ließ, daß es lange unbewohnt gewesen war, alles so dastand, als ob man nur für eine Stunde ausgegangen gewesen sei — da kam sich Sophie einige Minuten wirklich wie in einem Märchen vor.

Schon am anderen Tage empfing Frau v. Lasarewa zur Teestunde. Sophie lernte eine Menge Leute kennen, Namen der höchsten russischen Aristokratie schwirrten vor ihren Ohren.

Und wieder wie damals, als sie sich in Berlin im Hotel vorgestellt, fühlte sie sich frei, eine Gleiche unter Gleichen, mit keinem Wort, mit keiner Silbe oder Blick ließ man sie merken, daß sie doch schließlich nur eine Gesellschafterin war.

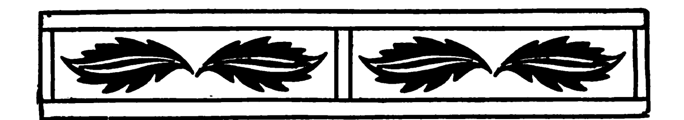
Das verdankte sie Frau v. Lasarewa, die, wenn sie sie vorstellte, stets hinzufügte: „Frau v. Trebnitz, die so liebenswürdig war, uns hierher zu begleiten."

Die Leute, denen das gesagt wurde, verstanden wohl, welche Stellung Sophie im Hause einnahm, sie begriffen aber auch, wie die Hausherrin diese Stellung aufgefaßt wissen wollte.

Daß Frau v. Lasarewa hier in der Stadt weniger von ihren Nerven gequält wurde wie auf dem Lande, war eine für Sophie sehr erfreuliche Zugabe zu dem sich täglich angenehmer gestaltenden Leben. Frau Lasarewa fühlte sich hier wohl angeregter, sie zeigte wenigstens nicht mehr das Bedürfnis, stundenlang auf dem Sofa zu liegen. Jeder schöne Tag wurde zu Ausfahrten benützt. Aber auch den Besuch der eleganteren Magazine verschmähte die Hausherrin nicht, stets begleitet von Xenia und Sophie — das Leben war wirklich recht angenehm.

(Fortsetzung folgt.)





Dreißig Jahre Explosionsmotor.

Von Max Nentwich.

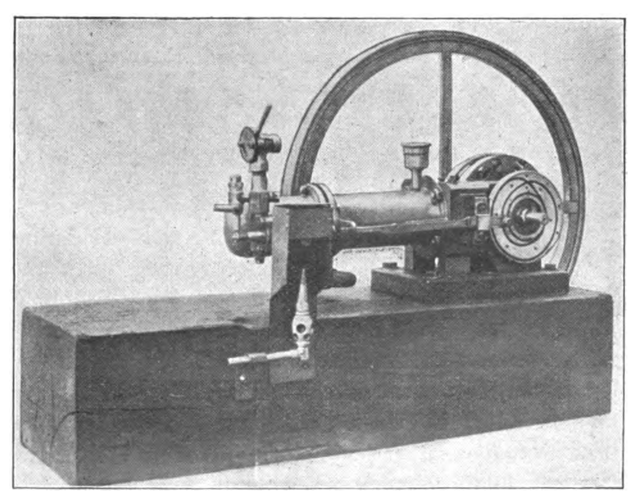
Mit 11 Bildern. **(Nachdruck verboten.)**

Wer jetzt durch die Straßen einer Großstadt geht, dem fällt kaum mehr auf, wieviele Geschäftsmotorräder an ihm vorüberknattern, wie lärmende Autobusse über das Asphaltpflaster sausen, wie ungezählte „Autos" ihren Weg mit Sicherheit und Schnelligkeit nehmen in einem Gewühl, in dem das unmodern gewordene Pferd eine sehr dürftige Rolle spielt. Hoch über den Dächern ziehen Lenkballone ihre Kreise, ganz oben im blauen Äther schwebt ein surrender Vogel, auf dem der kühne Mensch die eroberte Luft durchfliegt, und unten auf dem Wasser durchschneidet ein Motorboot die Fluten zu eiliger Fahrt.

Unserer jüngsten Generation fällt daran kaum mehr etwas auf; sie kennt den Verkehr von heute kaum anders als in dieser vielgestaltigen, kraftgebändigten Form. Wer aber ein paar Jahrzehnte des „Daseins süße Gewohnheit" nicht ganz gedankenlos verbrachte, der wird bei jedem Gang durch die Straßen sein Staunen kaum unterdrücken können: diese ganze moderne Verkehrstechnik ist ein Werk der letzten fünfzehn Jahre!

An dem Verdienst, sie geschaffen zu haben, beteiligen sich wie an allen großen, bedeutungsvollen Neuerungen verschiedene Machtfaktoren, deren zeitliches und intellektuelles Zusammenwirken den glänzen-

den Aufschwung unserer Verkehrstechnik schufen. Jeder einzelne Zweig hat, abgesehen von den theoretischen Vorarbeiten, eine ganze Anzahl beteiligter Erfinder, Konstrukteure, Verbesserer, bevor er sich bis zur heu-

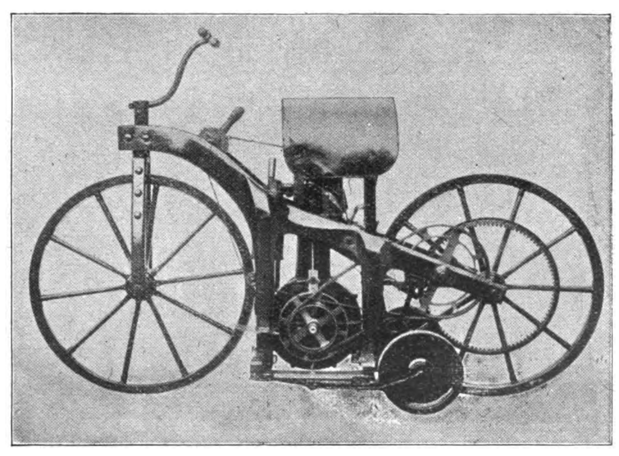


Der erste, von Gottlieb Daimler und Wilhelm Maybach im Jahre 1883 konstruierte leichte Viertakt-Benzinexplosionsmotor.

tigen Vervollkommnung durcharbeiten konnte. Die Verbesserung der Stahlverarbeitung, die Verbilligung des Aluminiums, die Erfindung des Pneumatiks, die aerostatischen Erfahrungen, vor allem der Wissens- und Versuchsdrang vieler Erfinder, deren Konstruktionen der Erfolg versagt blieb, die aber dennoch einen Schritt vorwärts getan haben, die, wie Lilienthal und Wölfert, die Pioniere in den beiden Hauptfächern des Flugwesens, ein jeder das entscheidende Moment seiner Kunst richtig erfaßt und doch noch vor dem endgültigen Gelingen ihres Werkes ihren Forschungseifer mit dem

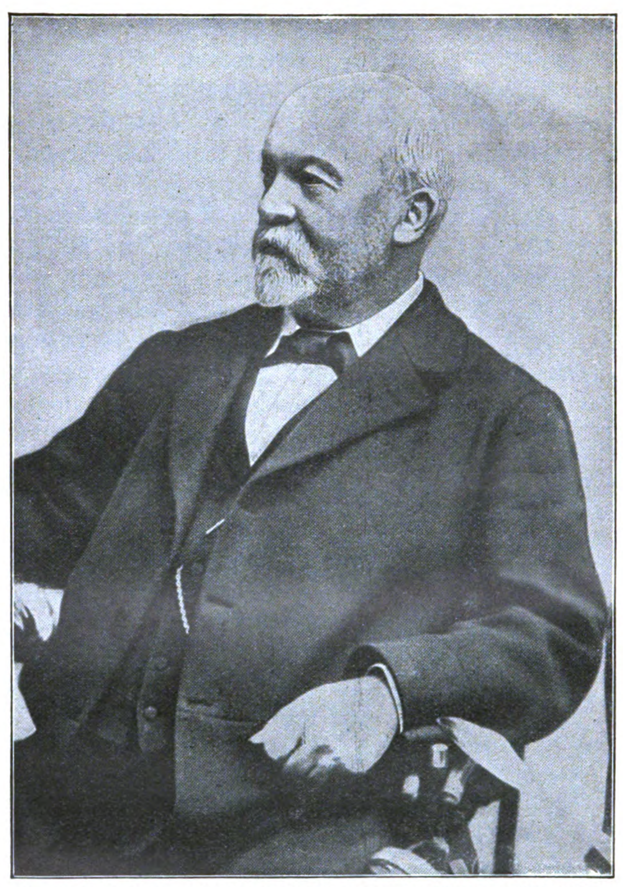
Leben bezahlten — sie alle sind beteiligt an der genialen Entwicklung des modernen Verkehrswesens, das in der kurzen Zeit seines Bestehens Umwälzungen hervorrief und Neuindustrien schuf, die ähnlich gewaltig nur in der Telephon- und Elektrizitätsbranche zu verzeichnen waren.

Trotz der mannigfach geteilten Verdienste läßt sich aber doch ein Zeitpunkt feststellen, von dem die neuzeitliche Entwicklung ihren Ausgang nahm, und zwar jener Zeitpunkt, an dem es — wiederum mehreren Erfindern — gelang, die Seele jeglicher Bewegung, die Kraft, in einer für das Verkehrswesen geeigneten Weise darzustellen. Kraftmaschinen an sich waren ja schon seit längerem bekannt, getrieben durch Dampf,



Das erste, von Gottlieb Daimler 1885 konstruierte Motorrad.

sogar auch bereits durch flüssige Brennstoffe, wie Petroleum, oder auch durch Gas; hier reichen die ersten Versuche bis 1791 zurück. Auch bestand seit längerem schon Neigung, diese motorische Kraft auf Gefährte zu



Gottlieb Daimler († 1900) konstruierte mit Wilhelm Maybach den ersten leichten Benzinexplosionsmotor im Jahre 1883.

übertragen. Zunächst waren es Dampfwagen, wie Cugnot 1769 bereits einen konstruierte; ihm folgten einige andere Systeme, und es sollen im Jahre 1831 in London etwa zwanzig solcher Dampfwagen im Be-



Wilhelm Maybach.

trieb gewesen sein, die später behördlicherseits durch eine ins Lächerliche herabgeminderte Geschwindigkeit zur Untätigkeit verurteilt wurden.

Benz versuchte 1880, seinen Zweitaktmotor auf einen Wagen aufzumontieren, und mit Erwähnung dieses

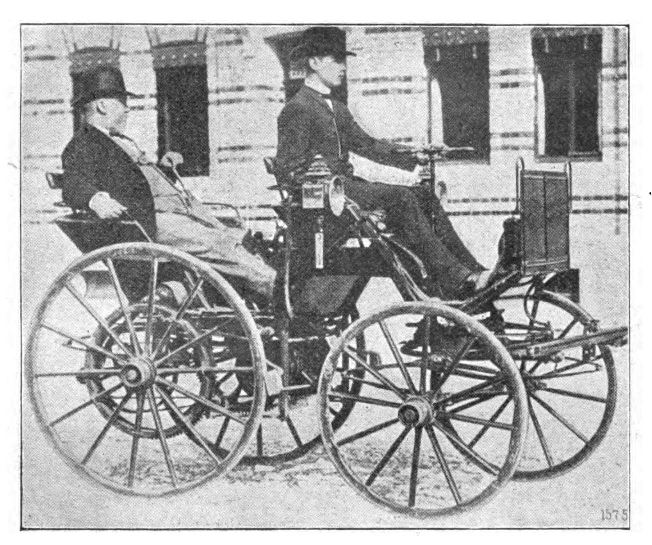
Versuches nähern wir uns in der geschichtlichen Entwicklung jener Zeit, in welche die Schaffung des langersehnten leichten Explosionsmotors fällt. Es mag gestattet sein, einem der verdienstvollen Väter dieser bedeutsamen Neukonstruktion das Wort über jene Vorgänge zu geben. Direktor Wilhelm Maybach schreibt mir über die Arbeiten in jener Zeit: „Brauchbare Explosionskraftmotoren gab es ja schon seit Anfang der sechziger Jahre. 1867 erhielten die Herren Otto und Langen in Köln auf der Weltausstellung in Paris die goldene Medaille für ihre sehr interessante und ökonomisch arbeitende atmosphärische Gaskraftmaschine; sie hatte einen Gasverbrauch von nur 97 Kubikmetern pro Pferdestärke-Stunde, wogegen die französische Konkurrenzmaschine von Lenoir einen dreimal größeren Verbrauch aufwies.

Im Jahre 1872 wurde von den Herren Otto und Langen Herr Gottlieb Daimler als Direktor und ich als Chefkonstrukteur für die Gasmotorenfabrik Deutz engagiert zur rationellen Herstellung ihrer atmosphärischen Gaskraftmaschine. Diese konnte nur in den Größen $^1/_4$ bis 4 Pferdestärken ausgeführt werden, fand aber vielfache Verwendung und große Verbreitung in der Kleinindustrie.

Herr Otto widmete sich in seiner Stellung als kaufmännischer Direktor nebenbei immer noch der Weiterentwicklung des von ihm erfundenen atmosphärischen Gasmotors, was im Jahre 1876 zur Konstruktion des heute allgemein verwendeten Viertaktmotors führte. Schon mit dem atmosphärischen Gasmotor dachte Herr Langen an die Verwendung desselben für Fahrzeuge; es wurden sogar auf seine Verwendung hin in Lüttich von einem seiner Freunde Versuche in dieser Richtung mit einem Trambahnwagengestell gemacht, die aber

fehlschlugen, weil die Kraft zu klein und das Gewicht zu groß war. Desgleichen dachte er und andere daran, mit dem nun zweckmäßigeren Viertaktmotor Wagen anzutreiben; aber auch dieser Motor war zu schwer: 4 Pferdestärken wogen 1200 Kilogramm.

Bei der gemeinsamen Arbeit von Herrn Daimler

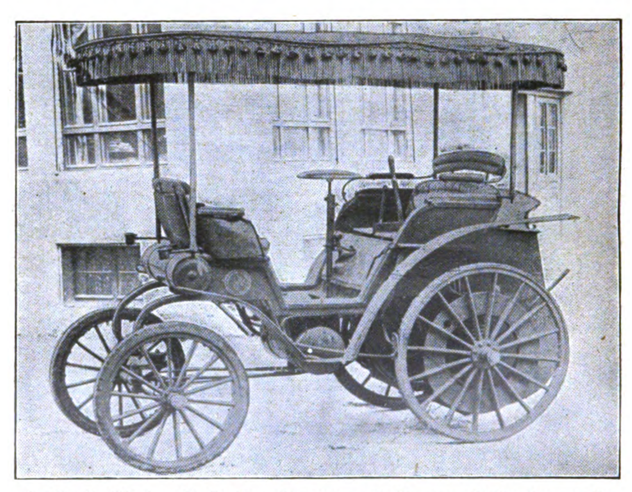


Das von Gottlieb Daimler 1885 erbaute vierräderige Auto. Im Wagen Gottlieb Daimler, am Steuer sein Sohn.

und mir vom Jahre 1882 ab handelte es sich hauptsächlich nur um die Ausgestaltung des Viertaktmotors zu einem für Fahrzeuge geeigneten leichten Motortyp. Dank meiner elfjährigen Tätigkeit und den vielfachen Versuchen in Deutz gelang es mir, durch die Glührohrzündung die gewünschte höhere Tourenzahl zu ermöglichen und dadurch den geeigneten Motor zu bauen. Ferner verwertete ich auch meine Erfahrungen von

Deutz im Bau von Benzinverdunstungsapparaten, und es entstand hieraus der kleine Schwimmerapparat, der längere Jahre verwendet wurde, bis ich schließlich den heute allgemein gebräuchlichen Spritzdüsenvergaser erfand."

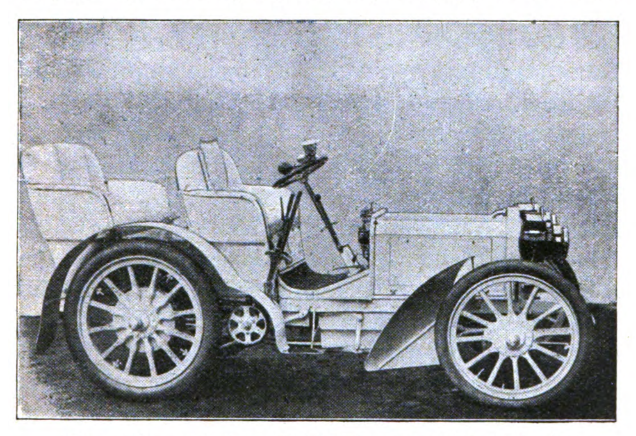
Es entbehrt nicht eines gewissen Humors, daß



6-Pferdestärken-Daimler-„Rennwagen" von 1898, der erste seiner Art, mit dem im ersten österreichischen Automobilrennen der Sieg erkämpft wurde.

die, natürlich geheimgehaltene gemeinschaftliche Arbeit Daimler-Maybachs die hochwohllöbliche Behörde von Cannstatt auf die Beine brachte, die die beiden vermeintlichen Falschmünzer eines Abends in ihrem versteckten Gartenhäuschen kurzerhand zu verhaften gedachte. Die anfänglich peinliche Situation endete mit allgemeiner Heiterkeit, als die hohe Obrigkeit gleichsam die Zeugenschaft übernahm für den ersten schnelllaufenden Benzinexplosionsmotor von 1883.

Gottlieb Daimler baute zwei Jahre später einen gleichen Motor in den Rahmen eines hölzernen Zweirades — der erste, noch etwas unbeholfene Repräsentant der hurtigen Motorräder — und noch in demselben Jahre 1885 wurde auch das erste vierräderige Automobil gebaut, das, gleichfalls noch auf Holzrädern, in den Straßen von Cannstatt seine Probefahrten glänzend zurücklegte. Ihm folgte alsbald ein auf Stahlrädern aufmontiertes Auto, das sogar schon vier Schnelligkeiten mittels verschiebbarer Zahnräder entwickelte. Auch zur Fortbewegung auf Eisenbahnschienen wurde



Das erste, nach den Ratschlägen des österreichischen Generalkonsuls Jellinek-Mercedes konstruierte und nach ihm benannte Auto.

einer Draisine Motorantrieb verliehen. Sie alle stellen die ersten Typen der Daimler-Maybach-Autos dar.

Man kann aber auch hier von einer Duplizität der Ereignisse sprechen. Zur selben Zeit, da diese beiden Konstrukteure in Cannstatt ihre vorläufig noch nicht recht anerkannten Schöpfungen ans Tageslicht brachten,

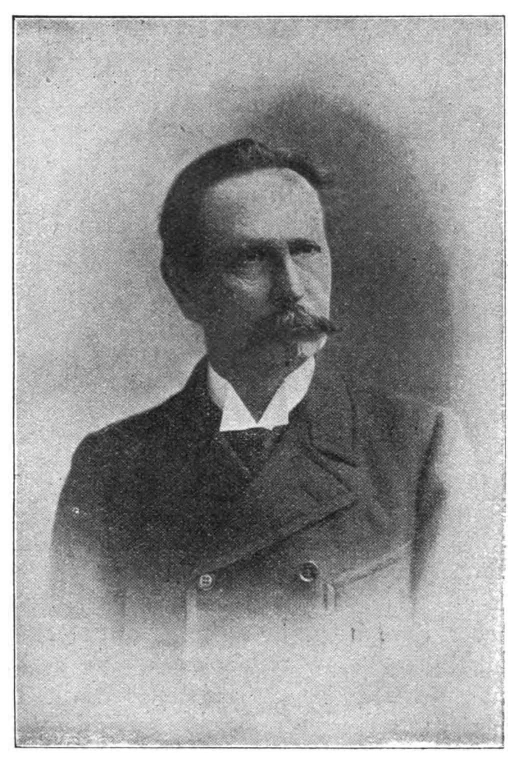
befaßte sich, völlig unabhängig von ihnen, der Ingenieur Carl Benz in seiner Mannheimer Fabrik mit der Verbesserung des Explosionsmotors und mit der Verwendung dieser Kraft zum Antrieb von Fahrzeugen, und auch er konstruierte im selben Jahre 1885 seinen ersten dreiräderigen Stahlmotorwagen, der in den Straßen von Mannheim Probe lief.

In jenen Zeiten wurde viel verbessert und geändert; jede Maschine und jeder Wagen waren ein neuer Typ, und jeder der Erfinder war auf rationelle Brauchbarmachung des neuen Gefährtes bedacht.

Aber ähnlich wie bei der Erfindung des Telephons nach den ersten Reisschen erfolgreichen Versuchen lange Jahre vergingen, bevor die überaus wichtigen Arbeiten die ihnen zukommende Weiterverwertung fanden, so erging es auch den ersten Automobilen von 1885, die erst ein volles Jahrzehnt später jene Würdigung erfuhren, die ihnen gebührte. Auch war ohne den Pneumatik die Vervollkommnung des Autos zu seiner jetzigen Brauchbarkeit nicht denkbar. Es sei ferner der Verdienste des österreichisch-ungarischen Generalkonsuls Jellinek-Mercedes gedacht, den Maybach 1896 kennen lernte, und auf dessen Anraten sowohl der maschinelle Unterbau, das Chassis, bedeutend erleichtert als auch der Motor durch ein Vierzylindersystem zu viel größerer Kraftentfaltung gebracht werden sollte. 1901 kam der nach diesen Ratschlägen erbaute, wegen seiner immensen Kraft von 35 Pferdestärken nicht wenig angestaunte Wagen heraus; er führte nach seinem Urheber den Namen „Mercedes“, bewährte sich ganz hervorragend, stieg in seiner Kraftentfaltung schnell aufwärts bis zu 120 Pferdestärken und stellt bis heute einen besonderen Typ mit anerkannten Vorzügen dar.

Der gewissenhafte Chronist kann aber nicht uner-

wähnt lassen, daß während des Stockens in der Anfangszeit sich das Ausland mit vielem Eifer und vielem



Carl Benz fuhr bereits 1885 auf einem von ihm selbst konstruierten Auto (Dreirad) in den Straßen von Mannheim.

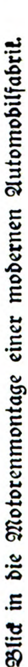
Erfolg der Konstruktion des Automobils zuwendete, und daß die ersten Rennen und Konkurrenzen, die die zweifellose Überlegenheit des neuen Gefährtes darzutun geeignet waren, im Ausland stattfanden, während das

Auto in seiner Heimat bei weitem nicht in gebührender Weise anerkannt wurde. So gewann das Ausland auf diesem Gebiete einen Vorsprung von Anfang an; aber auch diese seltsame Verkehrung wurde durch deutschen Fleiß und besonders durch die Gründlichkeit wieder wettgemacht. Heute genießen die heimatlichen Produkte Weltruf.

In mannigfachen Neukonstruktionen hat dann der Automobilismus sich zu jener Machtstellung in unserem modernen Verkehrswesen ausgebildet, die wir heute an ihm bewundern. Wir kennen seine schlechterdings nicht mehr zu überbietende Schnelligkeit (Weltrekord 228 Kilometer in der Stunde), seine unbedingte Zuverlässigkeit bei elementaren Ereignissen, Schneefällen und so weiter, und seine durch die immense Kraft bedingte Brauchbarkeit zu bisher unmöglichen Leistungen (Lastzüge, Armeedienst- und Feuerwehrwagen, kombinierte Wagenpumpen, drahtlose Telephon-, Panzer-, Turmwagen und so weiter), es ist „das" Gefährt von heute, vom vornehmen Luxuswagen bis zum schwer arbeitenden Lastfuhrwerk.

Als es erst möglich geworden war, wirklich leichte, dabei aber sehr kräftige Motoren zu bauen, konnte auch die Aviatik ihr seit Jahrtausenden immer wieder erwachendes Sehnen der Erfüllung näher bringen.

In richtiger Wertschätzung seiner Erfindung führte Gottlieb Daimler im Jahre 1887 seinen neuen Motortyp der Luftschifferabteilung vor, die trotz ihres Interesses nicht wußte, was damit anzufangen war. Erst am 1. September 1888 benützte der forschungsfrohe Leipziger Buchhändler Dr. Wölfert einen derartigen Motor zu seinen Lenkballonversuchen, die vom Hofe der Daimlerschen Fabrik auf dem Seelberg in Cannstatt vorgenommen wurden. Ein kleiner, nur 4 Pferdestärken



Blick in die Motorenmontage einer modernen Automobilfabrik.

mächtiger, ganz leichter Motor trieb eine aus einem Holzgerippe und Stoffüberzug hergestellte Schraube an;

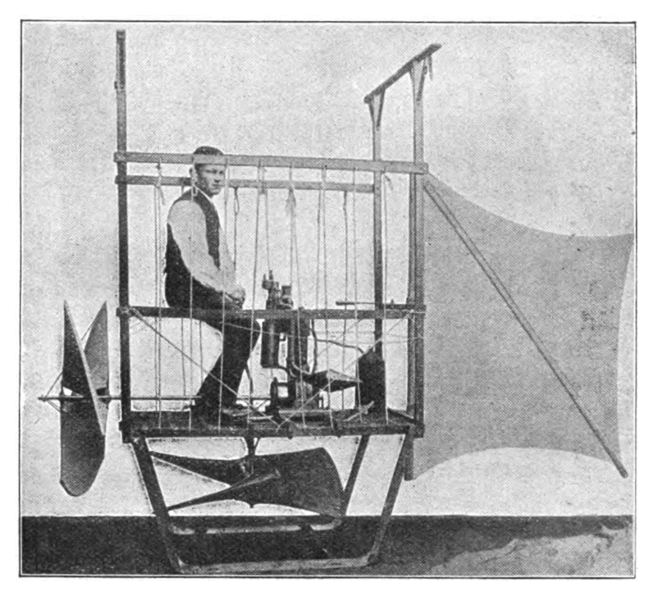
doch dieser erste Aufstieg vollzog sich nicht ohne ein gewisses heiteres Geleite. „Es zeigte sich nämlich, daß Dr. Wölfert für seinen kleinen Ballon zu schwer war, weshalb diese Fahrt von seinem etwas leichteren Gehilfen allein ausgeführt wurde, der sich auch noch aller entbehrlichen Kleidungsstücke und sogar der Stiefel und — des Portemonnaies entledigen mußte. Indessen der Ballon stieg und ging hinter dem Burgholzhof, in einer Entfernung von etwa 4 Kilometern, nieder."

Nur der Mangel an Betriebskapital hinderte Wölfert am Bau eines hinreichend großen Ballons, dessen Einrichtungen mehr Erfolg versprachen, dessen Abmessungen aber die Gefahr der Explosion des Ballons vielleicht völlig verhindert hätten. Dr. Wölfert ist, wie wohl noch erinnerlich, am 12. Juni 1897 mit seinem Mechaniker bei einem Aufstieg vom Tempelhofer Felde aus durch Explosion des Ballons ums Leben gekommen. Doch die Fortschritte waren schon zu groß, als daß dieses erste Lenkballonunglück die weiteren Arbeiten auf dem von Wölfert beschrittenen Wege verhindern konnte.

Es war aber auch hier wieder das Zusammentreffen und Zusammenarbeiten verschiedener Momente, die schließlich zu den großen Erfolgen führten: vor allem die unbeugsame, zähe, man möchte sagen dickköpfige Energie des Grafen Zeppelin, den alles Mißgeschick, alles elementare Unglück, alle anfänglichen Mißerfolge, das Lächeln seiner „guten Freunde" und immer wieder das ihn verfolgende „Pech" doch nicht von dem als einzig richtig erkannten Weg abbringen konnten. Schließlich hat sich das Unglück zum Glück gewendet, als nach der Katastrophe von Echterdingen das deutsche Volk die große Flugspende für Zeppelin zusammentrug und damit den energischen und unverdrossenen Herrn, ihm

gleichsam sein Vertrauen erweisend, auch materiell unabhängig für seine weitere Arbeit machte. Über die hohen Eigenschaften des Zeppelinschen Luftschiffs, das als der vollendetste Lenkballon der Gegenwart gilt, ist sich die ganze Welt einig.

Auch die anderen erstklassigen Systeme: Parseval,



Mit Daimlermotor ausgestattete Antriebseinrichtung des Wölfertschen Lenkballons, der am 1. September 1888 seinen ersten Aufstieg in Cannstatt unternahm.

Groß und in neuerer Zeit Schütte-Lanz, sowie die vielen Ausländer, die gleich zu Anfang die deutschen Motoren richtig einschätzten und verwendeten, waren auf den leichten, kräftigen Explosionsmotor angewiesen.

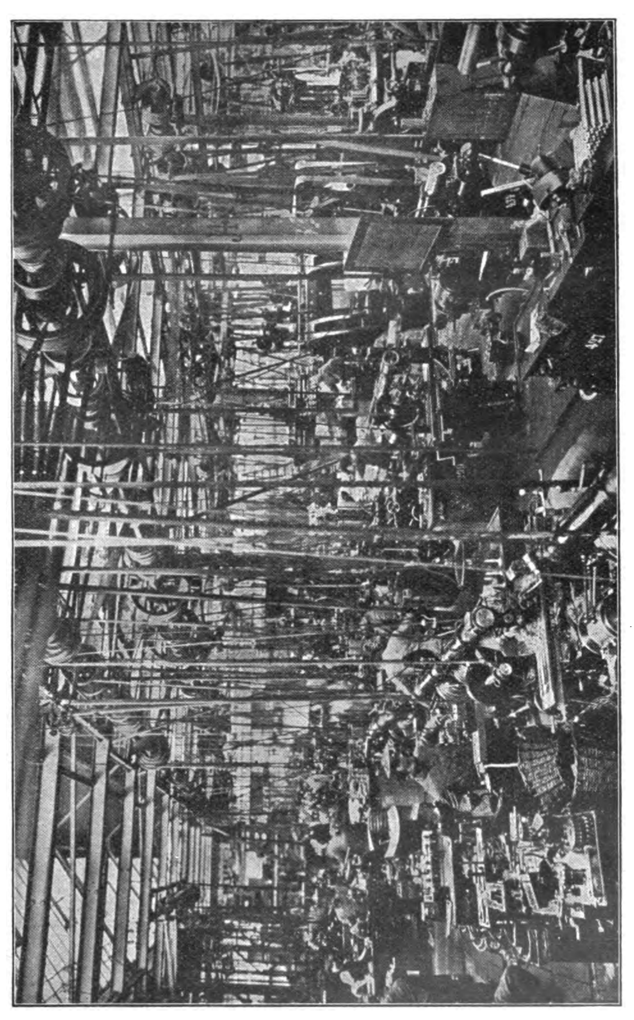
Und nun gar das Flugzeugwesen, das Wunderkind der jüngsten Zeit; ihm war Lebensfähigkeit überhaupt

nur bescheiden, wenn bei verhältnismäßig ganz geringfügigem Gewicht eine außerordentliche Kraftentfaltung des Motors erreicht werden konnte.

Wir alle wissen noch von der mißtrauischen Aufnahme jener Nachrichten, die von der Wrightschen Flugmaschine verbreitet wurden, etwa ein Jahrzehnt nach Lilienthals Todesflug. Dann kamen nach den Hüpfversuchen Zipfels die beiden Wright wirklich nach Deutschland, und man sah den Jahrtausende alten Traum erfüllt, sah Menschen auf ihren Apparaten wirklich durch die Luft fliegen. Es währte nur noch Wochen und Monate, und, wie aus dem Boden gestampft, erschien ein Flugzeugsystem nach dem anderen; Erfolg reihte sich an Erfolg, und zu Land- und Wasserwegen gesellte sich der jeder vorgeschriebenen Bahn entbehrende geradlinige Flug durch die Luft als neue Verbindung der Völker. Wie lesen sich heute die Zeitungsnachrichten aus jener Zeit: „Weltrekord 2500 Meter Höhe“, „Dauerflug von einer Stunde“ und so weiter — heute sind das gar nicht erwähnenswerte Alltäglichkeiten und waren vor fünf Jahren noch Triumphnachrichten.

Es war auch das Erfolgreiche in der Aviatik das Zusammenarbeiten vieler Kräfte und die Unbeugsamkeit des menschlichen Willens trotz ungezählter Todesopfer.

Was gegenwärtig an die Leistungsfähigkeit eines Flugmotors für Anforderungen gestellt werden, geht am besten aus den Bedingungen im Wettbewerb um den Kaiserpreis hervor. Erstens: Aufbau innerhalb drei Tagen. Zweitens: Vorprobe: Halbstündiges Volllaufen in horizontaler Lage, $^1/_4$ Stunde Volllaufen bei 15 Prozent Steigung der Achse, $^1/_4$ Stunde Volllaufen mit Neigung abwärts bei möglichst verminderter Tourenzahl (dem Gleitflug entsprechend). Drittens: Siebenstündiger Volllauf ohne Unterbrechung bei Vollbrem-



Blick in die Fräserei einer modernen Automobilfabrik.

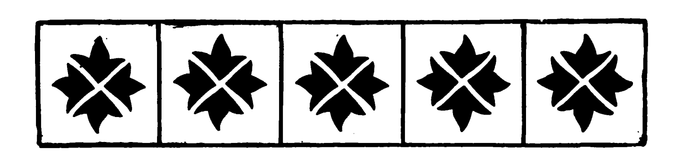
fung. Viertens: Nachprüfung: Dreistündiger Volllauf in horizontaler Lage, 1/2 Stunde Pause, nochmals

$2^1/_2$ Stunden Volllauf und $^1/_2$ Stunde Volllauf mit erhöhter Tourenzahl durch künstlich erzeugten Gegenwind.

Und schon sind die noch weitergehenden Bedingungen ausgeschrieben für den in diesem Sommer stattfindenden Wettbewerb der Wasserflugzeuge.

Auch hier ist kein Stillstand, sondern eifriges Vorwärtsschreiten, und die Mitwelt ist jeden Tag zum Zeugen berufen für die Fülle von Errungenschaften, zu denen die Konstruktion des leichten Explosionsmotors erst die Möglichkeit gegeben.





Eigenland.

Novelle von Otto Hoecker.

1.

Am Fenster des ihm als Wohnung dienenden Wellblechhäuschens stand Gordon Harland, der neue Betriebsleiter einer im mittleren Westen der Vereinigten Staaten im Bau begriffenen gewaltigen Talsperre, neben seinem von ihm abgelösten Vorgänger. Mit nachdenklicher Miene ließ er das ihm ungewohnte, fremdartige Wüstenpanorama auf sich einwirken.

Vor seinen Blicken dehnte sich im Sonnenbrande, an die dreißig Meilen breit und in zumindest doppelter Länge, eine trostlose Einöde, die ringsum von hohen Lavafelsen eingeschlossen wurde. Sie sollte durch die riesige Staubeckenanlage in ihrer Gesamtausdehnung bewässert und dadurch aus hunderttausendjährigem Schlafe aufgeweckt und fruchtbar gemacht werden.

„Well, wir können uns über die seither erzielten Fortschritte nicht beklagen," meinte der bisherige Betriebsleiter, zu dessen Ablösung der jüngere Kollege aus New York gekommen war. „Bisher ist alles wie geschmiert gegangen — mit alleiniger Ausnahme jenes alten Querkopfs da oben, des Tom Dugan!" schränkte er mit einer Verwünschung ein. „Der Mann betreibt eine Viehranch, etwa zehn Meilen weiter stromauf in den Bergen. Er versucht uns aufzuhalten, natürlich

mit ebensowenig Erfolg, wie etwa ein störriger Büffel sich dem heranbrausenden Schnellzuge gegenüberstellen würde. Aber wir werden gerade noch genug Verdruß mit ihm haben — oder vielmehr Sie, Harland," wendete er sich augenzwinkernd an seinen Nachfolger. „Denn ich will die Stunde segnen, wo ich dieser Hölle den Rücken wenden darf. Hab' mir gerade lange genug hier draußen die Haut dörren lassen!"

Rittlings setzte er sich auf einen Stuhl und musterte wohlgefällig den nunmehrigen Betriebsleiter.

„Merkwürdig," begann er dann wieder, „wo man auch baut und bohrt, immer trifft man so 'n vorsintflutliches Fossil an! Sie wurden schon aus der Arche mit den übrigen Dickhäutern verladen und siedelten sich an, ehe noch das Wasser sich völlig verlaufen hatte. Lassen ihr Vieh an die dreißig Jahre auf einem halben Königreich an Ausdehnung kostenlos weiden, leben ihren guten Tag und bilden sich ein, daß Gott und die Welt ihnen gehöre. Wie dieser Tom Dugan da oben. Wir mußten ihm den Stromlauf ableiten und damit seine Wasserzufuhr beschneiden — das ist richtig. Natürlich wollten wir ihn anständig entschädigen, aber er will sich auf nichts einlassen, sondern behauptet, er sei zuerst dagewesen, und das Land gehöre ihm. Wir sollten ihn nur von seinem Grund und Boden zu vertreiben suchen! Nun haben wir Klage gegen ihn angestrengt. Natürlich verliert er den Prozeß, aber bis zu dessen endlichem Austrag müssen wir seine angeblichen Rechte respektieren und kommen nur langsam vom Flecke." Er lachte grimmig auf. „Ginge es nach mir, so wollt' ich den Fuchs bald aus seinem Bau vertreiben!"

„Wie wollten Sie denn das anfangen?" erkundigte sich Gordon lächelnd.

„Ich baute den Staudamm einfach zehn Fuß höher.

In Wirklichkeit liegt die Duganranch nicht viel höher als die Wüste, aber um zu ihr zu gelangen, muß man die Lavaberge überklettern. Der ganze Grund und Boden ist vulkanischen Ursprungs. Well, baute man nun den Staudamm um zehn Fuß höher als geplant, dann würde mit Fertigstellung der Talsperre auch das Loch, in dem jener Dugan haust, unter Wasser gesetzt werden. Dann aber hätte er entweder nach unserer Pfeife zu tanzen oder — er würde gleich einer Ratte ersäuft werden."

„Nun, zu solch drastischen Auskunftsmitteln werden wir hoffentlich nicht unsere Zuflucht nehmen müssen," meinte Gordon sorglos, während er sich in Begleitung seines Vorgängers nach der kleinen Veranda vor dem Häuschen begab.

Im funkelnden Sonnenscheine draußen ächzte der Steinzermalmer und schleuderte weiße Staubwolken gen Himmel. Vom Fluß her kam das Schrillen der an langgestreckten Kabeldrähten hin und zurück schwebenden Zementbütten, und zur Rechten schlängelten sich wie die Fäden eines weitmaschigen Netzes die künftigen Abzugskanäle an den steilen Felswänden hoch, bis sie oben in der staubgesättigten, amethystfarbigen Luft verschwanden.

Der abgelöste Ingenieur deutete auf die in Mittagsgluten schmachtende Talwüste. „Was für Zukunftsmöglichkeiten liegen dort im Mutterschoß der Erde noch vergraben," sagte er zuversichtlich. „Wie lange wird's noch dauern, so zieht die Eisenbahn dort, wo jetzt nichts als muffiges Heidekraut wuchert, ihre Schienenstränge. Vielleicht in fünf Jahren dehnt sich hier eine aufblühende Stadt, und man verkauft Eckbaustellen zu tausend Dollar das Stück. An die tausend Ansiedler gewinnen der neuen Heimatscholle hundertfältigen Ertrag ab — und

da will uns solch ein Dickkopf in die Quere kommen und meint, wir müßten die Hände von alledem lassen, nur weil seine Viehherden seit einer Reihe von Jahren hier geweidet haben?! Den Zahn müssen Sie ihm ausziehen, Harland — und das bald. Ich selbst habe den Karren bei ihm verfahren und will nur hoffen, daß Sie besser mit ihm fertig werden!"

Als Gordon zustimmend nickte, umspielte ein Lächeln fester Entschlossenheit seinen kräftig geformten Mund. Er war ein stämmiger junger Mann mit einer dichten braunen Haarmähne, vorspringendem Kinn und klug blickenden Augen.

„Da ich vor Montag die Oberleitung doch nicht übernehmen werde und am morgigen Sonntag ohnehin gefeiert wird, so gedenke ich meinen Antrittsbesuch oben in der Duganranch noch heute nachmittag zu machen," entschied er.

„Viel Glück auf den Weg!" stimmte sein Vorgänger zu. Aber das seine Lippen umspielende sarkastische Lächeln kündete unverhohlen genug, welchen Erfolg er einem solchen Annäherungsversuche voraussagte.

Es war unberührte Natur, durch die Gordon Harland eine Stunde später auf dem Rücken eines flinken Maultiers trabte — braun, sonnenverbrannt und endlos wie die See. Kein Hausdach grüßte, kein Baum streckte schattenspendend seine Zweige, nicht ein grünes Fleckchen, wohin sein Blick auch immer wandern mochte. Die Luft war dünn und unglaublich klar; er wähnte hundert Meilen weit sehen zu können und hatte das Gefühl, als vermöchte er bis zu den Stiefelsohlen hinunter zu atmen.

Nachdem sein Tier an die zwei Stunden unablässig

auf kaum gebahntem Saumpfade bergauf geklettert war, erreichte er den Gipfel und blieb nun mit jähem Rucke stehen, denn vor seinen Hufen gähnte, wohl tausend Fuß tief, der Abgrund. Als Harland sich spähend über die dünne Halsmähne des Tieres beugte, da schaute er zu seiner Überraschung in einen geräumigen Talkessel, den die Lavariesen von allen Seiten abschlossen. Unten in der Tiefe, wo in breitem Strombett dürftiges Wassergerinnsel sich durch grüne Fluren schlängelte, lag ein Ranchhaus mit seinen Nebenbauten. Schattige Bäume umstanden es, deutlich vermochte Gordon einen ausgedehnten Gemüsegarten, ferner mit Kartoffeln und Getreide bepflanztes Land zu erkennen. Daran schlossen sich die Weidekoppel und endlose Kleefelder — alles wie eine liebliche Oase in die nackte, starre Lava ringsum eingebettet.

Von der oberen Talbuchtung, etwa eine halbe Meile stromauf, wo wieder Salbeibüsche zu wuchern begannen, kam dumpfes Gepolter. Eine gelbe, rasch an Umfang zunehmende Staubwolke flog voran, und hinter ihr her stürmte, wie Gordon bald wahrzunehmen vermochte, eine buntscheckige Viehherde, die sich fächergleich ausbreitete, sobald sie den noch durch den Stromlauf verengerten Zugangspaß hinter sich hatte und nun in den geräumigen Talkessel einbog.

Dazwischen tummelten sich wohl ein Dutzend flinke Reiter. Hin und her, auf und nieder durch die dicken Staubwolken ritten sie, trieben an und schnitten wiederum den von der Herde sich sondernden, wildgewordenen Rindern mit lautem Peitschenknallen den Fluchtweg ab.

Harland säumte nicht länger oben, sondern lenkte sein Tier nach der Zickzackspur, die in endlosen Windungen ins Tal hinunterführte. Bald hatte er die

Korralumzäunung unten erreicht und hielt nun neben dem Gatter, um mit wachsendem Interesse das nie zuvor von ihm erschaute, aufregende Schauspiel zu verfolgen.

Die scheue Herde, das kaum mit den Blicken zu verfolgende Durcheinander von Reitern und brüllenden Rindern, sämtlich schleiergleich von Staubwolken eingehüllt, die natürliche Grazie und lebhafte Beweglichkeit der die Lasso schleudernden Männer, das trotzige Aufbäumen der eingefangenen Jährlinge, die indessen gar bald vollends gefesselt wurden, um zum lodernden Feuerstoß geschleift und dort mit dem Brandeisen gekennzeichnet zu werden und auch die Duganmarke mit jähem Messerzucken durchs linke Ohr geschlitzt zu erhalten, das dumpfe Schmerzgebrüll der also Gebrandmarkten, der brenzlige Geruch von hochaufflammendem Salbeiholz und verbranntem Fell — das alles schien in dem Zuschauer Instinkte zu wecken, die ihm ohne sein Vorwissen längst im Herzen geschlummert hatten.

Immer näher an die Korraleinzäunung kam die Jagd herangebraust.

Plötzlich vermochte ein besonders störriger Jährling durch einen geschickten Seitensprung der schon über ihn herabfallenden Lassoschlinge noch im letzten Augenblick zu entgehen. Nun kam er mit tiefgesenktem Kopf gerade auf Gordon Harland herangestampft. Dessen Tier scheute seitwärts, und wie er selbst noch nach den flatternden Zügeln haschte, überrannte ihn auch schon der junge Stier.

Wohl schoß der also Überrumpelte der Länge nach ins Gras, aber er blieb geistesgegenwärtig genug, um den ungehobelten Gesellen bei dem einen Hinterbein zu packen und ihn, unbeschadet darum, daß er eine Strecke weit mit fortgeschleift wurde, daran festzuhalten.

Da kam es auch schon mit stiebendem Hufschlag heran, einer der Reiter warf das Fangseil, und diesmal verstrickte sich der Ausreißer hoffnungslos in der Schlinge.

Jetzt richtete sich der Ingenieur wieder auf und stimmte in das Lachen des ihn mit belustigten Blicken musternden jungen Reiters ein, als dieser ihm ein vertrauliches „Hallo, Freundchen!“ zurief.

Hinter ihm tauchte ein zweiter Reiter auf, ein hagerer Graukopf, der wie verwachsen mit seinem Pferde im Sattel saß und das grimmige, von einem struppigen Schnurrbart beinahe in zwei Hälften geteilte, lederhart gegerbte Gesicht vergnüglich verzogen hatte.

„Hallo, Fremder!“ schrie er lachend. „Ihr hättet den Ausreißer beim Schwanzende packen müssen. Dann noch 'ne Dose Salz draufgestreut — und das Biest hätt' alle viere von sich gestreckt! Hoho, da möchte man doch gleich Klapperschlangen schlucken! Auf Eure Fangmethode müßt Ihr 'n Patent nehmen!“

Zuerst hielt Harland den verwitterten Kumpan für den Besitzer der Ranch, aber er änderte seine Meinung rasch, als nun noch ein dritter Reiter herangesprengt kam, ein alter, sehniger Mann, der auf einem besonders hochbeinigen Tier hockte.

Harland konnte sich nicht entsinnen, jemals zuvor schon in ein derartig wie aus Stahl gefügtes Männerantlitz geschaut zu haben. Das Alter hatte die in diesem Manne lodernde Leidenschaft noch nicht zu zügeln vermocht, gleichwohl lag in seinen Zügen wiederum eine gewisse rauhe Biederkeit, und wenn er lachte, wie dies eben geschah, gewannen seine Mienen selbst einen gutmütigen Ausdruck.

„Woher des Wegs, Fremder?“ begrüßte er Harland, ohne sich selbst vorzustellen, was er für überflüssig halten mochte. „Der neue Ingenieur — eh?“

Gordon Harland nannte seinen Namen. „Ich wollte Ihnen meinen Besuch abstatten," fuhr er fort, heimlich darauf gefaßt, daß sich die freundschaftliche Haltung des Alten nunmehr rasch ins Gegenteil wandeln würde.

Aber nichts Dergleichen geschah, sondern Tom Dugan streckte ihm die Hand zum Willkommgruße entgegen. „Ihr kommt aus dem Osten?" erkundigte er sich, indem er lächelnd die durch den Fall in Unordnung geratene städtische Kleidung seines Besuchers musterte.

„Ja, ich bin, was man hierzulande wohl ein Grünhorn nennt — kaum je aus der Großstadt herausgekommen!"

„Well, überall ist Gottes Gegend," meinte der Alte, dessen klarer Blick noch immer den anderen musterte. „Auch ich kam vom Osten hierher, war jung in Chicago und ursprünglich Schriftsetzer. Ist aber unwahrscheinlich lange her und dünkt mich wie 'n Traum. Schalte nun schon dreißig Jahre auf der eigenen Scholle, da wurzelt man im Boden und wird eins mit ihm. — Aber nichts für ungut, Herr," unterbrach er sich. indem er nach den ragenden Felshöhen, hinter denen eben die Sonne verschwand, hinaufspähte. „Es wird wohl bald dunkel werden. Das geschieht hier draußen ganz plötzlich, und wir müssen noch einen letzten Trieb reiten. Laßt Euch einstweilen die Zeit nicht lang werden!"

Damit riß er seinen Gaul wieder herum, die beiden anderen Reiter folgten seinem Beispiel, und die wilde Jagd erneuerte sich, ohne daß das Dreiblatt die Gegenwart Harlands weiter beachtet hätte.

Als dann die Nacht mit raschen Schritten herankam, bot sich dem Neuling ein anderer ungewohnter Anblick.

Für den eigenen Bedarf wurde eines der Rinder an Ort und Stelle geschlachtet.

Ein rascher Lassowurf des jungen Dugan brachte einen Stier nieder. Sofort trieb der Reiter sein Pferd an, und das hilflos an Kopf und Vorderfüßen gefesselte Schlachtopfer wurde eine Strecke weit bis in die Nähe des flackernden Holzstoßes durch den Staub geschleift.

Ein paar betäubende Schläge auf den Kopf, ein die Halsader durchschneidender Messerstich des alten Joe, und ein Strom rauchenden Blutes schoß in den Staub. Die Herde sog witternd und dumpf brüllend den Blutgeruch ein und drängte langsam zurück. Niemand bekümmerte sich länger um sie, nun das Tagwerk vollbracht war.

Selbstverständlich mußte Harland über Nacht die Gastfreundschaft des Ranchers annehmen, denn bei der nunmehr herrschenden Finsternis hätte er ohnehin an einen Heimritt nicht denken können.

Tintenschwarz erschienen die wie Zähne einer Säge gezackten Spitzen der Lavafelsen, und von der Schlucht blies der Nachtwind balsamische Düfte hinter ihnen her. Als sich die Reiter dem Ranchhause näherten, lugte die schmale Sichel des Mondes über den Bergrand, und über ihm begannen die Sterne zu blinken.

Auf der vorderen Veranda stand ein offenes, wassergefülltes Faß, das nun als Waschbecken diente, und nicht minder gemeinschaftlich wanderten auch Handtuch und der nahezu zinkenlose Kamm aus einer Hand in die andere.

In dem von einer Petroleumhängelampe freundlich erhellten Wohnzimmer, wo es gar angenehm nach frischbereitetem Kaffee und gerösteten Speckscheiben roch, wies Tom Dugan mit stummer Handbewegung dem Gast den Platz zu seiner Linken an; sein Sohn und der alte Cowboy setzten sich nebeneinander oben an die eine lange Tischseite, und der Rest der Männer füllte

bald die übrigen Plätze an der langen Tafel. Nur zur Rechten des Ranchers blieb der ihm zunächst stehende Stuhl unbesetzt, und um seine Rücklehne war, eigentümlich genug, eine schwarze Tuchschleife gebunden.

Es entging dem Ingenieur nicht, wie der alte Rancher, als sein Blick den umflorten Stuhl streifte, leicht nickte, als wollte er eine unsichtbare Person vertraulich begrüßen.

Tom Dugan mochte wohl leises Befremden in seines Besuchers Zügen wahrgenommen haben, denn als er sich nun vorneigte und die eine Hand auf die umflorte Stuhllehne legte, meinte er: „Kehrt Euch nicht daran, hier saß meine Mary — er ist mir heilig, dieser Platz, denn sie war eine gute Frau. Und manchmal hab' ich's im Gefühl, als säße sie immer noch neben mir, nur daß wir's nicht sehen können."

Gordon kam zu keiner Erwiderung, denn eben öffnete sich von der Küche her eine Tür, und auf der Schwelle erschien ein schlankes, hübsches Mädchen. Sie trug eine große Schüssel mit eben dem Herd entnommenen heißen Brotschnitten, gönnte beim Vorüberschreiten dem Gast ein freundliches Lächeln und setzte ihre Last mit schlichtem Abendgruße auf den Tisch.

Unwillkürlich hatte der Ingenieur sich bei ihrem Eintritt von seinem Sitz erhoben, und mit Staunen nahm er wahr, daß kein Gedeck für das Mädchen aufgelegt war. „Darf ich Ihnen meinen Stuhl anbieten, denn ich habe wohl die Ehre, Miß Dugan vor mir zu sehen?" fragte er.

Das Mädchen nickte. „Ja, ich bin Emily Dugan," sagte sie schlicht. „Aber lassen Sie sich nicht stören, ich pflege immer in der Küche nachzuessen."

„Emily ißt nicht gern mit uns, es geht ihr bei uns nicht fein genug zu," zog sie ihr Bruder lachend auf.

„Unsereiner hat eben keine Zeit, sich erst lange herauszuputzen."

„Kunststück," knurrte der alte Joe, „wenn man abgerackert und ausgehungert genug ist, um Klapperschlangen zu futtern!"

„Bitte, nehmen Sie nur wieder Platz!" drängte das Mädchen. Mit freundlicher Zuvorkommenheit wartete es dem Gaste auf. „Lieben Sie Honig?" Sie reichte ihm ein Glasgefäß. „Selbstgewonnen, wie überhaupt alles auf dem Tische hausgemacht ist."

Gordon kam aus dem Staunen nicht heraus. Die ruhige Sicherheit des Mädchens imponierte ihm um so mehr, als ihr ganzes Wesen vorteilhaft von der zwanglosen Art der um den Tisch hockenden und mit vollen Backen kauenden Männer abstach. Weit weniger wäre sie in New Yorker Gesellschaftskreisen als in diesem weltfernen Ranchhause aufgefallen.

Schweigend wurde nunmehr die Mahlzeit verzehrt. Die Essenden gingen mit derselben ernsthaften Gründlichkeit zu Werke, die Gordon schon zuvor bei ihnen draußen während der Arbeit beobachtet gehabt hatte.

Als sich dann der Rancher erhob, standen auch die übrigen unter lautem Fußscharren und Schemelrücken auf und begaben sich mit kurzem Nicken aus dem Zimmer.

Auch der Rancher selbst wendete sich der Tür zu. „Bin gleich wieder zurück," äußerte er zu seinem Besucher, „will nur einen Abendtrunk aus dem Keller heraufholen."

Als er wenige Minuten später wieder ins Zimmer zurückkam, wo inzwischen seine Tochter dem Gast Gesellschaft geleistet und gleichzeitig mit flinker Hand den Tisch abgeräumt hatte, brachte er einen Steinkrug, mit einem schäumenden Getränke bis zum Rande gefüllt, mit und setzte ihn auf den Tisch.

Hurtig stellte Emily Gläser bereit, rückte noch ein Feuerzeug in handliche Nähe des Besuchers und schloß dann hinter sich die Küchentür. Bald verriet von dorther kommendes Tellergeklapper ihre fleißige Tätigkeit — sehr zur geheimen Enttäuschung Harlands, der bestimmt auf die Gesellschaft des liebenswürdigen Mädchens gerechnet hatte.

Bedächtig schenkte der Rancher die Gläser voll. „Selbstgebraut," meinte er dann nicht ohne Stolz. „Mein Vater selig war ein Irländer, die Mutter dagegen deutsch — und beides zusammen gibt 'ne schlechte Mischung, denn trockene Lebern haben beide. Kostet nur, es ist zwar kein eigentliches Bier und berauscht auch nicht, aber es löscht den Durst ausgezeichnet und schmeckt nicht übel."

Darüber war Gordon Harland nun freilich anderer Ansicht, denn das Zeug schmeckte stark nach Heilkräutern und mundete nicht besser als der Tabak, den der Rancher nun in einem mächtigen Steintopf auf den Tisch setzte und der gleichfalls auf der Ranch gewachsen, an der Sonne getrocknet und rauchfertig gemacht worden war. Aber er hielt mit jeder Kritik zurück, stopfte vielmehr das Pfeifchen, das er immer in der Tasche nachtrug, und qualmte ergebungsvoll darauflos.

„Well," begann der alte Mann, indem er die Gläser wieder vollschenkte, „Ihr wißt's vermutlich schon, daß ich mit Euren Leuten drunten im Prozeß liege — eh? Kalkulierte wenigstens so, als ich Euch kommen sah," setzte er bedächtig hinzu, als Gordon zustimmend genickt hatte. „Kann mir auch denken, warum Ihr gekommen seid. Aber gebt Euch keine Mühe, den alten Tom Dugan macht keiner dumm. Das Recht ist auf meiner Seite, und niemand kann mich von der eigenen Scholle vertreiben. — Nur sachte," setzte er mit erhobener Stimme

hinzu, als der andere ihn unterbrechen wollte, „laßt mich ausreden! Ich dächte, ich hätte Euch gezeigt, daß ich nichts gegen Euch habe, denn Ihr habt Eure Pflicht zu tun, dafür werdet Ihr bezahlt. Ich selbst bin ein friedliebender Mann, seh' zuweilen auch gern ein fremdes Gesicht um mich, aber im übrigen soll man mich in Frieden lassen. Die Ranch ist mein eigen, und so Gott will, bettet man mich einmal neben meine Mary zum letzten Schlafe."

Je länger Gordon die Mienen und Blicke des Alten studierte, desto deutlicher begriff er, daß man ihn einer Aufgabe gegenübergestellt hatte, deren Lösung nahezu unmöglich und entschieden nicht auf dem Wege gütlicher Vorstellungen zu erreichen war.

„In einer Zeit wie der unserigen," wendete er nach einer Weile ein, „da die Menschheit einen weiten Schritt vorwärts macht, muß das Interesse des einzelnen sich dem der Allgemeinheit unterordnen."

„Möglich," knurrte der Alte, „aber ich weiß, daß ich mir jeden Fußbreit Land erarbeitet habe, zuerst mit der Schaufel, Herr — und ich weiß ferner, daß ich mein Lebtag gefront habe, Herr — und da kommt plötzlich hergelaufenes Volk, spielt sich als die Herren auf, leitet mir das Wasser ab, so daß ich keines mehr für mein Land habe und zuschauen muß, wie fruchtbarer Boden sich wieder zur Wüstenei zurückwandelt und meine Herde zehn Meilen weit zur Tränke und wieder zurückgetrieben werden muß."

„Well," suchte Harland zu begütigen, „dafür werden viele Hunderte Farmer ein mächtiges Wüstengebiet für die Kultur erobern, nahezu eine halbe Million Acker werden dem Pflug gewonnen werden!"

Tom Dugan spie verächtlich zur Seite. „Farmer nennt Ihr das Pack?" fragte er kurz. „Maulwürfe, die

im Sand graben, sind es, nichts anderes! Wir brauchen hier keine Farmer! Die Gegend hier ist Weideland — mehr noch, sie ist mein Land!“

Er war ans offene Fenster getreten, winkte Harland zu sich und deutete dann auf eine Ecke des im Mondglanz liegenden Obstgartens, wo sich ein kurios geformter Steinhaufen erhob.

„Dort schläft sie,“ sagte er leise.

„Wer?“ fragte Harland, der nicht gleich seine Meinung erriet.

„Meine Mary. Dort unter dem Steinhaufen schläft sie, ich habe ihr selbst das Grab mit der Pickaxt in die Felsen geschlagen. War ein herzliebes Weib, meine Mary.“

Eine Weile verharrte er schweigend und sog an der Pfeife.

Dann meinte er in ruhigerem Tone: „Ihr spielt wie die Kinder mit dem Feuer, ihr kennt den Fluß und seine Tücken nicht so wie ich. Dazu muß man ihn durch lange Jahre studiert haben. Wartet's nur ab, bis eines Frühjahrs wieder die Chinookwinde zu blasen beginnen und den hoch in den Bergschluchten liegenden Schnee in einer Nacht schmelzen machen — zweimal hab' ich's schon miterlebt. Damm oder nicht, das bleibt sich gleich! — Aber kommt mit hinaus, in der Stube wird mir's zu eng,“ unterbrach er sich.

Damit ging er, gefolgt von seinem Gaste, ins Freie hinaus.

Dort, wo der Grabhügel seiner Lebensgefährtin sich türmte, stand eine Bank. Auf ihr ließ der alte Mann sich nieder und bedeutete dem anderen, neben ihm Platz zu nehmen.

„Hier sitz' ich oft,“ begann der Rancher nach einer Weile. Er hatte seine kurze Pfeife ausgeraucht, nun

klopfte er sie aus und steckte sie in die Tasche. „Ist mir dann immer, als wär' meine Mary mir näher. Kurioses Gefühl das, jemand plötzlich nicht mehr um sich zu haben, der einem so notwendig wie die Luft zum Leben war. Ich seh' sie aber alle Tage, sie scheint immer vor mir zu stehen, zum Greifen nahe."

„Ihre Gattin war Farmerstochter — nicht wahr?" erkundigte sich der Ingenieur mehr aus Höflichkeit als wirklich interessiert.

Tom Dugan schüttelte den Kopf. „Sie war ein kleines Ladenmädel, meine Mary," hub er dann an, „hatte einen tüchtigen Schulsack und wollte Lehrerin werden. Aber dann starb der Vater. Wie das so geht, sie mußte ihre gelähmte Mutter ernähren und hungerte sich mit ihr durch, bis wir uns fanden und heirateten. Anfänglich verdiente ich auskömmlich. Kann wohl sagen, daß ich ein geschickter Setzer war. Bis der große Brand halb Chicago verheerte und Hunderttausende brotlos machte. Darunter auch mich. Nun ja, da fing das Hungern erst recht an. Schwamm drüber! Eines Tages standen wir völlig mittellos, unser Kind war dahingesiecht, und auf der Suche nach einer Stelle, die sich nicht finden lassen wollte, lief ich Tag um Tag mit durchlöcherten Sohlen auf dem Straßenpflaster herum. Damals entschlossen wir uns, nach dem Westen auszuwandern — natürlich zu Fuß, denn Geld zum Fahren besaßen wir keines. Was wir damals an Mühsalen zu ertragen hatten, das kann ich nicht beschreiben. So was muß man selbst durchlebt haben, um sich einen Begriff davon zu machen, wie uns die Füße schmerzten. Als einen der schaurigsten Orte in der Hölle, wo Satan sich am vergnüglichsten an den Leiden der ihm Verfallenen ergötzen mag, stelle ich mir einen steinigen, steilen Weg vor, über den die Verdammten mit wunden,

blutenden Füßen wandern müssen — immerzu und endlos wandern! Solch einen Weg gingen wir."

Er seufzte tief auf, stützte den Kopf in die aufs Knie gelegten Hände und starrte eine Weile schweigsam vor sich hin. Dann deutete er hinauf zu den steilen Berghöhen, die der Mond eben mit unirdischem Glanze umwob.

„Endlich kam der Tag, wo wir dort standen und in dieses Tal hinunterschauen durften. Nach vierzig langen Monaten unserer Wanderschaft. Seitdem haben wir hier gelebt, zuerst in einer Höhle, die wir entdeckten und wohnlich machten, bis wir unser Haus erbauen konnten — nicht dieses Haus, nein, das kam erst im Laufe der Jahre. Dort hinter dem Hause, wo jetzt ein Milchkeller ist, entdeckten wir eine Felshöhle, in ihr hausten wir ein volles Jahr, dort wurde auch unser Sohn geboren. Wie arbeiteten und schafften wir! Ganz allein auf uns angewiesen, ohne Erfahrung und Mittel. Nichts als eine Schaufel hatten wir zum Anfang — und unsere Hände. Dann lief uns eine verirrte Kuh mit ihrem Kalb zu, das war der Beginn unserer heutigen Herden. Jeder Stein dort am Haus ist von mir aus den Felsen geschlagen, zurechtgehauen und gemauert worden. Meine Mary wanderte zwanzig Stunden weit, um die Ableger zu den schattigen Obstbäumen von heute vom nächsten Nachbarn zu holen. Das waren gute Leute, sie schenkten uns ein Beil, etwas Bettzeug und Aussaat, später noch ein halb Dutzend Hühner. Und so fingen wir an, ich mit der Schaufel, und Mary machte unsere Höhlenwohnung aus nichts zurecht, fertigte Betten aus Moos und Laub — und es ging. Eine Büchse hatte ich ja, und ein guter Schütze war ich von jeher gewesen. Wild gab's genug, und der Fluß bot Fische im Überfluß."

Er hatte sich immer wärmer gesprochen und seine Worte mit lebhaften Handbewegungen begleitet.

„Ah, Fremder,“ meinte er nun, „ich kann Euch das Entzücken nicht ausmalen, das unsere Herzen erfüllte, als wir den ersten Mais aus dem Boden kommen sahen. An einem Sonntagmorgen war's. Wie wir vom Frühstück aufstanden — damals hatte ich schon einen Tisch und zwei Schemel zurechtgezimmert — da gingen wir Hand in Hand nach den Feldern. Mary sah die Maishalme zuerst, wir hatten in regelmäßigen Reihen gesät, und aus den handgeformten Erdhügeln lugten spannenlange blaßgrüne Hälmchen — und dann sahen wir sie Tag für Tag wachsen, keine Mutter konnte stolzer auf ihre Kinder sein! Bis der Tag der ersten Ernte kam — das war ein Freudentag!“

Versonnen schaute er um sich, es war ihm anzusehen, wie er im Geiste in die Vergangenheit zurückschaute und wieder durchzuleben meinte, was damals geschehen war.

„Ah, wie viel Glück wohnte gleich von Anbeginn mit uns hier im Tal! Da hatte sich unter die erste Maisaussaat ein fremdes Samenkorn verirrt. Als es aus dem Boden wuchs — drei kleine grüne Blättchen — wußten wir nicht, was es sein konnte. Aber wir ließen's wachsen, ich häufelte hübsch die Erde ringsherum, und plötzlich begann's zu ranken. Da wußten wir freilich, was es war, eine Wassermelone.“ Er lachte leise vor sich hin. „Meiner Treu, ich glaube, ein Junge vergißt nie, wie man Obst stiebitzen oder schwimmen muß — und Wassermelonen schmecken ganz besonders gut. Dreizehn kleine Melonen entwickelten sich aus den Blüten, aber eines Nachts trampelte unser Kalb darüber, und vier davon wurden zerquetscht. Heute weiß ich, daß es besser gewesen wäre, wenn's die anderen

neun zertreten und nur vier Fruchtansätze verschont hätte, weil nämlich der Stock so viele Früchte gar nicht reifen kann. Am ersten September war meiner Mary Geburtstag, und heimlich schlich ich mich in den Mais, der damals schon übermannshoch stand, und schaute nach den Melonen, denn ich wollte ihr doch ein kleines Angebinde geben. Dunkelgrün schimmerte die dickste Frucht durch die Blätter. Ich klopfte gegen das Gehäuse, wurde aber nicht klug daraus, ob's den richtigen Reifeklang gab. Da nahm ich mein Taschenmesser zu Hilfe — und richtig, wie ich einen Kerb hineinschnitt, zeigte sich rotes, saftiges Fleisch." Ordentlich behaglich lachte er vor sich hin. „War das eine Freude damals! Meine Mary weinte vor Glück, als ich ihr die Melone brachte, die erste köstliche Frucht vom eigenen Land."

Er hatte sich erhoben und stand nun im Mondlicht in förmlich riesenhaften Umrissen vor Harland.

„Vielleicht erzähl' ich's Euch ein andermal ausführlich, Fremder, wie wir aus einer Wüstenei fruchtbares Land und allmählich Behagen um uns schufen. Aber ich wiederhole Euch, ich stehe auf eigenem Land, zu dem der Herrgott uns den Weg gewiesen hat. Auf dieser Schwelle waltete mein Weib, unter ihren Füßen wurde jeder Fußbreit gesegneter Boden. Unter diesen Steinen schläft sie und ich" — er richtete sich starr auf, und in seine Mienen kam ein drohender Ausdruck — „ich hüte ihren Schlaf, und wehe dem, sei er hoch oder niedrig, der mich aus meinem Eigenen zu vertreiben unternimmt! Freiwillig weiche ich nicht — und braucht ihr Gewalt, so hat's die harte Not mich gelehrt, wie man mit Hausräubern und Friedensbrechern umspringen muß. Meine Hand ist sicher, und meine Büchse hat ihr Ziel noch niemals gefehlt!"

Ein Schauer beschlich Gordon Harland, als er den

alten Mann nun mit lang ausgreifenden Schritten in der Richtung nach dem Viehkorral davonschreiten sah. Im flimmernden Mondlicht schien seine Gestalt noch zu wachsen und übermenschliche Formen anzunehmen, bis sie endlich im vorspringenden Mauerschatten verschwand.

2.

Als Harland langsam zum Wohnhause zurückschritt, erblickte er auf der Veranda die Rancherstochter, und artig schritt er auf sie zu. Sie hatte einen Arm um den einen Verandastützbalken geschlungen und stand so, daß der Mond wohl ihr dunkles Haar wie mit einer Gloriole umwob, aber ihre Gesichtszüge im Schatten blieben.

„Kommt Ihnen ungewohnt bei uns vor — nicht wahr?“ sprach sie den Ingenieur an.

„Es ist wunderschön hier oben,“ versicherte er. „Der Bruder schon schlafen gegangen?“

„Bill ist müde. Halten Sie meinen Bruder nicht für ungastlich, aber er ist seit einer Woche kaum zum Schlafen gekommen.“

„Das war ihm nicht einmal anzumerken,“ meinte Harland. „Er verrichtete ja wahre Wunder an Geschicklichkeit im Lassowerfen, und reiten kann er noch besser!“

Sie lachte fröhlich. „Kein Wunder, er treibt ja nichts anderes!“

Harland hatte sich auf die oberste Treppenstufe gesetzt. Zutraulich ließ sie sich nun neben ihm nieder, faltete die Hände im Schoße und schaute ihn unbefangen an.

Sie schien etwas Besonderes sagen zu wollen, zögerte aber noch eine Weile, bevor sie geradezu fragte: „Glauben auch Sie, daß Vater unsere Ranch an Ihre Gesellschaft verkaufen muß?“ Dann, als er bestätigend

nickte, versicherte sie lebhaft: „Das geschieht freiwillig nie! Sie können eher jene Felsriesen dort niederzwingen, als Vaters Sinn ändern.“ Seufzend schwieg sie wieder, fragte aber bald darauf unvermittelt: „Wie lange wird's noch dauern, bis die Talsperre vollendet ist?“

„Ein Jahr wird bis dahin noch sicher vergehen, vielleicht aber auch zwei oder gar drei Jahre.“

„Ein Jahr!“ Ein Seufzer kam über ihre Lippen. „Vielleicht nur noch ein Jahr und dann —“

Gedankenvoll starrte sie auf den in Dunkel gehüllten, wie unsichtbar vorüberrauschenden Fluß und die dahinter tintenschwarz sich streckenden Lavafelsen.

„Manchmal faßt mich erschauernd die Frage an, was wohl von alledem das Ende sein wird,“ fuhr sie dann fort. „Dieses Tal war immer unser eigen. Mochte draußen in der Welt passieren, was da wollte, Handel und Wandel, Krieg oder Frieden kümmerten uns nicht, denn wir herrschten auf der eigenen Scholle. Mag sein, daß das geltende Gesetz Sie dazu berechtigt, uns von hier zu vertreiben; aber ein himmelschreiendes Unrecht bleibt es darum doch, dieses Stück Erdenparadies, das die Lebensarbeit meiner Eltern zu einem solchen gemacht hat, wieder zu vernichten. Ich kenne meinen Vater, ich liebe ihn und — und mir ist bange um ihn. Indem Sie zerstören, was er mühsam aufgebaut hat, machen Sie sein Leben wertlos, Sie merzen es aus dem Buch der Menschheit aus — und ein solcher Gewaltakt läßt sich mit einer Geldentschädigung nicht ausgleichen.“

Sie war aufgestanden.

„Es ist schon spät geworden,“ äußerte sie gelassen, „vielleicht ist es Ihnen angenehm, wenn ich Ihnen jetzt Ihren Schlafraum anweise?“

Harland wußte kaum, was er darauf antworten sollte, ihm war eigentümlich zumute. Er hatte die Empfindung, als habe sich etwas von dem, was in Emily Dugans Seele lebte, zu ihm verirrt, als würden nun das monderhellte Tal, die lampenbeschienene Veranda, das schlafend liegende Haus von ihrer Gegenwart und ihrem Empfinden gesättigt. Die spitzen Bergkonturen wandelten sich zu Vorposten, die eifersüchtig den Talfrieden bewachten, durch das Rauschen der vom Nachtwind bewegten Baumkronen ging ein ihm unfreundliches Geraune, selbst die mit süßem Duft erfüllte Luft schien in ihm den künftigen Zerstörer zu wittern und sich ihm darum feindlich schwer auf die Lungen zu legen.

Diese Empfindung verließ ihn auch dann nicht, als er sich in Emilys Stübchen, das sie ihm die Nacht über abgetreten hatte, wiederfand. Es lag unmittelbar hinter dem Eßzimmer, war schlicht eingerichtet und enthielt nichts als ein schmales Bett, eine einfache Ankleidekommode und das übliche Moskitonetz rings um das Bett. Hinter einer Gardine aus buntem Zitzkattun hingen an der Wand einige Kleidungsstücke und in friedlichem Nebeneinander entdeckte er auf einem kleinen Wandgestell verschiedene Bücher, einige Bände von Coopers Prärieerzählungen, daneben ein Lehrbuch der Algebra, ein populärer Wegweiser durch die verschiedenen philosophischen Systeme, die Weihnachtsnummer eines Frauenmagazins, eine kleine, abgegriffene Handbibel und eine nach Veilchen duftende Broschüre über die „Kunst, schön zu sein“.

In dem kleinen Raume war es heiß und dumpf. Eine geraume Weile lag Gordon Harland wach und mit offenen Sinnen lauschte er auf die Nachtgeräusche, das dumpfe Brüllen der Rinder, das geschwätzige Fluß-

gemurmel, den gelegentlichen Schrei eines Coyoten — das alles schien seinen Ohren, die an das auch bei Nacht nicht abebbende geräuschvolle Großstadtgetriebe gewöhnt waren, ebenso ungewohnt wie unirdisch geheimnisvoll. Es waren Klänge aus einer anderen Welt, von deren Existenz er bisher keine Ahnung gehabt hatte, und die ihn nun bereits in ihren Bann zu ziehen versuchte.

Schließlich litt es ihn nicht länger im engen Raum. Leise erhob er sich, und unhörbar öffnete er die ins Eßzimmer führende Tür. An dessen ihm entgegengesetzter Schmalwand war ein Fenster eingelassen, es stand offen, und hell wie Mondlicht funkelten die Sterne ins Zimmer herein. Sie beleuchteten ein unter dem Fenster befindliches altes Sofa und Emilys Angesicht. Sie lag vollständig angekleidet mit im Schlafe halbgeöffneten Lippen, die Hände über der Brust zusammengelegt, und schlummerte friedlich.

Behutsam zog sich Harland wieder nach dem ihm zugewiesenen Raum zurück. Nun er sich wieder niederlegte, überkam ihn bald darauf der Schlaf. Erst das Brüllen der Rinderherden weckte ihn wieder. Als er sich im Bett aufrichtete, schien ihm die helle Sonne ins Gesicht.

Im Eßzimmer befand sich niemand, der Frühstückstisch war schon abgeräumt, nur für ihn selbst lag noch ein Gedeck auf — Schinken und Rauchfleisch, ein halbes kaltes Huhn, daneben Kaffee, Milch, goldgelbe Butter und Honig, selbst ein Strauß frischgepflückter Blumen fehlte nicht.

Suchend trat Harland auf die Veranda. Die nämliche gelbe Staubwolke, die er am Vortag vom Gipfel der Lavafelsen aus erspäht gehabt, gewahrte er wieder, mindestens eine Meile talaufwärts. Obwohl es Sonn-

tag war, tummelten sich dort die Reiter, um dem Rest der noch nicht gezeichneten Jährlinge mit glühenden Brandeisen und Messern die Ranchmarke aufzudrücken.

Über den Hof kam Emily auf die Veranda zugeschritten. Sie begrüßte Gordon schon von weitem mit kameradschaftlichem Handwinken. Im linken Arm trug sie ein rundes Körbchen, gefüllt mit vermutlich eben zusammengesuchten frischgelegten Eiern. Wie sie durch den Sonnenschein näherkam, vermeinte Gordon noch nie zuvor ein solch anmutiges Geschöpf erblickt zu haben. Rassig, kerngesund, kindlich naiv und wiederum ihren Jahren und ihrer Umgebung weit voraus, ihre taufrische Schönheit noch gehoben durch das fürsorglich Mütterliche in ihrem ganzen Wesen.

Als er sie auf sich zukommen sah, glaubte Harland in die Vergangenheit zu schauen und statt ihrer die Mutter, damals nicht minder jung und schön, dem verheißenen Lande an ihres Mannes Seite entgegenwandern zu sehen.

Und da war es, als verschleierte sich sein Blick, als schiene das Tagesgestirn nicht mehr so hell, als noch eben zuvor. Sein Blick wanderte zu dem steingetürmten Grabe der Mutter. Sie hatte sich im Verein mit ihrem Manne eine eigene kleine Welt geschaffen, aber die große Welt war hinter ihnen hergezogen, und sie sollte nun dort, wo sie gelebt und segensreich gewirkt, nicht mehr schlafen dürfen — eines Tages würden brausende Wasser in diesem Talfrieden hochsteigen und alles darin Befindliche fortwaschen, auch das Grab dort. Da gab es kein Entrinnen. Sein moderner Standpunkt ließ ihn aber kein Unrecht darin erkennen. Der einzelne muß sein Interesse der Allgemeinheit unterordnen, das ist der Lauf der Dinge. Aber sein seltsam beunruhigtes Herz weissagte ihm, daß diese steilen Felshänge, die



heute eine im Sonnenschein prangende liebliche Idylle umspannten, auch Zeugen einer Tragödie sein würden.

Gleich nach eingenommenem Frühstück brach der junge Ingenieur auf, und Emily gab ihm bis zum Außengatter das Geleit. Dann, als er sich in den Sattel geschwungen hatte und ihr die Hand nochmals reichte, ging ein neckisches Lächeln durch seine sonst ernsten Züge.

„Well," meinte er keck, „ich wünschte wohl, Sie würden mir gestatten, hier zuweilen Einkehr halten zu dürfen."

Sie nickte freundlich. „Aber gewiß, wie Vater schon sagte. Jeder muß seine Pflicht tun, Sie arbeiten gegen uns, aber darum können wir doch Freunde sein. — Vielleicht," setzte sie stockend hinzu, „hat Sie der Himmel zu uns geschickt. Vater schien gestern abend Gefallen an Ihrer Gesellschaft zu finden. Ah, wenn man ihm's nur klar machen könnte, daß niemand gegen die Übermacht ankämpfen kann. Aber ich fürchte, ich fürchte —"

Sie sprach nicht weiter, sondern winkte zum Abschied, wendete sich und schritt zurück. Erst in einiger Entfernung schaute sie sich wieder nach ihm um. Als sie ihn noch am gleichen Flecke halten sah, wehte sie mit dem Taschentuche.

„Vater wird sich freuen, wenn Sie wiederkommen," rief sie. „Also auf Wiedersehen!"

„Auf baldiges Wiedersehen!" gab er zurück. Sein Gesicht strahlte vor Vergnügen. —

Schon näherte sich Gordon auf seinem Heimritte der zu den Talsperrbauten führenden breiten Landstraße, als er vom Arbeiterlager her einen Reiter auf sich zukommen sah, in dem er bald darauf den jungen Dugan erkannte. Wie sich alsbald herausstellte, war Bill, wie allsonntäglich, zum Empfang der während der Woche eingelaufenen Post heruntergeritten.

Schon aus einiger Entfernung winkte der Ranchersohn seinem neuen Bekannten mit einem Briefe in der hochgestreckten Rechten zu.

„Botschaft von Vaters Anwalt! Wer weiß, vielleicht ist eure Gesellschaft zu Kreuze gekrochen,“ sagte er lachend, als er neben Gordon seinen Gaul verschnaufen ließ.

Mit wehmütigem Lächeln wehrte der Ingenieur ab. „Die Entscheidung über Ihren stillen Talwinkel ist längst gefallen und unwiderruflich. Dahin kommt unser Hauptwasserreservoir. So leid mir's auch tut, Ihres Vaters Lebenswerk zerstören zu müssen, so können und dürfen derartige sentimentalen Anwandlungen doch nicht das Zustandekommen einer so wichtigen Kulturarbeit aufhalten.“

„Dann ist's also unwiderruflich entschieden, daß wir unser Ränzel schnüren und uns trollen müssen?“ fragte Bill mit verfinsterten Mienen.

„Daran läßt sich nichts mehr ändern,“ betonte Harland und legte dem anderen freundschaftlich die Hand auf den Arm. „Wenn Sie's wirklich gut mit Ihrem Vater meinen, so reden Sie ihm zu, sich in das unvermeidlich Gewordene zu fügen, zumal ihm ja auch gar nichts anderes zu tun übrig bleibt.“

Bill schob die Schultern hoch. „Ich wüßt' keinen Menschen, der Vaters Sinn ändern könnte,“ meinte er dann niedergeschlagen. „Die Mutter hätt's vielleicht fertig gebracht, aber die ist lang schon tot — und muß Vater die Ranch hergeben, so ist's auch sein Tod. Es ist hart für ihn wie für uns Geschwister. — Doch nichts für ungut,“ brach er ab, „aber ich denk' darüber genau so wie der Vater auch. Nur daß ich jünger bin und es einseh', daß in dieser Welt nun einmal Gewalt vor Recht geht. Aber damit bleibt euer Wasserwerk doch immer ein Verbrechen an uns Dugans.“



Nach flüchtigem Handdrucke galoppierte er davon, und bald hielt er vor der Ranch.

Mit einem Seufzer der Erleichterung trat er in die Küche, wo er seine Schwester emsig beschäftigt fand. Er setzte sich, nahm den breitrandigen Filzhut vom Kopf und wischte sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn. „Hab' Vater mit den Boys ganz oben erspäht. Begreif' nicht, daß er's plötzlich so eilig hat. Früher gönnte er doch Mensch und Tier wenigstens am Sonntag die wohlverdiente Ruh'."

Seine Schwester antwortete nichts darauf. Eine Weile hantierte sie am Herde, dann fragte sie: „Trafst du unterwegs Mr. Harland?"

„Den neuen Ingenieur?" fragte ihr Bruder uninteressiert zurück. „Ja, wir sprachen ein paar Worte mit'nander. Scheint so weit 'n ganz netter Kerl zu sein. Hast du dich gestern abend noch mit ihm unterhalten — eh?"

Ihm entging das flüchtige Erröten Emilys, die sich eifriger als zuvor am Bratofen zu schaffen machte.

„Er muß Vater gefallen haben, denn sie plauderten eine lange Weile miteinander," äußerte sie dann, ohne von ihrer Beschäftigung aufzublicken.

„Um so besser." Bill zuckte die Schultern. „Über kurz oder lang muß sich Vater doch mit der neuen Ordnung der Dinge abfinden, das hilft nun nichts. Ich hab' übrigens einen Brief für Vater mitgebracht. Von seinem Anwalt. Wollt' der Himmel, er hätt' den Wisch schon gelesen, denn trifft ein solcher bei uns ein, gibt's immer acht Tage Regenwetter."

„Vielleicht meldet der Anwalt Günstiges," wendete Emily zagend ein.

„Nicht daran zu denken. Der neue Ingenieur hat mir's auch dürr herausgesagt, daß unsere Tage hier

oben gezählt seien. Wir müssen den Vater 'rumkriegen, Emily; was soll sonst werden?"

Er hatte inzwischen den von ihm mitgebrachten Brief aus der Tasche gezogen und reichte ihn nun der Schwester.

„Am besten gibst du ihm den Brief, von dir nimmt er's noch am leichtesten." Dann seufzte er auf. „Lebte nur die Mutter noch!" sagte er niedergeschlagen. „Sie hätt' den Vater sicher 'rumgekriegt!"

„Vielleicht hilft sie uns auch jetzt noch," sagte da Emily ordentlich feierlich und faßte ihn bei der Hand. „Gerad' wie Vater werde auch ich das Gefühl nicht los, als weilte Mutter immer noch in unserer Mitte und wir könnten sie nur nicht sehen."

Eine Weile blieb es still, dann hörten sie draußen Pferdegetrappel. Hurtig wendete Bill sich der Wohnstubentür zu.

„Du, ich mach' mich unsichtbar, bis Vater den Wisch gelesen hat," sagte er. „Gib du ihm den Brief, ich dien' nicht gerne als Blitzableiter."

Draußen klangen schon die sporenklirrenden Schritte des alten Ranchers.

Kaum war Bill hinter der Tür zum Eßzimmer verschwunden, trat sein Vater auch schon in die Küche. Fragend irrten seine Blicke durch den Raum.

„War's Bill, der vorhin gekommen ist?" erkundigte er sich. „Ich sah jemanden den Berg herunterreiten."

„Ja, Bill kam vor einer Viertelstunde," berichtete das Mädchen, indem es dem Vater ein Gefäß zum Waschen bereitstellte. „Ist hier kühler, als vorn auf der Veranda, wo die Sonne niederbrennt — hier ist auch 'n Handtuch, Vater."

Der Rancher war schon dabei, das Hemd zu öffnen und Kopf und Nacken in dem erfrischenden Naß zu

baden. „Wo steckt Bill denn?“ erkundigte er sich dann, als er mit dem derben Handtuch Gesicht und Hals bearbeitete. „War was auf der Post?“

„Ja, Bill hat auch einen Brief für dich mitgebracht,“ sagte das Mädchen.

Tom Dugan ballte das Handtuch zu einem Knäuel zusammen und warf es achtlos in die Ecke. „Laß schauen,“ meinte er und griff begierig nach dem Brief, den er weit von den Augen entfernt hielt. „Von dem Rechtsverdreher!“ brummte er, nachdem er die Adresse entziffert hatte, mehr zu sich selbst gewendet.

Ohne weiter auf die Tochter zu achten, trat er vor die Tür in den Sonnenschein, öffnete dort den Brief und las seinen kurzen Inhalt bedächtig durch. Wie er dann wieder in die Küche zurückkam, waren seine Züge abschreckend finster geworden, und die Brauen hatten sich drohend zusammengezogen.

„Keine guten Nachrichten, Vater?“ stammelte Emily.

„Sie stecken alle unter einer Decke,“ rief der alte Mann, ohne auf ihre Frage Bescheid zu geben. „Da knöpft mir dieser Rechtsverdreher erst Hunderte von Dollar ab, um zum Gouverneur zu fahren und ihm meine Not vorstellen zu können, und nun hat er die Stirn, mir rundweg zu schreiben, daß gegen das Gesetz nichts auszurichten wäre und ich mich ins Unvermeidliche schicken müßte. Rät mir zu einem Vergleich, der Tropf!“ Er lachte grimmig auf, ballte den Brief zusammen und warf ihn ins Herdfeuer. „Das Geschreibsel hätt' er sich ebenso sparen können, wie ich mein Geld oder die Herren sich das Hierherkommen. Nächster Tage kommt nämlich eine Kommission, um die Entschädigung festzusetzen, so schreibt der Anwalt wenigstens. Sorg dafür, Emily, daß wir den Herren etwas vorzusetzen haben, es soll keiner sagen dürfen, daß er

die Dugan-Ranch unbewirtet verlassen mußte, ganz einerlei, was ihn zum Hierherkommen veranlaßt hat."

Sie war auf ihn zugetreten. „Vielleicht machen dir die Herren einen so guten Vorschlag, daß du ihn annehmen kannst, Dad — ach, dann wären wir mit einem Schlage alle Sorgen los!"

Doch erschrocken hielt sie wieder inne, als sie seinen Blick mit dräuendem Funkeln auf sich gerichtet fühlte.

Der alte Mann lachte mißklingend auf. „Bist doch sonst 'n kluges Mädel, Emily, warum redest du jetzt solchen Unsinn?" verwies er sie barsch. „Wenn mir die Bahngesellschaft meinen gesamten Grund und Boden mit funkelnden Goldstücken belegen wollte, eines dicht neben dem anderen, so würd' ich ihr keinen Zollbreit davon abgeben. Es ist mein Land, und es bleibt's auch, solang' ich noch einen Atemzug tun kann — still, darüber brauchen wir uns nicht mehr zu unterhalten," lenkte er in freundlich klingendem Tone ein, als er helle Tränen in ihren Augen erblickte. „Das ist ein für allemal erledigt. Laß nur erst wieder die Chinookwinde blasen, dann wollen wir sehen, wer sein Bündel zu schnüren hat — sie oder ich!"

Mit nachdrücklichem Nicken schritt er an der Tochter vorüber ins Wohnzimmer, wo er seinen Sohn vorfand. Bill schaute zum Fenster hinaus und war anscheinend in eine angelegentliche Betrachtung des jungen Pflanzenwuchses draußen im Gemüsegarten vertieft.

„War 'n nichtsnutziger Brief, den du mitgebracht hast, Bill," knurrte der Alte, indem er sich vor seinem Tischplatz niederließ, beide Arme aufstützte und das Kinn auf die zusammengefalteten Hände legte.

„Tut mir leid, Vater," gab der Sohn zurück und ließ sich gleichfalls am Tische nieder. „Was hat der Anwalt eigentlich geschrieben?"

„Man will nun Ernst machen und eine Kommission heraufschicken, die soll die Ranch abschätzen und mir dann den Stuhl vor die Tür setzen.“ Dugan lachte grimmig auf. „Die Herren sollen sich verrechnet haben!“

Bill antwortete nicht gleich, sondern schaute seiner Schwester zu, die nun die dampfende Suppenschüssel, Braten und Kartoffelgemüse auftrug.

„Glaub's nicht, daß sie sich verrechnet haben,“ meinte er dann gedrückt. „Sie stellen immer mehr Arbeiter ein.“

„Diese Maulwürfe!“ Der Rancher lachte geringschätzig.

In rascher Aufeinanderfolge kamen die Cowboys, als erster Onkel Joe, ins Zimmer und ließen sich nach geräuschvollem Zurechtrücken der Schemel und langanhaltendem Fußgescharr an ihren Plätzen nieder, um sich alsdann mit wahrer Wolfsgier an das Auslöffeln der lecker duftenden Brühe zu machen.

Emily eilte ab und zu und schenkte den Schmausenden nach Bedarf Apfelwein statt des an Wochentagen üblichen Wassers in die bauchigen Gläser. Sonst hörte man nur Schmatzen und sah allenthalben geschäftig kauende Kinnbacken. Erst als der Rancher mit dem Austeilen des Bratens begann, unterbrach Bill das feierliche Stillschweigen.

„Ich hab' heut früh einen Umweg hinauf nach den Dammbauten gemacht, Vater,“ äußerte er zögernd. „Du müßtest auch einmal hinaufreiten und dich umsehen. Das ist keine Maulwurfsarbeit mehr, Vater, sondern was sie dort zusammengebaut haben, scheint für die Ewigkeit errichtet zu sein. Ich sah hunderte in die Lavafelsen gesprengte Kanäle, ein ganzes Netzwerk, das sich durch Meilen hinzieht und die Bergwände an die zweitausend Fuß bis hinunter zur Talsperre bedeckt. Ich hab' mir auch erklären lassen, wie all diese

Kanäle miteinander verbunden sind. Es bedarf nur eines Hebelrucks, dann schließen sich die Schleusen und ebenso leicht können sie geöffnet werden. Es ist ein Wunderwerk, Vater, und kein Chinookwind kann Schnee genug schmelzen, um all diese Abzugskanäle zum Überlaufen zu bringen. Aber uns nehmen sie, sobald die Stauwerke betrieben werden, den letzten Tropfen Wasser fort. Das währt, sobald sie Ernst machen, keinen Tag, dann haben wir hier im Tal nicht länger mehr einen Fluß und ebensowenig mehr Weiden oder Tränkstätten — das ganze Gebirge wird zur wasserlosen Wüstenei, damit sie um so mehr davon fürs Tal zur Verfügung haben."

Der Rancher antwortete nur mit einem geringschätzigen Achselzucken.

„Sie machen uns trocken, sag' ich dir," fuhr Bill fort, „das ist noch der günstigste Fall. Aber unten im Lager sprechen sie von nichts anderem, als daß die Dammbauten um volle zehn Fuß höher gebaut und die Sammelwasser sogar auch in unser Tal geleitet werden sollen. Kommt's dazu, so ersäufen sie uns wie Ratten."

Tom Dugan lachte verächtlich. „Laß sie's versuchen — — es gibt noch Recht auf Erden! Hilft selbst der Gouverneur dazu, daß mein heiliges Recht gebeugt wird, so gibt es noch Richter in Washington." Er schlug mit der flachen Hand hart auf die Tischplatte. „In alle Welt will ich's hinausschreien, welch himmelschreiendes Unrecht sie mir antun wollen! Ich war nicht umsonst einmal Schriftsetzer, ich kenne die Macht der öffentlichen Meinung — und wir leben in einem freien Land, wo keiner, auch der niedrigste und ärmste nicht, bedrückt oder gar ruiniert werden darf!"

Er hatte sich immer wärmer gesprochen, und als

er Joe vergnüglich vor sich hinlächeln sah, unterbrach er sich stirnrunzelnd.

„Könntest auch was Gescheiteres tun, du alter Hansnarr, als so blödsinnig grinsen!“ zürnte er. „Aber du hast nichts im Kopf wie deine Schnurren!“ Ungehalten legte er ihm einige Riesenschnitte Braten auf den Teller. „Stopf dir lieber den Mund!“

Jedoch der alte Cowboy lachte noch immer. „Wenn ich hier Boß wäre,“ sagte er dann, „so ließ ich mich auszahlen, denn wenn ich auch mein Lebtag für Wasser nicht viel Verwendung gehabt hab’, so muß doch das Rindvieh Wasser zum Saufen haben. Warum? Eben weil’s Vieh ist. Uns Menschen aber hat der Himmel nicht nur was Stärkeres, sondern auch Verstand gegeben. Warum? Damit wir ’n brauchen sollen — und was ich von Grütze im Schädel hab’, mag nicht der Red’ wert sein, aber es sagt mir, daß man mit dem Kopf nicht durch die Wand rennen und Vieh nicht auf wasserloser Wüste halten kann.“

Einen Augenblick duckte sich Joe, denn der Rancher, dessen Züge immer düsterer geworden waren, hatte den vor ihm liegenden großen Brotlaib mit einer Bewegung, als wollte er ihn als Wurfgeschoß benützen, ergriffen. Doch ließ er den Laib wieder sinken, erhob sich und ging, ohne ein Wort zu sagen oder jemand dabei anzusehen, in kerzengerader Haltung aus dem Zimmer.

Wie er aus dem Hause trat, da eilte er mit immer schnelleren Schritten durch den glühenden Sonnenbrand nach jenem vertrauten Winkel, wo seine Lebensgefährtin unter den Steinen schlief.

Dort setzte er sich auf die Bank und verharrte eine lange Weile regungslos. Nur in seinen Zügen arbeitete es gewaltig. Dann prägte sich in ihnen hilflose Ver-

zweiflung aus, und er faltete die schwieligen Hände über den Grabsteinen.

„Mutter, so hilf mir doch, denn ich weiß nimmer aus noch ein!" kam es gebrochen von seinen Lippen. „Selbst die Kinder sind im Herzen gegen mich — und was soll ich gegen die Gewalt ausrichten? Aber ich kann nicht von der Scholle weichen, denn das wär' schlimmer, als nie gelebt zu haben, Mutter! Aber wie soll ich unser heiliges Recht behaupten, wenn du mir nicht hilfst, Mutter?"

Aber der verzweifelte Mann vernahm nur seine eigenen rauhen, halb gebrochenen Laute.

3.

Als Tom Dugan eines Nachmittags mit sorgenvoller Miene am Wohnzimmerfenster stand, hörte er draußen Hufschlag und sah gleich darauf eine kleine Reitergruppe herangesprengt kommen. Hurtig trat er durch die Verbindungstür in die Küche und wendete sich an seine dort beschäftigte Tochter.

„Es sind die Gerichtsherren, Em'ly," sagte er gleichgültig. „Der neue Ingenieur ist auch dabei. Die Leute werden hungrig sein, schau zu, daß du was Ordentliches vorsetzen kannst."

Ohne auf ihre Antwort zu warten, durchschritt er wieder das Wohnzimmer und begab sich zum Empfang seiner Besucher auf den Hof hinaus. Dort kam er gerade zurecht, als die vier Kommissionsmitglieder von ihren Pferden stiegen. Bis auf Gordon Harland handelte es sich um lauter ihm unbekannte Gesichter, Beamte vom Bundesdienst, die ihr Abschätzerberuf durch alle Staaten der Union führte.

Die gegenseitige Begrüßung fiel ganz freundschaftlich aus. Der Rancher reichte in seiner schlichten Art

seinen Besuchern der Reihe nach die Hand und äußerte einige Worte des Willkomms, die der Obmann der Kommission, ein korpulenter Fünfziger, obwohl er mit dem Schweißabtrocknen nicht fertig werden konnte, in jovialer Weise erwiderte.

„Well, unter uns gesagt, in diesem Lavaloch bekommt man 'nen gelinden Vorgeschmack von den uns im Jenseits erwartenden Freuden," meinte er unter geräuschvollem Lachen. „Wirklich, Mann, hier oben ist's unvernünftig heiß, auf dem Ritt hierher bin ich schier geschmolzen! — Recht so," unterbrach er sich, als Joe die Pferde in den Hausstall zu führen Miene machte, „reibt sie tüchtig ab, aber gebt ihnen nicht zu saufen, ehe sie nicht völlig abgekühlt sind."

Joe lachte verschmitzt, der Rancher aber schob die Schultern hoch und schaute plötzlich wieder ernsthaft darein.

„Ängstigt Euch nicht nutzlos, Herr," sagte er. „Was Eure Gäule hier oben bei uns zu saufen bekommen werden, läßt sich mit Fingerhüten ausmessen. Ihr habt dafür gesorgt, daß Wasser bei uns kostbar ist."

„O weh!" Der Dicke pustete. „Da hätten wir uns vorsehen müssen! — Donnerwetter, sprechen Sie im Ernst, Mann? — Ich hab' 'nen Durst wie 'n Heupferd, und wenn ich auch sonst nicht gerade für Wasser schwärme —"

„Für die Herren ist gesorgt," beschwichtigte Dugan seine Bedenken. „In meinem Felsenkeller hält sich der Apfelwein eiskalt, und der mundet besser als Wasser," setzte er mit einem Versuch zum Scherzen hinzu. „Ihr sollt nicht dursten müssen. Aber um die Kreatur ist's schlimm bestellt." Vorwurfsvoll suchte sein Blick Gordon. „Solange ich hier oben hause, versiegte der Strom zum ersten Male völlig in diesem Sommer. Und nicht nur

hier im Tal, sondern auch droben in den Bergen, wo es früher immer Wasser im Überfluß gab, sickern die Quellen nur noch spärlich — ich hab' kurzerhand den größten Teil meines Viehbestandes losschlagen müssen, wollt' ich die Kühe nicht elend umkommen lassen. Ja, ja, ihr Herren, statt vierzehn Cowboys, wie noch vor wenigen Wochen, beschäftige ich ihrer nur noch drei — und diese haben kaum zu tun. Sagt selbst, was hat Euch die arme Kreatur getan?"

„Sie brauchte wahrlich nicht zu leiden, wenn Ihr Euch ins Unvermeidliche schicken wolltet," äußerte nun Gordon, indem er den Rancher überredend beim Arme faßte. „Ihr solltet einlenken, so lange es noch Zeit für Euch ist, Eure eigenen Bedingungen zu machen. Schon um Eurer Kinder willen solltet Ihr die Euch zu freundschaftlicher Verständigung gebotene Hand nicht zurückweisen. Der eigene Verstand sollte Euch doch sagen müssen, daß man mit dem Kopf nicht durch die Wand rennen kann. Mögt Ihr nun wollen oder nicht, so müßt Ihr Euch den unabwendbaren Tatsachen doch fügen lernen."

„Wollen's abwarten," entgegnete der Rancher abweisend. „Alle fünf oder sechs Jahre blasen die Chinookwinde. Im nächsten Frühjahr sind sie ungefähr wieder fällig. Haben sie geblasen, wollen wir weiter mit'nander sprechen."

Dann wurden seine Mienen wieder jovial, und er wendete sich an die peinlich berührt stehenden Kommissionsmitglieder.

„Nichts für ungut, ihr Herren. Vor allen Dingen werden Sie hungrig und durstig sein — und was euch auch sonst zu mir geführt haben mag, darum ist mein Tisch doch für euch gedeckt. Wenn's also gefällig ist?"

Einladend wies er mit der Hand nach dem Haus und schritt als erster dorthin voran.

Umsonst hatte Gordon sich bisher nach Emily umgeschaut. All die langen Wochen über hatte er fast täglich einen Ausflugsritt nach der Ranch geplant gehabt, doch die Fülle der von ihm zu bewältigenden Berufsarbeiten hatte ihn nicht dazu kommen lassen. Nun war er doppelt ungeduldig, das liebliche Mädchen, das auf ihn bei ihrer ersten Begegnung einen so tiefen Eindruck gemacht gehabt, wiedersehen zu dürfen. Da er sich des rückwärtigen Eingangs durch die Küche erinnerte, so schloß er sich den die vordere Veranda Passierenden nicht an, sondern umschritt das Haus.

Wie die in reger Tätigkeit am Herd Beschäftigte ihn unvermutet im Rahmen der rückwärtigen Küchentür auftauchen sah, erglühte sie dunkel. Einen Augenblick säumte sie in hilfloser Verlegenheit. Dann wischte sie hurtig die Hand an der Schürze ab und trat mit schnell wiedergewonnener Fassung und einem freundlichen Lächeln um die Lippen auf ihn zu.

„Willkommen bei uns,“ sagte sie einfach.

Sie kam nicht dazu, mehr zu äußern. Kaum daß sie ihm die Hand eine Sekunde überlassen konnte. Ihr Vater hatte die Verbindungstür zum Wohnzimmer halb geöffnet und nickte ihr nun auffordernd zu.

„Spute dich, Em'ly, die Herren sind hungrig. Ich will inzwischen Zider aus dem Keller holen und dann den Tisch decken.“

„Kann das nicht Bill besorgen — oder ist er mit Joe nicht nach Hause gekommen?“ fragte das Mädchen zurück.

„Nein, er hat noch oben in den Bergen zu tun und kommt schwerlich vor Abend heim. In fünfzehn Meilen Entfernung fanden wir die erste Wasserlache.

— Wollt Ihr nicht eintreten, Herr?“ wendete er sich fragend an den Ingenieur.

„Ich wollte Miß Emily rasch guten Tag sagen,“ erklärte Gordon. „Aber darf ich Euch behilflich sein? Aufs Abzapfen versteh' ich mich, denn mein alter Herr wußte einen guten Tropfen zu schätzen, so mäßig es auch bei uns zuging — und Tisch decken kann ich nicht minder.“

„Werd' schon allein fertig, Herr,“ beschied ihn ablehnend der Rancher. „Vielleicht aber kann Euch Em'ly brauchen. Laßt Euch von ihr eine Schürze umbinden.“ Er lachte kurz auf. „Ich decke nur für sechs, die fünf Besucher und mich. Joe kann hier draußen essen, man ist ohnehin vor seinem Schwatzmaul nie sicher,“ sagte er noch beim Verlassen der Küche.

„Darf ich Ihnen wirklich helfen?“ erkundigte sich Gordon, kaum daß die Schritte des Alten verhallt waren. „Ob ich's auch kann? — Oho, Fräulein Emily, unterschätzen Sie meine Künste nicht. Als Student war ich meiner Beefsteaks wegen berühmt — Sie wissen ja, erst muß die Butter braun werden, dann mit ihr immer übergießen und 'ne Handvoll Zwiebeln in die Pfanne, wenn man die Fleischschnitte umdreht, dann werden sie schön saftig und goldbraun.“

Nun mußte sie doch lachen, sie war gerade dabei, gevierteilte Hühner am Spieße zu braten, und duldete es gern, daß Harland sie ablöste.

„Wahrhaftig, Sie stellen sich ganz geschickt an!“ erkannte sie an, nun eifrig mit Salatanmachen beschäftigt. „Die Herren müssen heute schon fürlieb nehmen, da sie unangemeldet gekommen sind.“

„Die Kommission wurde aufgehalten,“ erläuterte der Ingenieur, der mit wirklicher Sachkenntnis den Bratspieß über den lohenden Holzscheiten drehte. „Ich

selbst wäre schon ein dutzendmal gerne heraufgekommen. Aber Sie glauben gar nicht, was unsereiner alles zu tun hat — übrigens, mach' ich's auch recht?" unterbrach er sich, „die Dinger fangen an, etwas sehr dunkel zu werden!"

Sie stieß einen leichten Schrei aus, denn sie kam gerade noch zur rechten Zeit, um die Hühner vor dem Verbrennen zu bewahren.

Natürlich wollte es Emily nicht zugeben, daß Gordon ihr auch beim Auftragen der Speisen half, aber er hatte schon die Schüssel mit den Hühnern darauf ergriffen und trug sie lachend ins Eßzimmer zu den dort harrenden Kommissionsmitgliedern, die ihn mit lautem Hallo empfingen.

Die Mahlzeit verging unter angeregtem Geplauder. Der starke Zider übte eine belebende Wirkung aus. Bald merkte man es auch dem alten Rancher, der zusehends auftaute, nicht mehr an, daß in ihm das niederdrückende Bewußtsein lebte, wie die um seinen gastlich gedeckten Tisch versammelten Männer das Verdammungsurteil über sein Lebenswerk zu sprechen berufen waren. Er plauderte von dem und jenem und gab auf die eingestreuten Fragen seiner Gäste willig Bescheid.

Der Obmann probte bei jedem neuen Glase den ihm vorgesetzten Zider, roch daran, schmeckte und schüttelte mit wachsendem Mißtrauen den Kopf. „Das Weinchen hat's in sich," meinte er anerkennend. „Wüßte ich nicht, daß Ihr uns Apfelwein vorgesetzt habt, so würde ich von den erhitzten Köpfen meiner Kollegen schließen, daß wir den stärksten Rheinwein tränken."

Tom Dugan lachte und nötigte wieder zum Austrinken. „Well, Herr," sagte er neckend, „vergeßt fein den eigenen Kopf nicht, denn der glüht auch wie sanftes Abendrot."

Nun lachte natürlich die Tafelrunde belustigt auf Kosten des Obmanns.

Der Rancher aber schwenkte den Rest in seinem Glase. „Es ist wirklich ein trinkbarer Tropfen,“ fuhr er bedächtig fort, „jetzt bald dreijährig und durchs Lagern edel geworden — übrigens Euer Vergleich mit Rheinwein hinkt nicht, nur daß der Zider hier wohl noch stärker ist. Sonst misch' ich ihn mit Wasser, aber das ist unerschwinglich geworden, ihr Herren wißt ja, warum,“ schloß er, in seinen gewohnten Ernst zurückfallend.

Aber seine Besucher waren in viel zu angeregte Stimmung geraten, als daß sie auf seine zunehmende Schweigsamkeit geachtet hätten. Die Ausgelassenheit wuchs noch, als Gordon von dem selbstgezogenen Rauchtabake zu sprechen begann und in den Kommissionsmitgliedern den Wunsch nach einem Versuche rege machte.

Dann freilich, als man die kurzen Pfeifen in Brand gesetzt hatte, prägte sich in den verschiedenen Mienen schmerzliches Erstaunen aus und einer nach dem anderen ließ die Pfeife wieder ausgehen. Man holte schleunigst Zigarren zum Ersatz hervor. Auch Tom Dugan, der nicht länger auf das Treiben seiner Gäste achtete, zündete sich rein mechanisch die ihm gebotene Regalia an. Aber nur, um sie nach wenigen Zügen mit einem leichten Erschauern zur Seite zu legen und sich die Pfeife mit seinem selbstgezogenen Tabak zu füllen.

„Hoffentlich seid ihr Herren besser als euer nichtsnutziges Kraut,“ meinte er, ohne Notiz von der Verblüffung, die seine Worte bei den Gästen hervorrief, zu nehmen. „Das ist der echte Stoff!“ — stolz schlug er auf den Steintopf, dessen Inhalt Gordon Harland schon bei seinem ersten Besuche unüberwindliche Ab-

neigung eingeflößt hatte — „und zum Abschiedstrunk sollt ihr ein Glas von meinem selbstgebrauten Bier vorgesetzt bekommen — mehr nicht, denn der Vorrat ist bald erschöpft und zum Brauen fehlt's an Wasser."

Nach Tische willigte der Rancher ein, die Kommission auf ihrem Rundritte durch sein Gebiet zu begleiten.

Von diesem Umritt schloß sich Gordon Harland aus; ihn reizte es mehr, inzwischen Emily Gesellschaft zu leisten. Das mußte freilich in der Küche geschehen, wo sie wieder eifrig tätig war.

Als Gordon sie Anstalten zum Geschirrwaschen treffen sah, wollte er ihr auch diese Arbeit durchaus abnehmen. Aber davon wollte sie nichts wissen; nicht einmal beim Abtrocknen sollte er ihr helfen dürfen.

„Aber wir Jungen mußten im Elternhause fest mit anfassen," erklärte er. „Vater ging uns selbst mit gutem Beispiel voran und meinte, wir könnten uns nicht früh genug auf unsere Pflichten als zukünftige Ehemänner vorbereiten. Wir trugen Kohlen, putzten Fenster, klopften die Teppiche, weil das keine Arbeiten für eine auf Selbstachtung haltende Lady seien, wie unser Dienstmädchen so schön zu sagen pflegte."

„Hier oben bei uns muß man umlernen," versuchte Emily auf seinen scherzenden Ton einzugehen. „Man darf das Wasser nur tropfenweise verbrauchen. Seitdem unser Ziehbrunnen täglich nur noch drei Eimer voll hergibt, wird das Geschirrspülen zur halben Wissenschaft."

Das sollte lustig klingen, aber es zitterte viel geheime Wehmut durch ihre Worte.

Mitleidig sah Harland sie an, wie sie nun mit aufgeschürzten Ärmeln an der Spülbank stand und flink den vor ihr hochgehäuften Berg von Schüsseln und Tellern zu reinigen begann. Manches liebe Wort, mit

dem er sie gerne getröstet hätte, schwebte ihm auf der Zunge; aber er unterdrückte es. Sie hatte so viel eigenen Sonnenschein im Herzen und war so kerngesund in ihren Ansichten und Meinungen, daß sie keines fremden Trostes bedurfte.

„Well, es geht alles vorüber und an gesegneten Gegenden mit Wasserüberfluß ist hier im Westen kein Mangel," äußerte er leichthin. „Ihr Vater wird schon mit sich reden lassen. Schließlich ist er doch ein einsichtsvoller Mann, der begreifen muß, daß man auf die Dauer gegen die Übermacht nicht ankämpfen kann."

Er glaubte selbst nicht an das, was er sagte, und ihr Seufzer bewies ihm, daß sie darin mit ihm übereinstimmte. Geschickt änderte er darum das verfängliche Gespräch und kam auf die ungeheuerliche Hitze und die schweren Gewitter zu sprechen, die er während seiner kurzen Anwesenheit schon hatte mitmachen müssen.

„Wir New Yorker glauben, Hitze und Unwetter ganz für uns allein gepachtet zu haben; kommt man aber hierher nach dem Westen, so ändert man seine Ansicht," meinte er, trotz ihrer Einwendungen eifrig dabei, Geschirr und Bestecke abzutrocknen. „Das schickt sich nicht für mich, meinen Sie? — Well, ich tu's gern — am liebsten möcht' ich's immer für Sie tun, Miß Emily," platzte er heraus und errötete dann womöglich noch mehr als sie. „Wirklich," suchte er unsicher einzulenken, „es ist eine Abwechslung nach dem ewigen Einerlei. Man bekommt ja in der Lavawüste keinen vernünftigen Menschen zu sehen. — So, da wären wir schon fertig," unterbrach er sich fröhlich, als die Schüsseln und Teller, Gläser und Bestecke wieder auf den verschiedenen Simsen, Wandbrettern und in den Schränken untergebracht worden waren. „Womit beginnen wir



nun? Etwa Kaffeekochen? Das versteh' ich nämlich ebenfalls vortrefflich."

„Tut mir leid, aber zum Kaffeekochen braucht man Wasser." Sie lachte. „Sie glauben gar nicht, wie wir uns damit einschränken müssen! Ich schäme mich, wie die Fenster aussehen. Aber was soll man machen? Bei dieser schrecklichen Trockenheit gehen die Regenfässer aus den Fugen. — Sind Sie müde und wollen Sie ruhen?" fragte sie unvermittelt.

„Erwarten Sie von mir dieselbe Frage?" erkundigte er sich lachend. „Ich bin frisch und munter."

„Dann begleiten Sie mich vielleicht auf einem kurzen Ritt? Darin besteht nämlich mein tägliches Vergnügen. Nach dem Abwaschen hab' ich zwei Stunden für mich — Vater dürfte mit den Herren schwerlich früher zurück sein. Ich vermute, daß die Kommission gleichzeitig auch die Kanalläufe oben in den Bergen zu besichtigen wünscht?"

„Erraten!" stimmte Gordon bei. „Hoffentlich profitiert Ihr Vater von diesem Anschauungsunterricht." Als sie nur wehmütig den Kopf schüttelte, setzte er eifrig hinzu: „Nichts für ungut, aber ich verstehe die Hartnäckigkeit Ihres Vaters wirklich nicht. Zugegeben, dieser Fleck Erde hier mag ihm durch Erinnerung und Angewöhnung teuer geworden sein. Aber man wird ihm doch eine bedeutende Summe als Entschädigung bieten, mehr als genügend, um sich damit in ungleich wertvollerer Bodenlage damit ankaufen zu können. Er müßte doch auch an die Zukunft seiner Kinder denken — nehmen Sie mir's nicht übel, Fräulein Emily, aber ich werde die Vorstellung nicht los, als nützte Sie Ihr Vater aus."

„Nein — o nein!" verwahrte sie sich ganz entsetzt. „Wir haben unseren Vater lieb, könnten uns ohne ihn

gar nicht das Leben denken. Es war schon hart genug für uns, als wir die Mutter hergeben mußten. Nun sind wir ihm doppelt notwendig!“

Sie hatten inzwischen das Haus verlassen.

Der alte Joe sattelte auf Emilys Wunsch bereitwillig die beiden Pferde, und als seine Begleitung dankend zurückgewiesen worden war, schmunzelte er gar vielsagend hinter ihnen her, als sie nun im Zuckeltrab nebeneinander das Tal hinaufsteuerten.

„Mag sein, wir Dugans hängen deshalb so aneinander, weil wir nie in Verkehr mit anderen Menschen traten, sondern immer allein auf uns angewiesen waren,“ nahm das Mädchen den Gesprächsfaden unterwegs wieder auf. „Daraus entstand mehr als bloße Familiengemeinschaft. Wir sind einander im Laufe der Zeit unentbehrlich geworden. Nun gar der Vater, der überhaupt nur auf der Herzensseite geht.“

Harland schaute sie zweifelnd an.

„Ja, das tut er,“ beteuerte sie. „Seine Rauheit ist nur äußerlich. Freilich, er gerät leicht in Zorn, aber ich meine, das ist bei gutherzigen Menschen zumeist der Fall. Mutters Heimgang hat ihn getroffen wie der Blitz die knorrige Eiche. Ihr Tod hinterließ in seinem Herzen eine klaffende Wunde, die sich nimmer schließen kann. Dann kamen die Sorgen dazu.“

Ihre Stimme hatte immer unsicherer geklungen, nun schwieg sie eine ganze Weile.

„Nein, wir bringen unserem Vater kein Opfer,“ fuhr sie dann leise und in ersichtlicher Befangenheit wieder fort, „es beglückt uns, um ihn sein und ihm sein hartes Los erleichtern zu dürfen. Aber wir können ja so wenig tun. Zu unserem Untergang scheint sich alles verschworen zu haben — aber nein, das sollen Sie nicht so tragisch auffassen, es entfuhr mir nur so,“

rief sie und wie abbittend streckte sie die Hand nach ihm aus. — „Ich will Ihnen jetzt mein Lieblingsplätzchen zeigen. Es kennen's nicht viele, wir müssen auch ein gut Teil klettern. Aber daran sind Sie bei den New Yorker Wolkenkratzern ja sicherlich gewöhnt," schloß sie scherzend.

Gern ging er auf ihren Ton ein. „Mit der größten Leichtigkeit und fabelhaft schnell erklimme ich die höchsten Gebäude — natürlich im Fahrstuhl. Ich befürchte nur, daß ein solcher schwerlich zu Ihrem Lieblingsplätzchen hinaufführen dürfte."

„Um so lohnender ist die Aussicht, die ich Ihnen oben versprechen kann, zumal wir heute klare Luft haben."

Schweigend trabten sie eine Weile den Weg entlang. Dann hielt Emily mit kurzem Zügelrucke ihr Pferd an.

„Am besten steigen wir hier ab," meinte sie, indem sie zugleich auf eine Art Gemsenpfad deutete, der an der steilen Felswand in vielgewundenem Zickzackwege bis zum Gipfel hochführte.

Gordon war ihrem Beispiele gefolgt. Nun schaute er mit dem Ausdrucke komischer Verzweiflung in den Mienen zu dem in schwindelnder Höhe über ihnen sich türmenden Felsgipfel hinauf.

„Da hinauf sollen wir klettern?" rief er und rang die Hände. „Wenn der Himmel wenigstens Einsicht haben und uns ein Luftschiff besorgen wollte, wenn schon kein Lift vorhanden ist!"

„Es geht auch so, man muß nur ein wenig Ausdauer und vor allem den guten Willen dazu haben," antwortete sie in gleich scherzhaftem Tone.

„Sollte sich Ihr Vater eigentlich ins Stammbuch schreiben," konnte sich Harland zu bemerken nicht ent-

halten, setzte aber rasch einlenkend hinzu, als er ihren heiteren Gesichtsausdruck sich verdüstern sah, „das fuhr auch mir nur so heraus. — Aber im Ernst gesprochen, Miß Emily, ich gebe wirklich die Hoffnung nicht auf, daß sich zu guter Letzt alle Mißklänge noch in Wohlgefallen auflösen werden.“

„Nein, nein — nicht bei uns!“

Das klang herb, und ihr Mienenspiel war noch ernster geworden. Doch nur wenige Sekunden hielt ihre Niedergeschlagenheit an, dann siegte wieder ihre natürliche Heiterkeit.

„Lassen wir all die Alltagssorgen hinter uns — ich habe Ihnen versprochen, Sie zu meinem Lieblingsplätzchen zu führen. Also vorwärts.“

Bereits hatte sie um einen vor Jahren vom Blitz zerschmetterten Baumstamm den Pferdezügel gewunden, und Gordon Harland folgte ihrem Beispiele.

Unter Lachen und Scherzen ging es nunmehr den Gemsenpfad hinauf, sie ihrem Begleiter immer um ein halb Dutzend Schritte voraus.

Leichtfüßig und dabei so sicher sich bewegend, als schritte sie über einen glattgebohnten Stubenboden dahin, schwang sich Emily von einem Halt zum nächsthöheren. Harland dagegen fiel das Klettern trotz seiner turnerischen Gewandtheit recht schwer. Zuweilen mußte er sich krampfhaft an vorspringenden Felsecken festhalten, um nicht ins Rutschen zu kommen. Dabei rieselte ihm der Schweiß reichlich von der Stirn und blendete ihm zuweilen sogar den Blick.

Alle diese kleinen Widerwärtigkeiten vermochten aber nicht in ihm das Hochgefühl zu ersticken, das die Gegenwart des lieben Mädchens in ihm ausgelöst hatte. Nicht müde wurde er, ihre graziösen Bewegungen zu bewundern. Antilopenartig überwand sie die steilsten

Stellen, die er nur mit geschlossenen Augen zu nehmen wagte, um nicht einem tückischen Schwindelanfall zu erliegen und von dem zuweilen kaum fußbreiten Pfade in die Tiefe abzustürzen.

Während Gordon noch mit dem letzten Wegviertel zu kämpfen hatte und immer häufiger sich ruhen und verschnaufen mußte, erreichte ihn vom Gipfel her schon ihr froher, jauchzender Zuruf.

„Da wären wir oben! Oh, die Aussicht ist prächtig, noch viel schöner und klarer, als ich gedacht hatte,“ versicherte sie. „Kommen Sie nur schnell, Mr. Harland! Schade um jede Minute, die wir uns hier oben verkürzen müssen!“

Als Gordon kurz darauf den schmalen Felsgrat, der ihnen kaum ausreichend Platz zum Nebeneinanderstehen darbot, gleichfalls erreicht hatte, mußte er sich notgedrungen erst den Schweiß aus den Augen wischen und herzhaft Atem schöpfen, ehe er an eine Bewunderung des zu ihren Füßen sich ausbreitenden großartigen Landschaftsbildes gelangen konnte.

Dann freilich entrang auch ihm sich ein Ausruf des Entzückens.

Eine ganze Welt schien sich vor ihnen zu entrollen. Wohin ihr Blick auch schweifen mochte, schien er ins Unermeßliche zu reichen.

Sonnenglanz ringsum. Kein Wölkchen trübte die wunderbare Himmelsbläue. Heilige, unentweihte Stille, der etwas Unirdisches anhaftete. Von dieser luftigen Höhe aus gesehen, wohnte der einförmigen Talwüste, die sich in ihrer ganzen Ausdehnung den Blicken der beiden darbot, etwas poetisch Verklärtes inne. Ein sanfter Wind strich über die graugrün schimmernde Ebene und verwandelte sie in eine mäßig bewegte See, deren breite Wogen sich in der Unendlichkeit zu verlieren schienen.

Emily hatte für ihren Begleiter einen Feldstecher mitgebracht. Sie selbst bedurfte keiner künstlichen Nachhilfe. Wie sie zu ihren Worten erläuternd bald dahin, bald dorthin deutete, erschaute sie mit bloßem Blicke Dinge, die ihr Begleiter selbst durch das scharfe Fernglas nur nach eifrigem Suchen zu entdecken vermochte.

„Sehen Sie ganz in der Ferne das dünne Rauchwölkchen — kerzengerade steigt es zum Himmel empor? Well, dort wohnt ein guter Freund meines Bruders — er hat sich erst vor wenigen Wochen verheiratet. Ich hatte mir schon immer einmal vorgenommen, seine junge Frau zu besuchen. Aber wie das nun einmal so geht, vor lauter guten Vorsätzen kommt man nicht zur Ausführung,“ schloß sie unter schelmischem Auflachen.

„Sie sollten sich wirklich Zeit zur Erholung lassen. Aber dafür sind Sie eben ein viel zu gutes Hausmütterchen, Miß Emily,“ sagte Gordon mit einem bewundernden Blicke auf sie. „Ich habe tagtäglich an Sie und Ihr trautes, geschäftiges Walten denken müssen — wahrhaftig, das habe ich getan. Jammerschade ist es, daß Sie Ihr junges Leben in dieser Einsamkeit verbringen und all den Freuden und Genüssen, die die Welt auch Ihnen zu bieten hat, entsagen müssen!“

Ganz erstaunt sah sie ihn an. „Und das sagen Sie mir hier an dieser Stelle?“ gab sie mit leichtem Kopfschütteln zurück. „Kann es ein schöneres Leben geben, als wir es bisher in unserem stillen, friedlichen Tale führen durften? Kann die laute Welt draußen reinere Genüsse bieten, als etwa hier diese Aussicht? Man fühlt sich hier dem Himmel so unmittelbar nahe und verwandt — ich will nicht sagen, daß man sich darum besser als andere Menschen dünkt, die im Staub des Alltags dahinleben müssen, aber man kommt sich wie auserwählt vor. — Da, schauen Sie dorthin,“ unter-

brach sie sich plötzlich und deutete mit der weitausgestreckten Rechten nach der entgegengesetzten Richtung, wo sich schwarze Riesenflecke mißtönig von dem farbenfrohen Gepränge des sonnenheiteren Landschaftsbildes abhoben. „Das dort ist der Alltag, wie Ihre Welt ihn uns zu leben zwingt — und den haben Sie uns in unsere friedvolle Abgeschiedenheit gebracht!“

Harland antwortete nicht gleich. Durch das Fernglas schaute er nach der ihm bezeichneten Richtung. Tief in die Bergfelsen eingebettet, lagen dort die sich bis zum Tal hinabziehenden flachen Wohn- und Schlafschuppen der Minenarbeiter. Bei schärferem Zuschauen vermochte er sogar seine eigene unweit des Schluchtausganges auf vorgeschobenem niedrigen Felshügel sich erhebende Hütte zu erkennen. In den Fensterscheiben blitzte der Sonnenschein, und dieses Funkeln erinnerte Gordon — warum eigentlich, darüber wußte er sich selbst keine Rechenschaft zu geben — an das ernstmahnende Licht eines rings von brüllender Flut umtobten Leuchtturms.

„Die ganze Schlucht sieht beinahe wie ein ausgetrocknetes Strombett aus,“ bemerkte er zu seiner Begleiterin. „Mit einiger Phantasie kann man sie sich mit schäumenden Wogen gefüllt vorstellen.“

„Dazu bedarf es keiner sonderlichen Einbildungskraft, denn ich selbst habe schon den zur verheerenden Hochflut angewachsenen Fluß seine gewaltigen Wassermassen durch die Schlucht wälzen sehen,“ gab Emily zurück. „Zum Glück macht der Fluß nur selten von seinem Vorrecht, sich derart ungebührlich zu benehmen, Gebrauch.“

Nebeneinander hatten sie auf einem Felsvorsprung Platz genommen, und während Gordon nicht müde wurde, das wunderbare Landschaftsbild tief unter seinen

Füßen immer von neuem wieder anzustaunen, kam er ins Erzählen, berichtete von seiner eigenen, in der Großstadt verbrachten Jugend, deren seltenen Lichtpunkten, und schilderte schließlich den nachhaltig tiefen Eindruck, den die ihn nunmehr umgebende großartige Gebirgswelt auf ihn ausübte.

Auch Emily erzählte in schlichter Weise von ihrem Dasein. Darüber verging der Nachmittag, ohne daß sie es gemerkt hätten. Sie kamen aus dem Hundertsten ins Tausendste, fühlten sich einander so vertraut, als ob sie nicht erst zum zweiten Male nebeneinandersäßen, und plauderten, bis Emily plötzlich mit einem kurzen Ausruf der Bestürzung aufsprang und ins Tal, wo ihre Pferde weideten, hinunterdeutete.

„Dort kommt Vater mit den Kommissionsherren schon zurück. Wir müssen uns sputen, wenn wir sie noch unterwegs einholen wollen.“

Mit einem halben Seufzer erhob sich Gordon.

„Na, Miß Emily, das wird 'n nettes Abstiegvergnügen geben. Sollte ich Hals über Kopf an Ihnen vorübergeflogen kommen, so wünschen Sie mir glückliche Reise,“ scherzte er nicht ganz aufrichtig.

Sie lachte nur zu seinen Bedenken, die sich zu seiner großen Erleichterung auch wirklich unbegründet erwiesen, da der Abstieg ungleich leichter als zuvor der Aufstieg von statten ging.

* * *

„Macht was ihr wollt, ihr Herren,“ erklärte der Rancher bei der Verabschiedung, „aber wenn ihr auch alles Geld in der Welt für mich hinterlegen wolltet, so würdet ihr meinen Entschluß dadurch doch nicht beeinflussen können. Ich hab's schwarz auf weiß bewiesen, daß ich von der Regierung mein Land auf ewige Zeiten,

wie es in den Schriftsätzen ausdrücklich angegeben steht, gekauft habe, und zwar schon vor dreißig Jahren, als die Mehrzahl von euch Herren noch die Schulbank drückte — und ihr bildet euch wohl selbst nicht ein, daß ihr durch einen Machtspruch mein besiegeltes Recht ungültig machen könnt. Zum letzten Male also, ihr Herren: mein Ranch ist mir nicht feil. Mag sein, daß ich euch nicht daran hindern kann, mich zum Bettler zu machen, mein Vieh zugrunde zu richten, mir den letzten Tropfen Wasser zu rauben. Aber es gibt keine Macht in der Welt, die mich von meinem Grund und Boden vertreiben kann. Damit Gott befohlen, ihr Herren!"

Auf Gordon Harlands Bitten hatte Emily eingewilligt, ihnen bis zur Wegscheide, wo der Serpentinenpfad sich hochzog, das Geleit zu geben.

Natürlich wußte er es einzurichten, daß er mit seiner Begleiterin bald hinter den eifrig miteinander debattierenden Kommissionsmitgliedern zurückblieb. Er hatte die Empfindung, als müßte er, bevor er wieder im Werkeltagsstaube untertauchte, mit jeder Minute, die er noch in Emilys Gesellschaft zubringen durfte, geizen. So viele schöne und begehrenswerte Mädchen er auch im Osten kennen gelernt, keines davon hatte sein Herz in solch stürmische Schwingungen zu versetzen vermocht als das liebe, schlichte Naturkind mit seinem kameradschaftlich vertrauten, von jeglicher berechneten Koketterie meilenweit entfernten herzlichen Wesen.

„Darf ich bald einmal wiederkommen?" fragte er, als vor ihnen zur Rechten die sich zur Berghöhe hochziehende staubige Wegspur auftauchte.

Sie lächelte befangen. „Was könnte Sie in unsere Einsamkeit ziehen," sagte sie mit abgewendetem Gesicht.

„Die Aussicht oben an Ihrem Lieblingsplätzchen

hat mir's angetan, Miß Emily," raunte er ihr ins Ohr, um das sich wirr die braunen Löckchen kräuselten, und er bedurfte seiner gesamten Willenskraft, um sie nicht darauf zu küssen. „Werden Sie mir gestatten, demnächst wieder die Aussicht zu bewundern?"

„Dazu bedarf es doch keiner Erlaubnis," entgegnete sie und wurde unvernünftig rot dabei.

„Ja, es ist nur — hm, ja" — er räusperte sich verlegen — „wegen meiner Kurzsichtigkeit. Ich komme ohne ein Fernglas nicht zurecht — und ich höre Sie so gerne die Gegend erklären. Da kann man sich so vorzüglich orientieren. Hm ja, Miß Em'ly — was ich sagen wollte! Könnten Sie's nicht so einrichten, daß wir vielleicht nächste Woche — oder übermorgen — hm, am besten paßte es mir eigentlich schon morgen," verbesserte er sich hastig, „ein Stündchen abkommen könnten? Es war doch zu reizend heute nachmittag!"

Als er ihr tiefes Erröten gewahrte, wurde er selbst bis unter die Haarwurzeln rot und schwieg hilflos, so redegewandt er all den glänzenden Damen seiner Bekanntschaft gegenüber sich immer erwiesen hatte.

„Hallo, kommen Sie mit oder nicht?" hörte er sich anrufen.

Es war der Obmann, der mit seinen Begleitern schon in den Bergpfad eingebogen war und nun auch Emily einen letzten Abschiedsgruß zurief.

„Ich muß umkehren," stammelte das Mädchen und wollte ihm verwirrt die Hand entziehen.

Aber er hielt sie fest. „Sie haben mir noch keine Antwort gegeben, Miß Emily," drang er in sie. „Werden wir uns morgen treffen?"

„Aber — warum denn schon so bald wieder?" entfuhr es ihr zaghaft.

Als sie dann seinem bittenden Blicke begegnete, erglühte sie wieder.

„Vielleicht!“ hauchte sie, warf ihr Maultier herum und galoppierte nach der Ranch zurück, ohne sich auch nur ein einziges Mal umzuschauen. —

Als Emily in den Hofraum zwischen Wohnhaus und Stallgebäuden gesprengt kam, sah sie ihren Vater gedankenverloren auf den Stufen der Vorderveranda sitzen.

Tom Dugan hörte das Geräusch der Hufschläge nicht, und ebensowenig achtete er auf seine Tochter, als diese mit dem Pferd am Zügel nach dem Hausstall schritt.

Erst als Emily über den Hof zurückkehrte, vor ihm stehen blieb und ihm die Hand auf die Schulter legte, fuhr er aus tiefem Sinnen auf und starrte sie verstört an.

Eine ganze Weile dauerte es, bis er sich darauf besinnen konnte, wer eigentlich vor ihm stand.

„Ich hab' gedacht, es wär' deine Mutter — Kind,“ sagte er dann mit seltsam zitterig klingender Stimme. „Es ist schier unheimlich, wie ähnlich du ihr siehst!“

Sie setzte sich neben ihn, nahm seine zögernd widerstrebende Hand und drückte sie innig. „Ach, Vater, ich wollte wohl, ich hätte etwas von Mutters gutem Einfluß auf dich geerbt. Ich möcht' dir ja so gerne zur Seite stehen, Vater, wenn ich nur ein Wort zu erdenken wüßte, überzeugend genug, um dich zu einer Sinnesänderung bewegen zu können.“

Er schaute sie von der Seite an, und mit kurzem Ruck entzog er ihr dann die Hand und rückte etwas von ihr ab. „Bläst auch du ins gleiche Horn?“ fragte er sie barsch. „Ist's nicht schon schlimm genug, wenn die Welt Unfrieden zu mir hereinbringt, muß mein eigen Fleisch und Blut sich wider mich empören?“

Das Mädchen ließ sich durch seine bitteren Bemer-

kungen nicht abschrecken. „Du kennst die Welt besser als ich, Vater,“ suchte sie ihn zu besänftigen, „aber an deinen Kindern brauchst du niemals irre werden.“

„Ach, schweig mir von eurer Kindesliebe!“ brauste er ungehalten auf, als sie mit tränenschimmernden Augen zu ihm aufschaute und er aus ihren Blicken einen unausgesprochenen Vorwurf zu lesen glaubte. „Kinder hat man nur so lange, als man ihnen Wohltaten erweisen kann. Sind sie noch klein, muß man sie mit Süßigkeiten kirren, fühlen sie sich groß, ihnen demütig zu Willen sein — oder man verliert seine Kinder. Meinst du, ich könnt' in deiner Seele nicht lesen? Hoho, der Tag wird kommen, wo du leichtherzig in deines Mannes Welt gehen wirst.“

Sie wurde rot und blaß, fuhr mit der Hand nach dem Herzen, wollte reden und schwieg doch wie schuldbewußt wieder.

„Es könnt' doch alles so ganz anders sein, Vater,“ begann sie endlich nach einer Weile bedrückenden Stillschweigens in zagendem Tone. „Sieh, die Leute meinen es wirklich gut mit uns. Mr. Harland sagte erst vorhin noch beim Abschied, daß du mit der dir zur Verfügung gestellten Abfindung dich überall ankaufen könntest, falls du nicht von den Kapitalzinsen leben wolltest.“

„Ich bin kein Faulenzer, der die Hände in den Schoß legt,“ knurrte er. „Solange mein Tag scheint, rühr' ich mich.“

Unter hervorströmenden Tränen faßte sie trotz seines Widerstrebens seine beiden Hände. „Vater, mach diesem schrecklichen Zustande ein Ende!“ flehte sie mit von Schluchzen halberstickter Stimme. „Lebte unsere gute Mutter noch, sie wäre die erste, die dir riete, nachzugeben.“

Er fuhr nach ihr herum und starrte sie an. „Lebte

deine Mutter noch, dann wär' freilich alles anders," sagte er aufseufzend. „Sie brauchte nur ein Wort zu sagen, und ich griffe zum Wanderstab. Was gält' mir hier das Land, so teuer es unser Fleiß auch erkauft haben mag. Überall ist Gottes Erde, und weihte sie deiner Mutter Fuß und stände sie, die mir mehr als Leben und Ewigkeit gewesen ist, wieder neben mir — bettelarm wollt' ich von dannen gehen, den Staub von meinen Füßen schütteln und mit frischer Kraft anderswo wieder anfangen. Könnt' ich für deine Mutter schaffen und sie mit mir nehmen — Kind, alle Mühsal sollte mir Seligkeit bereiten, denn durch deine Mutter erst wurde das Land hier meine Heimat — und weil sie hier in der Erde schläft, darum kann ich auch vom Boden nicht lassen und keine Macht auf Erden kann mich von ihm vertreiben!"

Aufstöhnend barg er das Gesicht in beide Hände. Er spürte es kaum, wie sich seine Tochter an ihn schmiegte und erst nach einer Weile hörte er wieder, was sie zu ihm sprach.

„Aber es muß doch sein!" stellte sie ihm vor. „Du kannst nicht gegen das Gesetz ankämpfen, das ist unmöglich — man wird uns schließlich mit Gewalt vertreiben."

Er nickte kurz. „Mag sein."

„Ach, Vater, es weht doch überall Gottes Odem, und wohin wir auch gehen mögen, im Geiste geht unsere tote Mutter mit uns."

Er seufzte, strich sich mit der Hand langsam über das Gesicht und schüttelte dann den Kopf. „Kind, du kannst mich nicht verstehen," sagte er dumpf. „Mein Leben hat nicht die Aufeinanderfolge von Tagen und Nächten, Wochen, Monaten und Jahren ausgemacht, sondern was in ihm wertvoll war, das ging von deiner

Mutter aus. Sie war mein guter Engel — und Gott weiß, wie bettelarm er mich hat werden lassen, als er sie von mir nahm."

Er faßte Emily bei der Hand und führte sie vor das Grab. Schweratmend legte er dort die Hand auf die Steine.

„Wie soll ich dir nur erklären, Kind, was mich an unsere Scholle bannt," begann er leise. „Denn hier ist deine Mutter für mich nicht tot — nicht einmal fern ist sie, sondern sie wandert auf Schritt und Tritt mit mir, jeder Fußbreit Erde erinnert mich an sie, ich brauch' nur die Augen zu schließen, dann seh' ich sie wieder vor mir, wie sie Blumen gepflanzt oder Unkraut gejätet hat, hör' ihre Stimme wieder, vertraut und lieb, denn so sehr die Arbeit auch drängen mochte und wie unermüdlich fleißig sie auch schaffte, für ein gutes Wort zu mir gebrach ihr's nie an Zeit. Die innige Gemeinschaft mit deiner Mutter, die ich immer um mich weiß, wenn ich mit meinen Sinnen sie auch nicht sehen und fühlen kann, hält mich ganz allein noch auf Erden. Darum kann ich von der Scholle nicht fort, denn ginge ich in die Welt hinaus, so ginge deine Mutter nicht mit mir — und ich hab' sie notwendig, deine Mutter," schrie er auf. „Ich könnt' mir das Leben denken, ohne atmen zu müssen, aber nur einen Tag lang weiter leben zu sollen, ohne deine Mutter um mich zu wissen, sie treulos allein und unbeschützt auf der Stätte schlafen zu lassen, wo wir miteinander glücklich waren, hofften, strebten und aufbauten, wo um uns das Glück lebendig zu werden begann — nein, ich wiederhol' es dir, Kind, scheiden von diesem Grab, das kann ich nicht!"

Ein dumpfer, halberstickter Laut entrang sich seinen Lippen. Nicht länger seiner selbst mächtig, warf er sich über die rauhen Steine.

4.

Hatten die Bewohner der Duganranch früher schon die Mahlzeiten in gemessenem Stillschweigen eingenommen, so herrschte nun meist eine trübselige Kirchhofstimmung bei Tische.

Als Joe sich eines Morgens wieder wortlos vom Frühstückstische erhoben hatte und, wie gewöhnlich, mit stampfenden Schritten der Ausgangstür zuschritt, blieb er nahe dieser stehen und kehrte sich nach dem Rancher um, der bereits wieder die abgegriffene Hausbibel zur Hand genommen hatte und sich mit ihr gerade in den Lehnstuhl neben dem Fenster setzen wollte.

„Werd' mich demnächst verändern müssen, Boß," meinte er kurz.

Tom Dugan hatte gerade die Brille aufsetzen wollen. Nun ließ er die Hand mit den Gläsern auf den ihm im Schoße liegenden Band herabsinken und schaute den alten Cowboy, der in langen Jahren enger Zusammengehörigkeit förmlich zu einem Inventarstück der Ranch geworden war, scharf an. „Gehen willst du? Hab' ich dir's an etwas fehlen lassen? Schmeckt dir's Essen nicht mehr? Oder zahl' ich dir zu wenig?"

Joe wehrte mit beiden Händen ab. „Gerad' das Gegenteil. Ich werd' fürs Faulenzen bezahlt. Nicht das Salz in der Suppe verdien' ich mehr. Das wurmt mich, Boß. Komm mir wie 'n Bummler vor, der Euch das Geld aus der Tasche stiehlt."

Nun lachte Tom Dugan kurz auf. „Sieh einmal an, unser alter Joe hat sein Gewissen entdeckt!" Dann wurde er schnell wieder ernst. „Wenn das deine ganzen Bedenken sind, dann bleib' nur ruhig — falls du Lust dazu hast. Sonst geh, ich zwing' keinen Menschen zum Bleiben."

Joe kraute sich hinterm Ohr, trat von einem Fuß auf den anderen und wiegte unmutig den Kopf. „Wer spricht davon! Ihr solltet's am besten wissen, daß ich am liebsten bliebe. Bin ich hier nicht daheim? An Eurer Behandlung liegt's nicht. Sie ist so, daß ich mir einbilden könnte, selbst Boß zu sein."

„Nun also!"

„Sagt aber selbst, Boß, es gibt ja nichts mehr zu tun, nun wir kaum mehr Vieh oben haben. Für jede Hantierung sind drei Mann da, man tritt einander die Hühneraugen ab, nur um auch 'ran zu kommen! Und wenn noch Hoffnung wäre, daß wieder bessere Zeiten kommen! Aber statt dessen wird's mit jedem neuen Tage schlechter. Muß es ja auch werden. Hier oben gedeiht kein Gras mehr und — und statt dessen wächst einem das Maul zu. Man verlernt auch das Reiten, Boß. Das ist's. Man wird steif. Unsereiner hält sich nur im Sattel jung. Ja, wenn Ihr frisch beginnen wolltet, irgendwo draußen, wo der Herrgott die Menschenpest noch fernhält — da sollt' mich selbst Euer Wille nicht von Euch trennen können. Aber hier hat's keinen Zweck. Ich komm' mir nicht nur überflüssig vor, sondern bin's auch wirklich."

„Dann geh!" Weder Miene noch Haltung des Ranchers ließen erkennen, was in ihm vorging. Aus einer Schrankschublade nahm er ein altes, abgegriffenes Schreibheft zur Hand, in dem er seit langen Jahren alle wichtigen Daten vermerkt hatte. Er blätterte eine Weile in dem Heft. „Richtig," sagte er dann, „da steht's. Bist am ersten Oktober eingetreten, dein Jahr geht mit dem Septemberletzten zu Ende. Also abgemacht, am letzten September gehst du — das ist gerad' heut über vier Wochen," schloß er nach einem informierenden Blicke auf den Wandkalender.



„Well, dann geh' ich," sagte Joe, der auf eine solch bereitwillige Annahme seiner Kündigung kaum gefaßt gewesen sein mochte, denn vor Verblüffung stand ihm der Mund halb offen.

Für den Rancher war die Angelegenheit erledigt. Er vertiefte sich in seine Bibel und achtete nicht weiter darauf, daß Joe noch eine kurze Weile überlegend neben der Tür stehen blieb, um diese dann beim Verlassen des Zimmers derber, als es durchaus notwendig gewesen wäre, ins Schloß zu wettern.

Um so erschrockener war Emily, die inzwischen den Tisch abgeräumt und dabei die Unterredung zwischen den beiden Männern mitangehört hatte. Als sie den alten Cowboy an der Küche vorüberschreiten sah, winkte sie ihm eifrig zu.

„Aber Onkel Joe," meinte sie vorwurfsvoll, als er nähergekommen war, „hab' ich recht gehört, du willst uns verlassen?"

Der Gefragte nickte energisch. „Kalkulier' so." Er lachte kurz vor sich hin. „Wird wohl am besten sein — man kann ja nicht wissen, ob's für immer ist. Noah schickte auch 'ne Taube aus, bevor er seine Arche verließ. Und wer weiß, ob dein Vater nicht noch mal das bewußte Ölblatt brauchen kann." Sein Lachen verstärkte sich und die durchtriebenen Spitzbubenfältchen kamen in seinem vielgerunzelten Gesicht wieder zur Geltung. Vielsagend zwinkerte er dem Mädchen zu. „Lange macht's ja dein Vater hier oben ohnehin nicht mehr, denn kommt hier ins Tal die Sintflut, dann hilft nicht mal 'ne Arche. Da heißt's einfach fortlaufen. He?"

„Versteh' dich nicht ganz, Joe. Meinst du wegen der Talsperre?"

„Well, das Wasser treibt ihn fort, und wenn sein Schädel härter wär' als die Felsen ringsum. Aber so

lange dauert's vermutlich gar nicht. Will er nicht allein Trübsal blasen, muß er schon früher ans Einpacken denken, der Vater. Hähähä, in vier Wochen schnür' ich mein Bündel, und was 'ne gewisse junge Lady anbetrifft, die neulich statt Zucker Gipsmehl in den Pudding gerührt und die Geschichte auf den Tisch gebracht hat, ohne es überhaupt zu bemerken —"

Bei der ihr wohl verständlichen Anspielung des Alten war Emily purpurrot geworden. Nun schaute sie ihn entrüstet an. „So nachtragend bist du, Joe? Solltest dich was schämen! Als ob man sich in der Eile nicht einmal vergreifen könnte!"

„Besonders wenn man's eilig hat, nach einem gewissen Aussichtspunkt zu kommen, hähä! Wie neulich, wo du in der Zerstreutheit zwei Pfund Salz und 'ne Handvoll Mehl in die Klöße gerührt hast. Hoho, hat das prächtig geschmeckt! Bei jungen Leuten nennt man 'n solches Vergreifen nicht Zerstreutheit, sondern —"

„Still! Ich will's nicht hören!"

„Das ändert an der Tatsache nicht das geringste — und wenn ich mir vorstellen könnt', in welches Mannsbild eigentlich, so nähm' ich einen Schwur darauf, daß unsere Em'ly nicht minder verliebt ist, wie" — da unterbrach er sich plötzlich, beschattete die Augen mit der Hand und spähte den Talkessel hinab, wo sich eben eine hochaufwirbelnde, sich rasch dem Hause nähernde Staubwolke zeigte — „nun ja, wie etwa der gewisse Jemand dort, der da so eilig herangaloppiert kommt."

Einen Augenblick weidete sich Joe noch an der hilflosen Verlegenheit des Mädchens, dann nickte er ihr gutmütig zu.

Emily gab ihm keine Antwort und eilte mit allen Anzeichen großer Verwirrung nach ihrem Stübchen, in das sie sich einriegelte. Auch als Joe bald darauf

meldete, daß Gordon Harland zu Besuch gekommen sei, wollte sie zuerst nicht wieder zum Vorschein kommen. Es bedurfte erst des ärgerlichen Zurufs ihres Vaters, der dem Gaste eine Erfrischung vorzusetzen gebot, daß sie sich zum Verlassen ihres Zufluchtsortes entschloß.

Sie fand den Ingenieur noch auf der Vorderveranda, eifrig mit dem Abstäuben seiner Kleidung beschäftigt, während ihr Vater unter der offenen Tür stand, unverhohlenes Befremden über den unerwarteten Besuch in seinen Mienen.

Als er seiner Tochter wiederholt Anweisung geben wollte, einen Imbiß bereitzustellen, wehrte Gordon dankend ab, indem er zugleich auf Emily zuschritt und der mit seltsamer Befangenheit ihn Anblickenden beide Hände zum Gruß entgegenstreckte.

„Nein, nein, ich bin nicht im mindesten hungrig, und auch der Durst plagt mich nur wenig — mich führt auch keine besondere Sache hierher, sondern ich bin nur gekommen, um mich nach dem Befinden meiner lieben Bekannten zu erkundigen und nebenbei herauszuhören, ob wir uns die Sache nicht inzwischen überlegt haben. Die Kommission dringt nämlich auf Entscheidung.“

Ein spöttisches Lächeln kräuselte des Ranchers Lippen. „Schön von Euch, Herr — wie Ihr seht, sind wir noch nicht völlig verdurstet, was freilich wieder nicht Euer Verdienst ist,“ äußerte er sarkastisch. „Und was die gewünschte Entscheidung anbelangt, so hab' ich sie den Kommissionsherren längst mit deutlichen Worten gegeben. — Aber nehmt Platz und ruht Euch ein Weilchen — wo steckt denn Billy?“ wendete er sich fragend an seine Tochter, die ihm indessen nur mit einem Achselzucken antwortete.

„Ach ja, wird wohl hinuntergeritten sein. Schade, er wäre vielleicht für Euch ein besserer Gesellschafter

als ich. Mich müßt Ihr schon entschuldigen — es geht einem so manches durch den Kopf, was einem das müßige Schwatzen verleidet.“

„Begegneten Sie meinem Bruder nicht?“ erkundigte sich Emily mit unsicher klingender Stimme.

„Ja, wir begegneten einander auf halbem Wege. Er ritt nach der Station hinunter, wie er sagte.“

„Nun, tisch endlich was auf, Em'ly!“ heischte Tom Dugan ungeduldig. „Was du gerade zur Hand hast. Große Auswahl gibt's bei uns nicht mehr,“ sagte er, zu Gordon gewendet, im Tone halber Entschuldigung.

„Aber ich — übrigens ich“ — des Besuchers Stimme wurde immer stockender, als er nun Emily hurtig nach der Küche eilen sah — „ich will doch rasch mal nach meinem Pferd sehen, es hat sich warm gelaufen. — Merkwürdig heiß für 'nen Septembertag heute — findet Ihr nicht?“

„Indianersommer!“ brummte Tom Dugan, der im Begriffe stand, sich wieder auf seinem Fenstersitze niederzulassen. „Man sagt vom September nicht umsonst, daß er der ‚Brater‘ ist. Wären die kühleren Nächte nicht, so wäre er noch schlimmer als der Hochsommer. — Aber so bleibt doch,“ rief er hinter seinem Besucher her, „Joe kann nach Euerm Gaul sehen — klagt ohnehin übers Nichtstun, der Alte.“

Dann, als er sah, daß sein Zuruf unbeachtet blieb, zuckte er gleichmütig die Achseln und setzte sich nieder. Aber zur Bibel griff er vorläufig nicht wieder, sondern starrte müßig durchs Fenster und seine Mienen nahmen rasch einen nachdenklichen Ausdruck an.

Darüber schien er gar nicht gewahr zu werden, daß Emily keine Anstalten zum Tischdecken machte, wie er ihr doch anbefohlen hatte, und ebensowenig der Ingenieur ins Zimmer zurückkehrte. Dafür hörte er die

beiden mit gedämpften Stimmen miteinander draußen in der Küche verhandeln.

„Es steht geschrieben, daß das Weib Vater und Mutter verlassen soll, um dem Manne anzuhangen,“ sagte er leise vor sich hin. „Aber daß die eigenen Kinder gerade den Feinden, den Maulwürfen, die mit aller erdenklichen List mein Lebenswerk untergraben und zerstören, anhängen müssen — das tut weh!“

Er schaute zum Fenster hinaus nach dem Steinhügel und nickte grüßend hinüber. „Du hast's gut, Mutter — ich wollt', ich dürft' bei dir liegen!“

Dann setzte er wieder die Brille auf und versenkte sich in seine Lektüre, ohne der Anwesenheit seines Besuchers auf der Ranch weitere Beachtung zu schenken. —

„Warum haben Sie sich die ganze Woche über nicht sehen lassen?“ fragte draußen in der Küche Gordon die eifrig schaffende Emily. „Ach, wenn Sie wüßten, mit welcher Ungeduld ich Ihre Antwort auf meine Frage erwartet habe,“ setzte er mit nicht länger zu verhehlender Erregung hinzu. „Haben Sie bedacht, wie viele schlaflose Nächte und Herzenspein mir Ihr Fernbleiben verursacht hat? Muß ich darin ein Ausweichen oder gar, was der Himmel verhüten möge, eine Ablehnung meines ehrlichen Werbens erblicken?“

Wieder stand Emily blutübergossen. Sie wagte ihm nicht zu wehren, als er nun bittend ihre beiden Hände faßte, aber auch sein inniger Druck vermochte ihm nicht ihre Blicke zuzuwenden. Diese schauten vielmehr an ihm vorüber, suchend und wie wehmütig darüber trauernd, daß sie aus einem holden Traume hatte zur rauhen Wirklichkeit zurückerwachen müssen. Gordons Welt war ja eine andere als die ihrige, in der sie mit allen Fasern ihres Seins haftete. Das hatte sie schon damals gewußt, als er um sie warb, aber sie hatte es

ihm nicht sagen können, der Gedanke an die unvermeidliche Enttäuschung, die sie ihm bereiten mußte, hatte sie immer wieder zum Schweigen gezwungen gehabt. Das war zugleich auch der Grund, warum sie seitdem ihre Ritte nach ihrem Lieblingsplatz aufgegeben hatte. Hätte sie doch dort Gordon Harland ihrer harrend antreffen und ihm dann notgedrungen künden müssen, daß ihrem schönen Traume nunmehr das unausbleibliche Erwachen folgen mußte.

Als sie endlich, wie einem magischen Zwange gehorchend, seinem heißen Liebesblicke begegnete, da schwand die Röte aus ihren Wangen und gab jäher Blässe Raum. Tränen füllten ihre Augen. „Ja, Gordon,“ hauchte sie, „Sie haben meinen Grund, der mich ein weiteres Zusammentreffen mit Ihnen vermeiden ließ, richtig erraten. Dürfte ich unbeirrt nur der Stimme meines Herzens folgen, so würde meine Antwort vielleicht anders lauten. Aber ich habe Pflichten gegen den Vater zu erfüllen. Er braucht mich, ich bin ihm notwendig — darum darf ich nicht von ihm gehen.“

„Aber du liebst mich doch,“ raunte er ihr heiß ins Ohr. „Ja, da hilft kein Ableugnen, magst du auch den Kopf noch so entschieden schütteln, deine Blicke verraten dich doch — nein, nein, es hilft auch nichts, wenn du zur Seite schaust, denn sie haben mir's ja schon viel früher verraten. Süßes Kind, ich liebe dich und du hast mich lieb — und mit meinem letzten Tropfen Herzblut werde ich unser Glück zu erringen wissen! Warum dein junges Leben einem Wahne opfern? Denn was ist die Hartnäckigkeit, mit der dein Vater Gesetz und Recht zu leugnen sich anmaßt, im Grunde genommen anderes? In spätestens einem Jahre haben sich die Verhältnisse hier oben ohnehin geklärt, und hat sich dein Vater bis dahin nicht eines besseren besonnen —“

„Niemals!“ widersprach Emily ihm. „Daß das unvermeidliche Ende kommen muß, sagt mir mein eigenes Empfinden, aber was alsdann geschehen wird, daran wage ich nicht zu denken. Ich weiß nur, daß ich zu meinem Vater halten muß — und bräche mir darüber auch das Herz!“

Sie wollte sich von ihm losmachen, als er sie bei der Hand nahm und mit sanfter Gewalt der Wohnstubentür zuführen wollte. Aber da wurde die Tür schon von innen geöffnet, und auf der Schwelle erschien der Rancher.

„Was soll das Versteckspielen?“ fuhr er die Tochter barsch an, als diese sich erschreckt von Gordons Hand losreißen wollte. „Daß die Verstellung euch Frauenzimmern doch immer im Blute liegt — sogar deine gute Mutter hat sich zieren müssen, ehe sie mein Weib wurde. Na, darum brauchst du dich nicht zu entschuldigen, hab's lange vorausgesehen, daß es so kommen mußte, denn um unserer guten Wasserverhältnisse wegen ist Freund Harland sicherlich nicht so oft zu uns heraufgekommen!“

Dabei lachte er so bitter auf, daß Emily sein Lachen ins Herz schnitt. Sie hatte sich inzwischen energisch von Gordons Hand befreit. Nun eilte sie zu ihrem Vater und stellte sich neben ihn.

„Du brauchst nicht schlecht von mir zu denken, Vater,“ sagte sie in großer Hast. „Mr. Harland hat mir gesagt, daß — daß ich ihm nicht gleichgültig sei, aber ich habe ihm rundweg zu verstehen gegeben, daß ich deine Tochter bin und ihm darum in alle Ewigkeit nichts sein kann.“

Fragend schweifte Tom Dugans Blick zu dem jungen Ingenieur.

Dieser trat mit einem tiefen Atemzuge näher an

den Rancher heran. „Emily liebt mich, wie ich sie liebe," begann er. „Aus mißverstandener Kindespflicht glaubt sie uns unglücklich machen zu müssen, weil ich im Dienste der Gesellschaft stehe, die Euer Besitztum beansprucht, aber ich weiß, daß es nur Eurer Einwilligung bedarf, um das liebe Mädchen anderen Sinnes zu machen. Wollt Ihr mir Eure Tochter zur Frau geben?"

„Wollt Ihr meiner Ranch das ihr gebührende Wasser zurückgeben und mir ihren Besitz verbürgen, Herr?" fragte der Alte rauh zurück.

„Ihr wißt recht gut, daß Ihr von mir Unmögliches verlangt!"

„Nun, dann habt Ihr Euch die Antwort mit Euren eigenen Worten gegeben. Versteht mich recht. Ihr selbst scheint mir ein wackerer Mann zu sein, und gehörtet Ihr nicht zu jenen, die mein Lebenswerk untergraben, so möcht' ich Euch wohl als Eidam willkommen heißen. So aber kann zwischen Euch und mir keine Gemeinschaft bestehen."

Entrüstet flammte es in Gordons Augen auf. „Aber das ist ja unmenschliche Härte! So nehmt doch Vernunft an, Mann!" rief er.

Mit schroffer Handbewegung unterbrach ihn der Rancher. „Was berechtigt Euch zu der Annahme, daß ich unvernünftig rede?" gab er scharf zurück. „Ich kann keinen Schwiegersohn brauchen, der mit an meinem Untergange gräbt. Und ich kann auch keine Tochter brauchen, die zu meinen Widersachern hält — still, wart' bis du gefragt wirst!" fuhr er Emily rauh an, als sie die Lippen zu einer Rechtfertigung öffnen wollte. — „Ich sag' nicht, Herr," fuhr er mit starker Stimme fort, „daß ich meiner Tochter verbiete, Euer Weib zu werden — nein! Em'ly soll sich aus freien Stücken

entschließen, genau so, wie Herz und Gewissen ihr's vorschreiben — und will sie Euer Weib werden, so soll ihr das väterliche Erbe einmal nicht vorenthalten werden. Aber nicht mehr und nicht weniger kommt ihr von mir zu, sonst weder Segen noch Fluch. Aber sie kann alsdann meine Tochter nicht länger sein — das ist alles. Ich kann um mich keine lauen Menschen brauchen — für oder wider mich. Und nun fragt sie selbst!"

Da löste sich das Mädchen von des Vaters Brust, wendete sich langsam nach dem geliebten Manne um und schaute ihn mit einem erloschenen Blicke an. „Mr. Harland, ich habe Euch keine Erlaubnis erteilt, bei meinem Vater um mich zu werben," brachte sie tonlos hervor. „Wenn Ihr für mich im Herzen wirklich etwas übrig habt, so verlaßt unsere Ranch und kommt nie und nimmer wieder zu uns."

Gordon Harland stand wie vom Donner gerührt. Er vermochte sie nur ungläubig anzustarren.

„Übereil dich nicht!" mahnte der Rancher. „Keinem zulieb oder zuleid sollst du dich entscheiden. Auch wenn jener Mann dort mir willkommen wäre und ich eure Hände segnend zusammenlegen könnte, müßte ich dich doch an ihn verlieren. Das hat nun einmal der Himmel so gefügt, daß die Frau ihre neue Welt im Manne und später in ihrer eigenen Familie findet. Ich wiederhole dir: ich will von dir kein Opfer gebracht haben — und wenn wir uns künftig auch fremd werden müssen, so denk' ich darum nicht geringer von dir."

„Mein Entschluß ist gefaßt," sagte die leise vor sich hin weinende Emily. „Ich bleibe bei dir, Vater."

„Etwa, weil du's deiner seligen Mutter in ihrer Sterbestunde versprochen hast?" fragte der Rancher.

„Nein, Vater, die Mutter war ja so gut, daß sie

mir selbst verzeihen würde, bräche ich ein ihr gegebenes Versprechen," rief sie bewegt. „Aber ich will bei dir bleiben, weil ich nicht anders kann. Du müßtest mich gerade von dir treiben und selbst dann — käm' ich doch wieder!" schluchzte sie laut hinaus.

Eine Weile blieb es still im Zimmer. Man hörte nur das schwere Atmen des in selten bei ihm wahrzunehmender Rührung auf seine Tochter herabschauenden Ranchers und deren Weinen.

Dann ließ Tom Dugan den Blick nach dem verstört stehenden Freier schweifen. „Ihr habt die Entscheidung meines Kindes gehört?" fragte er.

„Nein — nein, das kann nicht Emilys wahre Meinung sein!" widersprach Gordon heftig. „Ich weiß, daß sie mich liebt und nicht fähig ist, mit meinen heiligsten Empfindungen nur ein schnödes Spiel zu treiben."

Bittend wollte er sich dem das Gesicht an der Brust des Vaters verbergenden Mädchen nähern. Doch Tom Dugans abwehrend erhobene Hand hielt ihn zurück.

„Mit Verlaub, Herr, laßt mich erst aussprechen," sagte der Rancher rauh. „Wir waren immer ehrliche Gegner, und ich denke, wir werden's auch in Zukunft bleiben. — Verlaßt Euch auf mein Wort, in keiner Weise werde ich Em'ly zureden oder sie irgendwie zu beeinflussen suchen — sie bleibt freie Herrin ihrer Entschlüsse, ob heute oder später, das bleibt sich gleich. Leichtsinn wäre es geradezu, wollte sie über ihr ganzes zukünftiges Schicksal unüberlegt entscheiden. Aber ich kenne meine Tochter, sie wird mit sich ins reine kommen. Der über uns allen regiert, wird ihr dazu helfen — und wie immer ihr Entschluß auch ausfallen mag, ich laß ihn Euch wissen."

Emily richtete sich auf. „Zürnt mir nicht," wendete sie sich zu Gordon. „Ich könnte nicht glücklich an Eurer

Seite werden. Laßt meinem Vater sein Eigenland, rührt nicht an meiner heiligen Heimatscholle, und ich will Euch gehören. Und nun sei Gott mit Euch!" schluchzte sie auf.

Gordon Harland nahm seinen Hut vom Tische, verneigte sich stumm und verließ ohne ein weiteres Wort zu äußern das Zimmer.

Nach einer kurzen Weile sah ihn der Rancher mit verhängten Zügeln davonreiten.

5.

Die Chinookwinde bliesen.

Eisig kalt und frosterstarrt hatte sich noch der späte Märzmorgen angelassen. Hinter dichten Dunstschleiern war die Sonne verborgen geblieben, bis um die frühe Nachmittagsstunde unvermittelt ein tiefer Atemzug durch die noch im Winterschlafe liegende Natur gegangen war. Mit einem zweiten schwülen Atemzuge war die Erde wach geworden, hatte die Brust geweitet und sich gereckt. Und dann hatte es zu blasen begonnen, gleich zu Beginn versengend warm. Mit jeder weiteren Stunde hatte der Sturm an Stärke gewonnen und schließlich mit vollen Backen Feuersgluten über das winterliche Land getragen. Dann hatten sich die himmlischen Schleusen geöffnet, und die wolkenbruchartigen Regenmassen waren vom glühenden Windhauch angewärmt worden.

Als früh die Nacht herniedersank, da weinte der Schnee nicht länger. In seine fußhohen Mauern war nicht nur Bresche gelegt, sondern abertausend Bäche ergossen sich aus ihnen über Weg und Steg, duckten sich unter den heulenden Windstößen und stoben kaskadengleich vor ihnen her.

Die Chinookwinde bliesen.

In ihr Heulen mischte sich dumpfes Donnerrollen. Je weiter die Nacht voranschritt, desto häufiger zuckten flammende Blitzgarben durch die Finsternis und krachten brüllende Donnerschläge hinterdrein.

Kein Auge schloß sich in dieser Schreckensnacht in der Duganranch.

Kurz nach Einbruch der Dunkelheit war Bill, ungeachtet der flehentlichen Bitte seiner Schwester, zu Pferde nach dem oberen Tal, wo der Rest ihrer früher so stattlichen Viehherde untergebracht war, aufgebrochen, um den Ausbruch einer Stampede zu verhindern, obwohl er im Falle des Scheuwerdens und Ausbrechens der Tiere als einzelner wenig oder gar nichts auszurichten vermochte.

Emily weilte mit ihrem Vater im Wohnzimmer. Aber obwohl dort die Hängelampe trauliches Licht verbreitete und die Außenläden geschlossen waren, leuchtete der Widerschein der Blitze immer häufiger durch die Ritzen.

Der alte Rancher schritt mit auf dem Rücken zusammengelegten Händen in der Stube hin und her. Das zunehmende Wüten der draußen entfesselten Elemente hatte ihn ruhelos gemacht; aber er wurde nicht müde, mit geneigtem Kopfe auf das Sturmgeheul und die mit jeder neuen Minute an Heftigkeit zunehmende himmlische Kanonade zu lauschen.

„Wäre nur wenigstens Bill daheim!“ klagte Emily, als die Donnerschläge draußen nicht mehr aufhören wollten, sondern sich wie gegen eine belagerte Festung gerichtetes schweres Geschützfeuer anhörten und dazwischen der zum Orkan erstarkte Sturm mit gewaltigen Fäusten an den Grundmauern des Hauses rüttelte. „Wo willst du hin, Vater?“ unterbrach sie sich dann erschreckt, als sie wahrnahm, wie der alte Mann seinen

Kragen hochschlug und den breitrandigen Hut tief in die Stirn drückte.

Tom Dugan trat auf sein Kind zu, und mit ungewohnter Zärtlichkeit streichelte er ihre bleichen Wangen. „Bist doch sonst so klug und tapfer, Em'ly," sagte er in aufmunterndem Tone. „Warum willst du jetzt verzagen, wo unsere Befreier im Anzug sind — eh? Hab' ich's nicht immer gesagt, daß die Chinookwinde blasen würden? Nun sind sie da, und ich will sie begrüßen gehen!"

„Die Chinookwinde —"

„Hörst du das orgeltönige Brausen? Ja, das sind sie! Nun mögen die Herren da unten ihre Dämme hüten!"

Er schritt zur Tür hinaus. Doch schon wenige Minuten später kam er zurück.

„Der Fluß steigt gewaltig," sagte er. „Er hat den Uferrand beinahe schon erreicht. Aber sollte er auch austreten, so laß dich's nicht kümmern. Einmal, als du noch in der Wiege lagst, hatten wir das Wasser sogar fußhoch hier in der Stube, bis es sich mit dem schwindenden Unwetter wieder verlief. Das da ist die Höhenmarke, höher kann das Wasser nicht steigen. Dafür sorgen die unterirdischen Abflüsse."

Damit trat der alte Mann wieder in die Nacht hinaus.

Vom Himmel goß es in Strömen, und in schier unaufhörlicher Folge flimmerten die Blitze von einem Talende zum anderen und hüllten es in unirdische, blaugrüne Beleuchtung. Der Rancher achtete kaum darauf. Er spürte auch die Wassergüsse nicht, die der heulende Sturm ihm ins Gesicht peitschte. Der Fluß begann immer rascher zu steigen. Davon überzeugte sich der Rancher bei neuem Blitzesleuchten, als sein

Blick das gewohnte schmale Flußbett suchte und statt seiner eine bewegte, strudelnde Wasserfläche, die schon den Korral erreicht hatte und wie einziehende Flut Wellchen um Wellchen weiter voranwarf, wahrnahm.

Sein Herz frohlockte. Die unnatürliche Schwüle in der Luft erfüllte ihn mit wohligem Behagen.

Die Chinookwinde bliesen.

Sie raunten ihm verheißend in die Ohren, was sie wirken und schaffen würden. Hei, wie sie von den Höhen herabfegten! Lauter ungebändigte Riesen, die spielend jedes Hindernis nahmen und zerdrückten, das ihrem Siegeszuge Einhalt gebieten wollte; die von den Wegen, die sie seit urewiger Zeit gezogen, nicht ließen; die den zu reißenden Bergströmen gewandelten Schnee in die alten Bahnen treiben würden. Und dann kam die Stunde des Gerichts! Wenn die mauerdicken Dämme ins Wanken gerieten, wenn die wilden, ungebärdig talwärts schießenden Wassermassen sich nicht länger in den künstlich für sie geschaffenen Kanalläufen eindämmen ließen, wenn mit ihnen die schwere Artillerie kam, die entwurzelten Riesenstämme, die aus hunderttausendjähriger Ruhe losgebröckelten Felsen! In ihrem unaufhaltsamen Zerstörungslaufe zerrieben sie im Laufe einer einzigen Nacht, was Hunderte von Menschenzwergen im Laufe von Jahren geschaffen hatten, machten die entweihte, bedrohte Erde wieder zu Gottes Land, verhalfen dem Herrn der Scholle zu gerechtem Siege über seine Bedränger und Widersacher!

Mit wehendem Haar, das Gesicht von Sturm und Regen gepeitscht, stand Tom Dugan vor dem Grabe seiner Frau und rüttelte an den schweren Felssteinen, als wollte er die Schläferin darunter zur Mitwisserin des seine Seele mit übermächtigem Drange erfüllenden Jubels machen.



„Mutter, die Chinookwinde blasen! Sie halten Gericht, Mutter — sie sorgen dafür, daß niemand deine Ruhestätte stören darf!“

Je näher die Mitternacht heraufzog, desto entfesselter wüteten die Elemente. Von den Höhen kam es mit Brausen. Die Schneekronen wankten und stürzten, und statt ihrer plätscherte es kaskadengleich die steilen Lavawände herab, kamen die unterwaschenen Gipfel selbst unter polterndem Getöse herunter.

Jauchzend breitete der alte Mann die Arme nach den leuchtenden Blitzen und den zum Tale niederströmenden Wassermassen aus.

Seine Retter und Befreier!

Sie meinten es freilich beinahe allzu gut. Aber Tom Dugan lachte sorglos, als die Haustür aufgerissen wurde, in deren Rahmen die zitternde Gestalt Emilys sichtbar wurde, das aus der Wohnzimmertür strömende Licht in schwärzliches Gewässer blinkte und er die unterste Verandastufe schon von der bereits an der nächst höheren leckenden Flut bedeckt sah.

„Hat nichts zu sagen, Kind, ängstige dich nicht!“ rief er. „Mag ja sein, daß wir einen nassen Estrich bekommen — das spart ein Aufwaschen! Hohoho, nun haben wir wieder Wasser — und glaub mir, daran wird es in unserem Tale nun nimmer fehlen!“

Nur weitergeblasen, ihr Chinookwinde! Schafft gründliche, ganze Arbeit!

— — — — — — — — — — — — — —

Gordon Harland war mit einem Häuflein Freiwilliger nach der Duganranch unterwegs. Die Sorge um das Schicksal Emilys und ihrer Angehörigen hatte ihn die Gefahren eines Nachtritts verachten lassen. Eine kleine Schar beherzter Männer hatte sich ihm angeschlossen, um der hartbedrängten Rancherfamilie Hilfe

und Rettung zu bringen. Mitleidlos trieb Gordon Harland seinen Gaul immer wieder zu erhöhter Schnelligkeit an.

Auf einmal, noch ungleich plötzlicher als er zum ersten Male tief unter sich die Duganranch erblickt gehabt, sah er sie wieder, graugrün im unirdischen Lichte der niederzüngelnden Blitze. Dann, als lichtlose Finsternis sie wieder umgab, da hörten die Reiter durch das Krachen der Donnerschläge und das Heulen des sie mit heimtückischen Stößen zuweilen schier aus den Sätteln schleudernden Orkans von unten herauf dumpfes Rindergebrüll.

In sausendem Lauf ging es den Zickzackweg hinunter. Fast unaufhörlich leuchteten die Blitze den Pferden. Unten trafen die Reiter mit Bill Dugan zusammen, der unter lautem Geschrei und Peitschenknallen die vielhornige, im Leuchten der Blitze sich wie eine kompakte Masse ausnehmende Herde den Serpentinenweg hinaufzutreiben versuchte.

Sie reichten sich stumm die Hände.

„Reitet voran!“ rief Bill dann rauh. „Ich muß das Vieh erst noch in Sicherheit bringen! Steht meinen Leuten bei!“ Seine Stimme zitterte plötzlich. „Der obere Taleingang ist durch Stämme und Felssteine wie vermauert, sonst hätten wir die volle Überschwemmung schon hier unten! Aber wie lange widerstehen sie dem Wasser? Ich fürchte, daß für unser Tal der Jüngste Tag angebrochen ist!“

Weiter jagten Gordon Harland und seine Leute mit verhängten Zügeln. Den Tallauf hinunter. Als sie den freien Platz vor dem Ranchhaus erreichten, spürten sie, wie ihre Pferde mit den Hufen im Wasser planschten. Wie sie absprangen, reichte ihnen das heftig strudelnde Wasser schon bis zu den Knien.

Ein greller Blitz zeigte Gordon den Rancher. Wie verzückt stand dieser auf der Vorderveranda, deren oberste Stufe schon in der einen weiten See bildenden Flut verschwunden war, und ohne auf den Ankömmling, den er für seinen Sohn halten mochte, weiter zu achten, breitete er begrüßend die Arme nach den gurgelnden Wassermassen aus.

„Gerichtstag!" rief er mit vor Bewegung zitternder Stimme.

„— und Versöhnungstag!" ging es Gordon Harland durch den Sinn.

Er hielt sich nicht länger bei dem Rancher auf, denn unter der Wohnzimmertür erblickte er Emily.

Als diese ihn erkannte, kam ein leichter Schrei über ihre Lippen. Verstört wich sie ins Zimmer zurück.

„Ihr habt gesiegt!" schluchzte sie auf. Geblendet von einem niederflammenden Blitzstrahl schlug sie die Hände vor das Gesicht. Der zugleich dröhnende Donner schien das Haus zersplittern zu wollen. „Ah, das ist unser Letztes — nun kommt das Ende!"

Aber Gordon packte sie beschwörend beim Arm. „Jetzt ist keine Zeit zu unnützem Klagen!" rief er ihr zu. „Wir wollen das Wertvollste zu packen und zu retten suchen. — Faßt tüchtig mit an," wendete er sich an seine ihm ins Zimmer nachgefolgten Begleiter. „In spätestens einer halben Stunde muß das Haus ausgeräumt und wir wieder unterwegs sein!" Dann wieder zu Emily gewendet: „Bill hab' ich weiter oben gesprochen — er wird bald hier sein und uns helfen."

Da kam er auch schon herangeprescht. Wassergarben spritzten an dem vor der überschwemmten Veranda sein Pferd Zügelnden hoch.

„Kommt mit, wir werden die Pferde vor den großen Wagen spannen!" rief er Gordon zu.

„Unsinn!“ unterbrach ihn der herzutretende Rancher. „Laß dich nicht einschüchtern, Bill — das Wasser kann nicht höher steigen, es hat seine Höchstmarke bereits erreicht!“

„Das Wasser hat ja erst zu steigen begonnen!“ rief Gordon Harland. „Wollt Ihr's noch immer nicht begreifen, daß kein Abfluß mehr existiert, Mann? Das Wasser von den Höhen bleibt hier im Tal und wandelt es zum See!“

„Das lügt Ihr, Mann!“ schrie Tom Dugan. „Ich hab' es steigen und wieder fallen sehen, da waret Ihr noch nicht geboren! So hoch war's wie heute auch und fiel doch wieder. Hinten im Felswinkel stürzt der Fluß in die Tiefe, und dorthin ziehen die Wasser ab!“

Ungeduldig rang Gordon die Hände. „Früher wohl, aber heute nicht mehr! Heute wehrt ihnen die Talsperre den Ablauf. Eure Chinookwinde haben nur verfrüht zustande gebracht, was die Talsperre nach ihrer Vollendung für immer bewirken wird: in wenigen Stunden wird Euer Tal zum See!“

Das fanatische Lachen des alten Mannes unterbrach ihn. „Es braucht stärkere Leute als euch, um mit den Chinookwinden fertig zu werden!“ rief er. „Schaut zu, was morgen aus euern Dämmen geworden ist!“

Vorüber an ihm eilte Gordon wieder ins Haus, während Bill draußen einen harten Kampf mit den geängstigten Pferden zu bestehen hatte. Was immer ihm in die Hand kam, trug Gordon hinaus und brachte es in dem inzwischen von Bill vor die Veranda geschobenen Wagen unter. Geisterbleich, mit stoßweisen Atemzügen wie ein vor sich hinschluchzendes Kind half Emily den im Schweiße ihres Angesichts schaffenden Männern.

Es blieb nicht mehr viele Zeit übrig. Nur die leich-

teren Möbelstücke, ferner Kleider, Haus- und Küchengerät in Körben und Säcken konnte man noch unter die wasserdichte Wagenplane schaffen.

Schließlich war das Wasser an den im Zimmer Weilenden schon kniehoch gekrochen. Nur mit Mühe konnte Emily sich noch aufrecht halten. Unausgesetzt rüttelte das verheerende Element an den Grundpfeilern des Hauses, immer bedrohlicher gerieten die Mauern, so fest gefügt sie auch waren, ins Wanken.

„Das geht vorüber. Mit dem Morgen zieht das Wasser wieder ab!“ erklärte Tom Dugan.

„Dann kehren auch wir wieder zurück!“ rief Bill von draußen. „Jetzt aber kommt — kommt endlich!“

„Flieht ihr,“ sagte Tom Dugan, „ich hüte mein Haus!“

„Aber das ist ja der helle Wahnsinn!“ rief Gordon.

Emily warf sich dem Vater schluchzend an die Brust. „Komm, Vater — oder ich bleib' bei dir!“

„Ich hüte mein Haus!“ beharrte der alte Mann. „Geht ihr nur — ich fürchte mich nicht. Das Wasser verläuft sich — und morgen ist alles, wie es war, ehe ihr mit eurer Talsperre kamt!“

„So geht an Euerm Eigensinn zugrunde, wenn Ihr's durchaus so haben wollt! Aber Emily darf nicht bleiben — sie gehört mir! Versteht Ihr, mir gehört sie — und ich rette sie auch gegen ihren Willen!“

In großer Erregung suchte Gordon die Geliebte von ihrem Vater loszumachen.

Aber sie klammerte sich laut aufschluchzend an dessen Brust. „Laßt mich — ich will bleiben, mit meinem Vater will ich leben und sterben!“ schluchzte sie krampfhaft auf.

Aber Harland ließ in seinen Bemühungen nicht nach. „Magst mich hinterher schelten, so viel du willst,“

raunte er ihr zu, „aber jetzt mußt du dich von mir in Sicherheit bringen lassen — komm!“

„Ich bleib', wo mein Vater ist!“ schrie sie noch einmal verzweifelt.

„Wollt Ihr Euer eigen Fleisch und Blut morden?“ schrie der Ingenieur den Rancher nun an. „Soll das liebe Mädel Eures Dickkopfs halber elendiglich ertrinken müssen?“

Wie aus einem Traume erwachend, starrte Tom Dugan mit weitgeöffneten Blicken um sich. „Em'ly — mein Kind — mein Liebling!“ stöhnte er auf.

„Ich bleib' bei dir, Vater — und muß es gestorben sein, so erbarme Gott sich unser. Ich verlass' dich nicht!“

Noch eine Sekunde voll verzweifelten Seelenkampfes verstrich. Dann preßte Tom Dugan sein Kind an sich und hob es hoch. „Nein, Em'ly, sterben sollst du nicht müssen! Wie sollt' ich sonst der Mutter unter die Augen treten können — komm!“

Mit Emily in den Armen watete er zur Tür.

Gordon wollte die Hängelampe auslöschen.

Da wehrte er mit energischem Kopfschütteln seinem Vorhaben. „Wenn schon mein Glück untergehen muß, so mag's mit brennenden Lichtern geschehen!“ sagte er dumpf.

Als letzter, immer noch die an seinem Herzen weinende Tochter im Arme, verließ er das Haus. Das Tor konnte er nicht mehr schließen, denn das Wasser stand schon über dem Türschloß.

Unter dumpfem Angstgewieher zogen die Pferde an. Als das Gefährt sich seinen Weg durch die strudelnde Flut, vorüber am wellenumtosten Grabe, mühselig erkämpfte, kam ein Schluchzen über die Lippen des alten Mannes, der neben dem Wagen einherritt, ohne Emilys Hand loszulassen.

„Mutter, ich komm' wieder zu dir — wir bleiben beisammen, Mutter!“ schrie er durch das Brüllen der Donnerschläge.

Nun ging es das Tal hinauf, und endlich war die sichere Höhe erreicht, und die abgerackerten Pferde durften sich verschnaufen.

Das Gewitter hatte sich ausgetobt, und auch der Sturm ebbte ab. Dafür senkten sich riesige Wolkenmassen tief zur Erde, und der Regen goß weiter. Auch die lastende Schwüle hielt an, und statt der grollenden Donnerschläge hörte man nun das geschwätzige Plätschern der an den Felsmauern niederrieselnden Schneegewässer und das hohle Rauschen des unten im Talkessel noch unablässig steigenden Flusses.

Emily litt es nicht länger im Wagen. Sie sprang ab und trat dicht an den Abgrundrand, wo bereits Gordon Harland stand, der sein Pferd mit der einen Hand beim Zügel gefaßt hielt.

Von unten herauf grüßte noch immer das von der Hängelampe im Wohnzimmer ausstrahlende Licht. Durch die Fenster, bis zu deren Simsen die gefräßige Flut bereits hochgestiegen war, leuchtete die Lampe auf ein wildbewegtes und unübersehbares Meer.

Durch die schweren Wolken begann der junge Tag zu dämmern und ließ die Taltiefe noch schwärzer und trostloser verlassen erscheinen.

„Verloren — heimatlos!“ kam es aufschluchzend von Emilys Lippen.

„Das Tal unten konnte nicht immer grünen — seine Zeit ist um!“ sagte Gordon ernst. „Aber heimatlos bist du darum doch nicht geblieben, arme liebe Emily. Darf ich dir fortan Vaterhaus und Heimat ersetzen, darf ich deines Vaters Sohn werden — willst du?“

Als er sie an sich zog, da fühlte er keinen Widerstand

mehr. Weinend ließ sie sich von ihm an die Brust ziehen, und mit geschlossenen Augen, wie um das Schreckliche unten in der Tiefe nicht länger sehen zu müssen, ruhte sie an seinem Herzen.

Auch Tom Dugan war vom Pferd gestiegen und bis dicht an den Abgrundrand vorgetreten — wie damals vor langen Jahren, als sein verheißenes Land ihn zum ersten Male von der nämlichen Stelle gegrüßt hatte. Damals war sein junges Weib neben ihm gestanden, hatte verklärt lächelnd ihn angeblickt, zum Tal hinuntergedeutet und gesagt: „Dort soll unsere Heimat sein!"

Für die Ewigkeit hatten sie geplant und gebaut. Nun wankte unten das Haus. Das Wasser wusch zwischen den aufeinandergetürmten Steinen. Längst hatte es die Scheiben eingedrückt. Das Wohnzimmer war noch der einzige lichte Fleck. Und jetzt begann auch die Lampe zu flackern. Vom Wasser getragen hob sich der Tisch, der ein Menschenalter unter ihr gestanden, zu ihr empor. Nun stieß er gegen sie, und sie begann pendelnd zu schwanken. Immer stärker flackerte die Flamme — und dann erlosch sie plötzlich.

Nun war es völlig Nacht da unten geworden. Da unten starb, was sie liebgehabt — sie konnten es nicht abwenden.

Dann kam aus der Tiefe ein Krachen und Splittern, dazwischen das klatschende Anschlagen hochspritzender Wellen.

Angstvoll suchte Tom Dugans Blick die Stelle, wo er das Grab seines Weibes wußte. Fahl leuchtete nun der junge Morgendämmer auch in die Tiefe. Dort war jetzt alles verschwommen grau in grau. An den festgetürmten Steinen kroch die zerstörende Flut hoch. Wenn zuweilen eine Gischtwelle brandend hochschlug,

konnte man meinen, auf den Steinen stände eine weißverschleierte Gestalt und winke.

Tom Dugan stand mit weitgeöffneten, starren Augen. Er wenigstens sah sein verklärtes Weib in schimmerndweißem Gewande auf dem Grabhügel stehen und ihm zuwinken. Durch das ungewisse Dämmerlicht glaubte er ihre vertrauten Züge, ihre winkenden Hände deutlich erkennen zu können.

Bis die Flutmassen auch am Grabe ihr Zerstörungswerk vollendet und die hochgetürmten Steine unterwühlt hatten. Wie sie nun auseinanderbrachen und in der hochaufschäumenden Flut verschwanden, da sah es sich beinahe an, als schwebe über ihnen ein weißes, schleierhaftes Gebilde, winke und flöge aufwärts zu den in ergriffenem Schweigen Stehenden.

Der Wind schlug plötzlich um und wehte den Regen gegen die Gesichter der kleinen Gruppe, weich und lind, als wolle er sie tröstend liebkosen.

Ein Schauer ging durch Tom Dugans mächtige Gestalt, und er streckte die Hände aus, als wolle er etwas Unsichtbares, das plötzlich neben ihm stand, begrüßen.

„Mutter — nun versteh' ich deine Meinung!" flüsterte er und blickte so seltsam eigen, als schaue er in ein gütiges Lächeln, das außer ihm niemand sehen konnte. „Du weilst nicht länger mehr da unten, du kamst zu mir und — du bleibst bei mir! — Ach, Mutter, nun mögen die Wasser brausen! Ich hab' dich und ich halt' dich — du bist wieder bei mir!"

Der Rancher achtete nicht auf die verwunderten Blicke der um ihn Stehenden. Wie er ihnen zunickte, waren seine Augen klar wie immer.

„Vorwärts!" sagte er. „Wir sind wieder beisammen, keiner fehlt uns mehr — und nun des Weges weiter, wohin der Herr uns führt!"

* * *

Gordon suchte den Rancher in der Bretterhütte auf, in der die Familie einstweilen Unterkunft gefunden, nachdem sich herausgestellt hatte, daß das Hochwasser sein Zerstörungswerk gründlich besorgt und den Talkessel dauernd unter Wasser gesetzt hatte.

Mit einem Briefe in der Hand trat er vor den alten Mann.

„Joe hat an mich geschrieben,“ sagte er mit einem strahlenden Seitenblicke auf die errötende Emily, „er weilt jetzt in Neumexiko, und seiner Behauptung nach gibt es dort gutes Land zu wahren Spottpreisen zu kaufen. Er läßt Euch durch mich den Vorschlag machen, dorthin zu kommen und Euch dort anzukaufen. Was meint Ihr dazu?“

In den letzten Wochen war Tom Dugan ein ganz anderer geworden. Er hatte in seiner Streitsache mit der Baugesellschaft dem Ingenieur völlig freie Hand gelassen und die ihm bewilligte Entschädigungssumme angenommen, ohne ein Wort dazu zu sagen.

„Überall ist Gottes Erde,“ erklärte er nun, „und Joe weiß, was wir für Land gebrauchen. Nun die Mutter wieder bei mir ist, geh' ich bis an das Ende der Welt. Aber was soll aus Euch werden, Gordon — ich kann mich nicht von Emily trennen!“

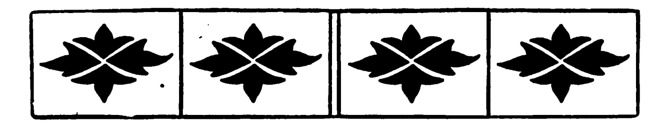
„Das sollt Ihr auch nicht, denn wir bleiben beisammen!“ erklärte Gordon im Tone freudiger Zuversicht. „Ich habe von der Gesellschaft meine Entlassung erbeten und erhalten. Die Dammbauten sind ohnehin nahezu fertig und haben die Wasserprobe glänzend bestanden. Was noch zu tun bleibt, kann auch ein anderer vollbringen. Laßt mich Euer Sohn ganz sein — Eure rechte Hand im Verein mit Bill auch bei der Arbeit. Die Erde lockt und ruft mich. Nachdem ich die Freiheit gekostet, mag ich nicht mehr zum Bann

der Großstadt zurückkehren — ein freies, glückliches Dasein an Emilys Seite winkt mir als höchstes Lebensglück!“

Da schlug Tom Dugan wortlos in die ihm dargebotene Hand. Er war viel zu bewegt, um sprechen zu können, und als die Liebenden sich in seliger Umarmung hielten, nickte er immer wieder vor sich hin.

„Mutter,“ flüsterte er mit zitternder Stimme, „nun hat uns der Himmel noch einen neuen, lieben Sohn dazugeschenkt. Nun wird auch unsere Emily wieder klare Augen bekommen — und morgen gehen wir wieder zusammen auf die Suche nach neuem Eigenland, du und ich, zusammen mit unseren lieben Kindern.“





Pariser Straßenberufe.

Von A. O. Klaußmann.

Mit 9 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Mit vollem Recht hat man die Boulevards von Paris, besonders die großen Boulevards, das „Herz Frankreichs" genannt. Auf diesen breiten, zusammenhängenden Straßenzügen, die Napoleon III. durch seinen Präfekten Haußmann durch das Gewirr der engen und schmutzigen Gassen der Pariser Altstadt brechen ließ, spinnt sich in der Tat bei Tage und bei Nacht das Leben und Treiben des Parisers ab, sowohl dessen, der seinen Beschäftigungen nachgeht, als desjenigen, dem es seine Verhältnisse gestatten, zu „flanieren". Die Elysäischen Felder und der Tuileriengarten sind der große Festplatz von Paris, auf dem sich die offiziellen Veranstaltungen abspielen. Aber wer das eigentliche Leben und Treiben der Bevölkerung von Paris kennen lernen will, der muß seine Studien auf den Boulevards machen.

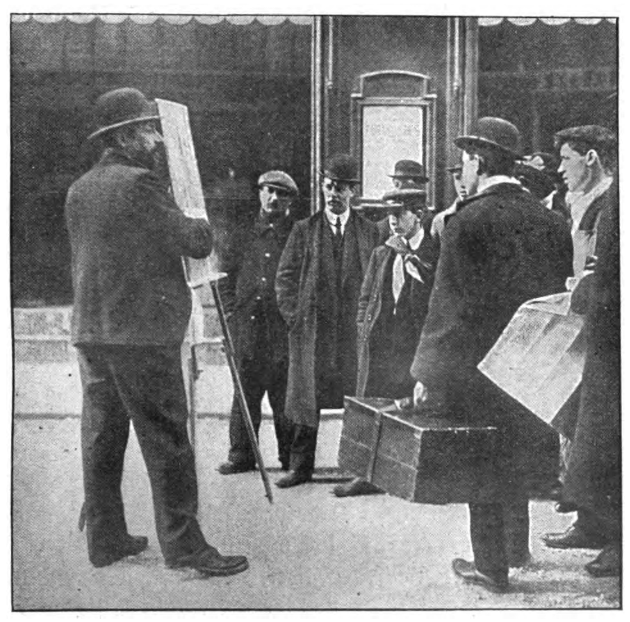
Beginnen wir unsere Wanderung auf dem Bastilleplatz, und gehen wir den Boulevard Beaumarchais hinauf. Hier begegnen uns eine Menge von Menschen, denen man es ansieht, daß sie nicht nur zum Spazierengehen, sondern ihrer Geschäfte halber unterwegs sind. Man findet bei ihnen nicht das überhastete Eilen des Berliners, noch den finsteren Geschäftsernst des Engländers. Diese Leute haben noch einen Augenblick Zeit

übrig neben ihren Geschäften. Auf den Straßendämmen flutet ein ungeheurer Verkehr von Omnibussen, Straßenbahnwagen, Droschken und Equipagen. Die fünf- bis siebenstöckigen Häuser zur Rechten und Linken des breiten Fahrdammes weisen in ihren Erdgeschossen ausnahmslos glänzende Läden auf. Es fällt uns vor allem auf, daß Schuhwaren, Korsette, Delikatessen, Hüte und Modewaren zum Verkauf gehalten werden, und schon nach kurzer Zeit entdecken wir, daß es ungemein viele Friseure und Haarhändler in Paris gibt.

Man sollte also kaum glauben, daß auf den Boulevards noch ein anderer Verkauf als in diesen glänzenden, mit allem Raffinement der Schaufensterdekoration und des modernen Komforts ausgestatteten Läden möglich wäre. Aber es drängen sich uns neben den Blumenverkäuferinnen und den Camelots, die besonders Zeitungen und politische Flugblätter verkaufen, noch andere Typen auf, so charakteristisch und eigenartig, wie man sie eben nur auf den Pariser Boulevards finden kann.

Das sind Leute, die ihr tägliches Brot auf den Boulevards erwerben, die sich ihre Einnahme dadurch verschaffen, daß sie in origineller Weise etwas zum Verkaufe anbieten oder eine Kunst vorführen. Erfolge für sie sind nur bei einem Publikum möglich, das den Wohltätigkeitssinn hat, den der Pariser, noch mehr aber die Pariserin besitzt. Sie sind nur möglich dort, wo eine außerordentlich nachsichtige Polizei niemand etwas in den Weg legt, der die Absicht hat, sich ein paar Centimes zu verdienen, selbst wenn sein Gewerbe nichts anderes ist als ein verkappter Bettel. Aber die Passanten sowohl wie die Polizisten gönnen dem Unglücklichen den Selbstbetrug, der durch sein Gebaren glaubt, er sei ein „Händler" oder ein „Künstler", während er doch nichts weiter tut, als Almosen zu fordern.

Gegen solche Zumutung würde sich zwar gewiß der „Geschäftsmann" sträuben, der eine Menschenmenge um sich versammelt, um auf einer schwarzen Tafel mit Kreide Rechenexempel niederzuschreiben und zu lösen. Wir sehen es auf dem Bilde, daß sich kein weibliches



Der Erfinder eines neuen Rechensystems erklärt seine Methode, bevor er seine Broschüre anbietet.

Wesen für seine Künste interessiert; aber die Männer, besonders die jüngeren, lauschen seinen Erklärungen und haben Interesse daran, denn er zeigt eine neue Methode des Rechnens, ein abgekürztes Verfahren für Subtraktionen, Multiplikationen und Divisionen. Für den Mathematiker und den routinierten Kaufmann sind diese abgekürzten, angeblich neuen Methoden etwas

sehr Altes; das Publikum aber, vor dem der Rechenkünstler seine Gratisvorlesung hält, folgt gerne seinen Ausführungen, denn es scheinen da allerlei Vorteile in der schwierigen Kunst des Rechnens geboten zu werden. Natürlich erzählt der Rechenkünstler auch von ungeheuren Vorteilen, welche die abgekürzte Methode bringen werde; er verspricht den Zuhörern, sie würden sich niemals verrechnen, wenn sie sich seiner Methode bedienten, und schließlich greift er in die Tasche und bietet Broschüren an, in denen das „neue" Rechensystem erklärt und mit Beispielen und Erläuterungen versehen ist. Sein ganzes Jackett hat inwendig Taschen, die dick mit diesen Broschüren vollgestopft sind, die nur wenige Centimes kosten und von Interessenten gekauft werden, weil das Risiko eben kein allzu großes ist.

Weiter oben an dem alten Triumphbogen der Porte St. Denis, auf dem Boulevard gleichen Namens, sehen wir wieder einen Haufen Menschen um einen Mann versammelt, der auf der Erde hockt und große weiße Bogen mit Schriftzügen bedeckt. Er hat diese weißen Bogen mit Steinen beschwert, damit sie der Wind nicht entführt. Mit kühnem Schwung und kräftiger Hand zieht er Schriftzüge auf die weißen Bogen — es ist ein Händler mit Füllfederhaltern, der hier seinen Zuschauern vor Augen führt, welch wundervolle Leistungen man mit den bei ihm gekauften Schreibwerkzeugen erzielen kann. Es ist freilich wohl hundert gegen eins zu wetten, daß der Füllfederhalter, mit dem der Händler schreibt, der beste seines ganzen Vorrats ist, daß die anderen Exemplare, die er für billigen Preis verkauft, an Schreibfähigkeit und Dauerhaftigkeit dem Paradefüllfederhalter, den er da vorführt, bei weitem nicht gleichkommen, und daß sie in noch höherem Maße als sonst alle die Tücken besitzen, durch die ein Füll-

federhalter seinen Besitzer über kurz oder lang zur Verzweiflung zu bringen pflegt.

Wir haben den Boulevard des Italiens erreicht und kommen an der Oper vorüber. Jetzt sind wir auf dem Höhepunkte der großen Boulevards, dem Dorado der



Ein Verkäufer von Füllfederhaltern breitet seine Schriftproben auf der Erde aus.

Fremden, dem Hauptquartier der vornehmen Flaneure, die hierher kommen, um zu sehen und gesehen zu werden, und für welche die Arbeit keine Notwendigkeit ist. Man sieht es auch den zahlreichen Passanten an, daß sie lediglich ihrem Vergnügen und nicht einer ernsten Beschäftigung nachgehen. Sie sind alle in bester Stim-

mung, sie haben Geld in der Tasche und huldigen dem Grundsatz: Leben und leben lassen.

Wieder eine Menschenansammlung, die sich beständig vergrößert. Wir treten neugierig heran und



Der „Weltweise aus dem Morgenlande" versammelt eine ungeheure Menge, um nachher Zigarettenpapier zu verkaufen.

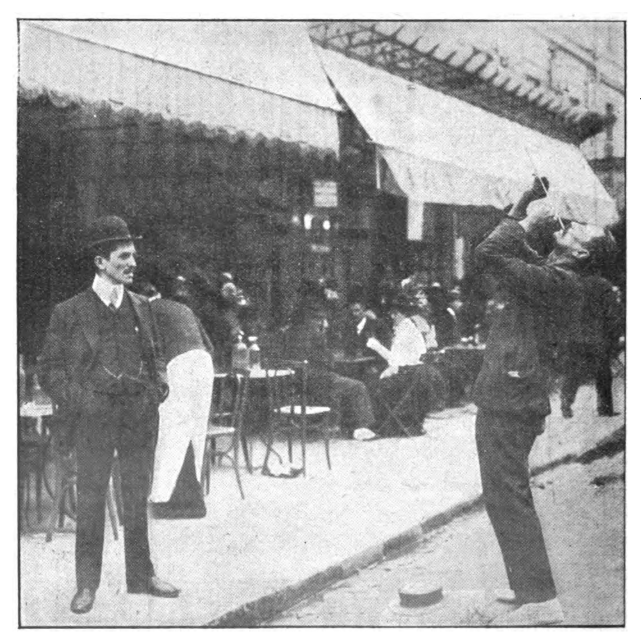
trauen unseren Augen nicht, als wir inmitten der Menschenmenge, die sich langsam fortschiebt, einen echten Magier erblicken. Wir kennen ja aus den Märchenbüchern und von der Bühne her das Kostüm des Magiers, zu dem nach ungeschriebenem Gesetze ein lang herabwallendes, talarartiges Gewand in bunten Farben und eine hohe spitze Mütze gehört. Einen solchen Magier

haben wir vor uns. Der lange Bart paßt vortrefflich zu dem Magiergewande, und das Benehmen dieses Weisen aus dem Morgenlande ist ein höchst sonderbares. Hängt er geheimnisvollen Zauberproblemen nach, sucht er den Stein der Weisen, ist er der Welt entrückt durch die ernsten Gedanken, die ihn bewegen? Er blickt zu Boden, bleibt endlich stehen, gestikuliert, murmelt unverständliche Worte und geht weiter. Die neugierige Menge folgt ihm. Wiederum bleibt der Magier stehen, hebt die Hände beschwörend zum Himmel empor, wenigstens die eine Hand, denn in der anderen trägt er einen großen Karton, und blickt nach den Dächern und den zahlreichen Kaminröhren, die auf jeden Schornstein des Pariser Hauses aufgesetzt sind.

Auf den Gesichtern der Leute, die dem Magier neugierig folgen, sieht man ein liebenswürdiges Lächeln. Nirgends hört man ein Wort der Verhöhnung oder des Spottes. Jetzt bleibt der Magier stehen und beginnt zu reden. Ein zehnfacher Kreis von Neugierigen umsteht ihn. Er spricht gut und mit dem ganzen Pathos und dem lebhaften Gebärdenspiel des Franzosen. Er erzählt in humoristischem Tone von den Forschungen, die er auf dem Gebiete der höheren Magie gemacht hat, und — bietet dann aus seinem Karton Zigarettenpapier zum Kauf an. Die Käufer sind überrascht, aber sie lachen. Zigarettenpapier braucht jedermann, denn der Pariser dreht sich selbst seine Zigaretten, um nicht für die Zigaretten, die aus den Staatsmonopolfabriken stammen und die teuer und schlecht sind, unnützes Geld auszugeben. Es hat zwar wohl jeder der Raucher, die anwesend sind, ein oder mehrere Pakete Zigarettenpapier bei sich, aber sie kaufen doch. Sie freuen sich über die originelle Art und Weise, in der dieser Mann seine Ware loszuwerden sucht. Und nicht nur Ware

und Geld werden zwischen dem Magier und den Käufern ausgetauscht, sondern auch verbindliche, höfliche Redensarten.

Der lange Marsch hat uns müde gemacht; wir beschließen, auf der Terrasse eines Cafés auszuruhen.



Der Degenschlucker, der sich vor einem Café produziert.

Das Wort „Terrasse" muß man nicht in dem Sinne verstehen wie bei uns in Deutschland. Die Cafetiers, welche sich an gewissen Stellen der Boulevards fast in jedem Hause finden, setzen einfach im Sommer einen Teil ihrer Stühle und Tische auf das Trottoir, spannen ein Leinwandschutzdach darüber — und fertig ist die „Terrasse". Es sitzt sich köstlich in diesen Pariser Kaffee-

häusern auf den Boulevards, weil man hier wie in einer Theaterloge das gesamte Auf- und Abfluten des Pariser Lebens so bequem beobachten kann.

Da erscheint ein Mann, der sich vor den Tischen aufstellt, sich höflichst verbeugt, seinen Strohhut auf die Erde legt, unter seinem etwas fadenscheinigen Jackett einen Degen mit dünner Klinge herausholt und sich dann hinstellt, um diesen Degen durch den Mund regelrecht in die Speiseröhre hinabgleiten zu lassen. Es ist ein sogenannter Degenschlucker, der seine Künste produziert. Er spricht kein Wort, er schreit nicht, er geht auch nicht etwa, nachdem er den Degen wieder aus dem Leibe herausgezogen hat, mit dem Hute in der Hand sammeln. Aber hier und dort von den Tischen winkt man ihn heran und drückt ihm ein Kupferstück in die Hand. Einen Sou hat man für einen solchen Mann immer übrig. Manchem Kaffeehausbesucher und mancher Besucherin mag es unappetitlich gewesen sein, dem Mann bei seiner Degenschluckerei zuzusehen; aber sie äußern sich nicht abfällig über ihn, noch weniger machen sie ihm Vorwürfe, und schließlich reichen sie ihm doch eine Kupfermünze.

Wir nehmen unseren Spaziergang wieder auf und gehen nach Nordwesten über den Boulevard Haußmann, bis wir nördlich von dem Platze, auf dem der Triumphbogen steht, in die sogenannten Außenboulevards gelangen, die wir nunmehr nach entgegengesetzter Himmelsrichtung als bisher verfolgen. Über die Boulevards de Courcelles und de Batignolles gelangen wir in die Arbeiter- und Studentenviertel von Paris. Noch immer sind die Boulevards gewaltig breit und von hohen Häusern besetzt; auch die doppelten Baumreihen fehlen nicht, und selbst hier wird man Eleganz und verlockende Aufmachung in den Läden nicht vermissen, wenn auch

natürlich die Ausschmückung und die ausgestellten Waren sich mit den Schaufenstern auf den großen Boulevards nicht messen können.

Hier fallen uns unter den Passanten die Soldaten aus den benachbarten Kasernen auf, die Kindermädchen,



Der Fesselungskünstler auf einem der äußeren Boulevards.

die Dienstmädchen und Köchinnen, die Arbeiterfrauen, die Studenten, die Künstler in ihren etwas gewagten Kostümen. Hier hat man nicht viel Zeit zum Flanieren und Bummeln, aber doch immerhin noch so viel Zeit, um seine Neugier zu befriedigen. Hier finden sich die eigenartigen Darbietungen der Leute, die sich ein paar Centimes verdienen wollen, in derberer Gestalt und

eben auf ein anderes Publikum berechnet als auf den großen Boulevards. Und mit wie geringen Mitteln werden diese Vorführungen inszeniert! Unser Bild auf Seite 184 zeigt uns einen Fesselungskünstler oder vielmehr einen Befreiungskünstler. Ein altes Stück Packleinwand wird auf die Erde gelegt. Der Befreiungskünstler benützt diese Packleinwand als Unterlage und



Ein Kopfakrobat auf den Boulevards.

wird von seinem Genossen (links auf dem Bilde) nach allen Regeln der Kunst so gefesselt, daß es unmöglich scheint, sich ohne fremde Hilfe zu befreien. Während aber dann der Gehilfe des Fesselungskünstlers plaudernd im Kreise der Neugierigen herumgeht, um ihre Auf-

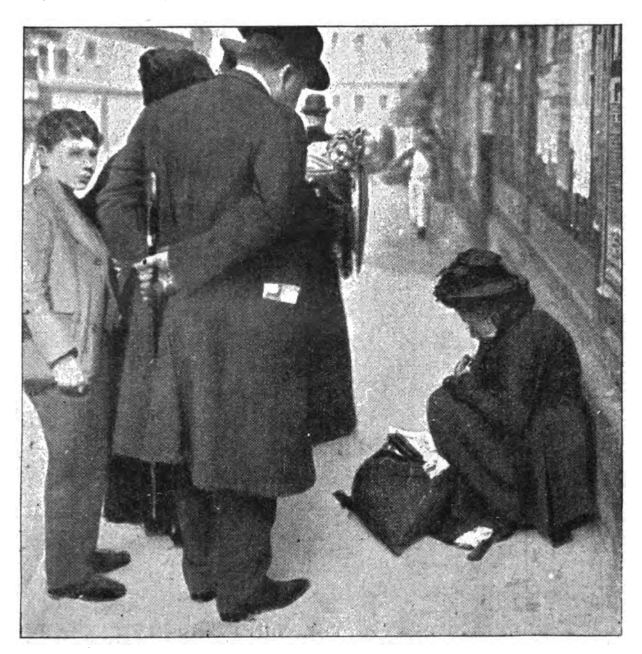
merksamkeit auf sich zu lenken, hat sich der Fesselungskünstler mit einigen kühnen Griffen rasch so weit befreit, daß er von selbst aufstehen und einige Schritte herumgehen kann.

Man spendet einige Kupferstücke, und die beiden Geschäftsleute nehmen die Stricke und die alte Packleinwand auf, um eine Strecke weiter ihre Künste von neuem zu produzieren. Der Pariser ist eben wohlwollend, auf den Außenboulevards vielleicht noch wohlwollender als dort, wo die vornehme Welt sich ein Rendezvous gibt; sagt doch das Sprichwort, das bei allen Völkern Gültigkeit hat: „Ein armer Mensch hat ein gutes Herz." Deshalb findet auch noch der „Gamin" eine kleine Einnahme, der vor den Kaffeehäusern der äußeren Boulevards Rad schlägt, auf dem Kopfe steht oder andere Künste sehen läßt, die beweisen, daß der menschliche Kopf ebensogut als Ramme und Hammer, wie zum Denken benützt werden kann.

Eine versteckte Bettelei und nichts weiter betreibt die Wahrsagerin, die an einer Hauswand sitzt, sich von den Passanten die Hand zeigen läßt und dann für zehn Centimes dem Bezahlenden auf einen Zettel Angaben niederschreibt, wie sich seine Zukunft gestalten wird. Der Franzose ist abergläubisch, und es macht ihm Spaß, den Zettel, der Andeutungen über seine Zukunft enthält, seinen Familienangehörigen und seinen Freunden zu zeigen. Er weiß auch, daß die Prophezeiung für die Zukunft um so besser ausfällt, je wertvoller das Geldstück ist, das man in die Hände der alten Sibylle legt, und deshalb hat diese Pariser Boulevardpythia wahrscheinlich eine vielfach größere Einnahme, als wenn sie nur die Hand ausstrecken würde, um eine Gabe zu heischen.

Gutmütige Menschen sind auch immer sentimental

und sind dankbar, wenn man ihnen etwas Sentimentales bietet, ihnen vielleicht sogar Tränen der Rührung entlockt. Das haben sich auch die beiden Straßenmusikanten gesagt, die unser Bild auf Seite 188 darstellt. Sie wissen,



Eine Wahrsagerin schreibt jedem Interessenten seine Zukunft auf.

daß sentimentaler Gesang noch rührender wirkt, wenn er von den sanften, klagenden Tönen eines Harmoniums begleitet wird. Mit großer Geschicklichkeit haben sie sich ein altes Harmonium so hergerichtet, daß sie es mit Leichtigkeit in den Straßen herumtragen können. Ein zusammenklappbarer Stuhl für den Harmoniumspieler, ein Kasten, der die Noten enthält, wird von den beiden

kräftigen Männern leicht mitgetragen. In den Arbeitervierteln, in der Nähe von Kasernen und Hospitälern setzen sie das Harmonium mitten auf die Straße nieder und beginnen ihre Vorführungen. Bald ist auch ein



Pariser Straßenmusikanten, die ein Harmonium mit sich führen.

zahlreiches Publikum versammelt, das andächtig lauscht. Der „Piou-Piou"*) denkt bei dem sentimentalen Gesang an die ferne Heimat und an das liebe Mädchen, das er dort zurückgelassen hat, und die auf einem Einkaufsgange begriffene Köchin erinnert sich vielleicht bei dem Gesang mit Rührung des Ungetreuen, der sie erst

*) Spottname für den französischen Infanteristen.

vor kurzem sitzen ließ. Sie alle haben eine Kupfermünze übrig für die ausübenden Künstler, die mit Musik und Gesang sich in ihr Herz stehlen und ihre Rührung wecken.

Längst haben wir unsere Schritte nach Süden gelenkt und sind auf den Boulevard de Sébastopol gelangt, der uns an den riesigen Markthallen vorüberführt. Außer den Gemüseverkäuferinnen, die den prunkenden Namen „Händler der vier Jahreszeiten“



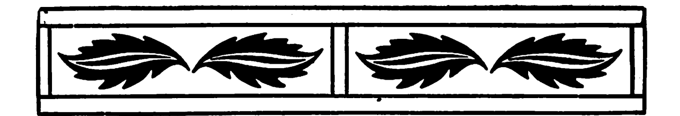
Der Verkäufer eines neuen Schuhknöpfers.

führen, und den Suppenverkäufern, die eine dunkle, nicht übel duftende Suppe, nach deren Zutaten man sich nur nicht allzu genau erkundigen darf, an Liebhaber abgeben, finden wir noch einen absonderlichen

Verkäufer, der Schuhknöpfer an Mann und Frau bringen will. Die liebe Weiblichkeit und Männlichkeit in Paris hält außerordentlich viel auf ihr Äußeres und versteht selbst mit geringen Mitteln sich modern und elegant herauszustaffieren. Weil geknöpfte Schuhe einen eleganten Fuß machen, ist der Knöpfschuh, den man bei uns selten findet, in Paris allgemein verbreitet. Einen Schuhknöpfer braucht daher jedermann, und ein neuartiger Schuhknöpfer, mit dessen Hilfe man rascher fertig wird als mit dem alten Modell, kann immer auf Käufer rechnen. Die Hauptsache ist, daß man dem Publikum praktisch vorführt, wie sehr sich der Schuhknöpfer bewährt.

Der Verkäufer hat sich ein dreibeiniges Stativ aus Eisenstangen hergerichtet, das er überall leicht aufschlagen kann, und das zur Stütze für den Fuß dient, dessen Schuh er knöpfen will. Natürlich muß der Verkäufer einen kleinen eleganten Fuß und neue elegante Fußbekleidung haben und große Gewandtheit im Auf- und Zuknöpfen der Schuhe besitzen. Dann zieht er nicht nur Neugierige, sondern auch Käufer heran und kann mit seinem Tagewerk zufrieden sein, wenn das Nachtdunkel wie eine Wolke von oben her in die Straßen hineinsinkt und überall die elektrischen Lichter aufflammen.





Der Gewissensdoktor.

Eine Geschichte zum Nachdenken. Von A. Erbstein.

(Nachdruck verboten.)

Ernst Kaspar, seit einem halben Jahre wohlbestallter Doktor der Philosophie, saß sehr traurig auf seiner Bude. Seine Niedergeschlagenheit war leicht begreiflich, denn er litt buchstäblich Hunger. Sein reiches Wissen nützte ihn gar nichts, mit dem Beweise, daß in einem Kubikzentimeter Gas siebenundzwanzig Trillionen Atome enthalten sind, konnte er kein Brot schaffen, kein Schneider gab ihm Kleider für die Mitteilung, daß die Apfelbäume zu blühen beginnen, wenn im Erdboden in einer Tiefe von einem halben Meter eine Temperatur von zehn Grad Celsius herrscht.

Sein Sinnen und Brüten endete schließlich mit dem Entschlusse, am nächsten Tage die Stelle eines Schaffners bei der städtischen Straßenbahn anzunehmen, wenn ihm bis dahin nichts Besseres einfallen sollte.

Während er aber die Lampe ausdrehte, was er aus Sparsamkeit stets schon vor dem Auskleiden tat, erheiterte sich plötzlich seine Miene. Er hatte einen guten Gedanken.

Am nächsten Morgen ging er in der Tat nicht zur Direktion der städtischen Straßenbahnen, sondern in ein Zeitungsbureau und gab dort folgende Anzeige auf: „Gewissensdoktor befreit nach einer streng wissenschaft-

lichen Methode von jeder Seelenangst, heilt alle Herzenswunden, löst peinigende Zweifel, vertreibt Gewissensbisse und gibt dem Leben die wahre Richtung.“ Er fügte noch seine Adresse und die Aufforderung hinzu, für den ersten Rat eine Zehnmarknote beizuschließen.

Dann bezahlte er das Inserat mit den letzten Nickelstücken, die ihm in dem vorhergegangenen Kampfe ums Dasein geblieben waren, und ging in gehobener Stimmung heim. Kein Zweifel, dachte er sich, es gibt genug Leute, die von irgendwelchen Gewissensbissen gequält werden, denen an einer Banknote nichts liegt, die eine Hilfe brauchen, die nur der geben kann, der so wie ich alle Geheimnisse des Lebens kennt. Ich will die Sache ganz ehrlich treiben. Wo kein Rat zu geben ist, will ich auch kein Geld nehmen. So wird Leistung gegen Leistung stehen, ich muß nicht mehr am Hungertuche nagen und kann vielleicht auch Gutes stiften.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Erfolg seiner Idee war bald so groß geworden, daß er eine geräumige Wohnung suchen mußte, denn die meisten Hilfsbedürftigen wendeten sich nicht, wie er gedacht hatte, schriftlich an ihn, sondern kamen persönlich. Nach Ablauf einiger Wochen hatte er schon so viele Fälle, daß er zur Erledigung der schriftlichen Behandlung einen Sekretär aufnehmen mußte, dem er bald auch die einfacheren Sachen zur selbständigen Entscheidung überließ.

Heute herrschte in dem Vorzimmer des vornehmen Empfangsraumes ein besonders lebhaftes Treiben. Lauter vornehme Leute waren gekommen. Arme Schlucker erschienen überhaupt sehr selten, woraus der Doktor den kühnen Schluß zog, daß die Reichen entweder häufiger ein belastetes Gewissen haben oder doch mehr Zeit zu seiner Erforschung und mehr Geld zu

seiner Erleichterung verwenden können. Diese nicht sehr tiefsinnige Betrachtung machte seinem Rufe als Wunderdoktor allerdings wenig Ehre, die Tatsache aber, an die sich diese Betrachtung knüpfte, füllte prächtig seinen Beutel. Auf der silbernen Schüssel, die auf dem Tische in seinem Sprechzimmer stand, lagen wieder eine Menge Banknoten; es war ein ergiebiger Tag gewesen, und alle Kunden bis auf zwei, die noch draußen im Vorzimmer warteten, waren in zweifacher Hinsicht erleichtert von dannen gegangen.

Auf das Glockenzeichen des Doktors trat der erste der beiden, ein älterer, vornehm gekleideter Mann, ins Sprechzimmer ein. Nach der Begrüßung und einigen Fragen und Antworten schilderte er seinen Fall folgendermaßen. „Ich verstehe mich selbst nicht, denn ich fange an, an mir zu verzweifeln," sagte er traurig. „Ich habe eine liebe, gute Frau und eine reizende Tochter. Ich bin beiden sehr zugetan, doch es vergeht kaum ein Tag, an dem ich nicht durch einen unvernünftigen Wutausbruch, durch meinen Jähzorn meine Frau oder meine Tochter unglücklich und mich selbst verabscheuungswürdig mache. So vergifte ich unaufhörlich das Leben der beiden Menschen, die ich am liebsten auf Erden habe. Sehen Sie, Herr Doktor, erst heute früh habe ich meiner Tochter ein mit Honig und Butter bestrichenes Brot an den Kopf geworfen. Ich weiß, daß ich eine Strafe verdiene. Helfen Sie mir, und strafen Sie mich meinetwegen!"

„Können Sie denn Ihr Temperament gar nicht zügeln?" fragte der Doktor.

„Ich strenge mich mächtig an, es zuwege zu bringen, aber —"

„Wenn es so ist, dann gestatte ich mir die Frage: Sind Sie ein Freund vom Gehen in frischer Luft?"

„Nein — das bin ich keineswegs," beteuerte der Mann. Er sagte aber nicht, daß er seine Laufbahn als Laufbursche begonnen hatte zu einer Zeit, da nur wenige Verkehrsmittel vorhanden waren, und daß er seither zum Unterschiede von dieser bescheidenen Anfangsstellung keinen Schritt mehr zu Fuß machte, wenn er es irgend vermeiden konnte.

„Sie hassen also die Bewegung. Nun, ich kann Ihnen aber leider nicht helfen: Sie müssen von heute an jeden Tag mindestens zehn und an jedem Sonntag mindestens zwanzig Kilometer zurücklegen!"

„Das ist ein bißchen arg, Herr Doktor — meinen Sie nicht?"

„Es ist genau die Zahl, die Ihrem Falle entspricht."

„Sie fassen aber Ihre Patienten gar zu scharf an!"

„Sie bezahlen mich für einen streng wissenschaftlichen Rat, und ich darf Ihnen keinen anderen geben. — Guten Tag, mein Herr!"

„Würde ich nicht das gleiche durch eine große Spende für einen wohltätigen Zweck erreichen?"

„Ganz gewiß nicht. Zehn Kilometer täglich, am Sonntag das Doppelte — das ist das einzige wirksame Mittel. Nun wollen Sie mich aber entschuldigen. Es wartet noch eine Dame draußen."

Er ging, befolgte den Rat des Doktors und wurde schon nach einigen Wochen der beste und liebenswürdigste Mensch.

Nach dem Jähzornigen trat ein schlankes Fräulein beim Doktor ein. Ihr schönes Gesicht war in diesem Augenblicke so weiß wie ihr kostbarer Schleier. Sie war anscheinend eines der zarten Geschöpfe, die viel Liebe und Sonnenschein brauchen, denn ihre Augen schauten so furchtsam in die Welt, als ob sie Angst hätten, auf

die unrichtige Welt gekommen zu sein, wo es gar nicht so viel Liebe gibt, als sie täglich brauchen.

„Kennen Sie mich, wissen Sie, wer ich bin?“ fragte sie sogleich mit ihrer glockenhellen Stimme.

„Nein,“ sagte der Doktor ruhig und sah sie scharf an, sich wundernd, daß ein so herrliches Mädchen etwas auf dem Gewissen haben könne.

„Oh, da bin ich sehr froh!“ rief sie aus. „Ich fürchtete nämlich, Sie wüßten, wer ich bin. — Darf ich mir Ihren Rat erbitten?“ Sie legte bei diesen Worten eine blaue Banknote auf den Tisch.

„Bitte, nehmen Sie Platz!“ antwortete der Doktor in freundlichem Tone. „Am besten ist wohl, Sie erzählen mir Ihre Geschichte ohne Umschweife.“

„Ich glaube eigentlich nicht, daß ich etwas Unrechtes getan habe,“ sagte sie. „Ich bin mir keiner Schuld bewußt; aber ich brauche Ihren Rat, der so leidenschaftslos, oder besser gesagt, so unparteiisch als möglich sein soll. Sie dürfen aber dabei nicht gewöhnlich oder hausbacken zu mir reden, sondern müssen meinen Fall im streng ethischen Sinne behandeln.“

„Gewiß, mein Fräulein, dafür haben Sie mich doch bezahlt. Rein wissenschaftlich, nach den ehernen Gesetzen der Ethik will ich Ihren Fall prüfen.“

„Fangen wir also an!“ meinte sie. „Ich bin verlobt.“

„Darf ich Ihnen gratulieren?“

„Nein!“ rief sie ärgerlich aus. „Das ist ja die Sache. Ich liebe den Mann, mit dem ich verlobt bin, nicht in dem Maße, wie ich einen anderen liebe.“

„Warum heiraten Sie dann nicht den anderen?“

„Ich will ja eben von Ihnen hören, welchen von den beiden ich nehmen soll, was das Richtige ist in einem solchen Falle. Ich kann ja meinen Bräutigam so weit

ganz gut leiden, aber den anderen liebe ich. Verstehen Sie mich, Herr Doktor? Den anderen bete ich heimlich an!“

Eine lebhafte Röte schoß bei diesen Worten in ihre zarten Wangen.

„Und die Schwierigkeit?“

„Geld.“

Der Doktor sah enttäuscht darein. Mit solchen Dingen hatte er doch nichts zu schaffen! Aber es schien ihm immerhin eine grausame Sache, daß dieses schöne Mädchen verschachert werden sollte.

Sie erriet seine Gedanken und sagte: „Es ist nicht so einfach, wie Sie glauben. — Sollen die Kinder den Eltern unbedingt folgen?“

„Wenn die Eltern im Rechte sind — ja.“

„Mein Vater hat mich sehr gerne, verhätschelt mich in jeder Hinsicht, und nur seine Liebe zu mir ist der Beweggrund zu dem Wunsche, daß ich den Mann heirate, mit dem ich verlobt bin. Er will nicht, daß ich jemals Not leide. Ich bin übrigens auch gar nicht erzogen worden, um die Frau eines armen Mannes sein zu können. Es wäre daher wohl auch nicht schön von mir, den anderen zu heiraten — nicht wahr?“

„Wie arm ist denn der andere?“

„Er hat ein Einkommen von zehntausend Mark jährlich. Ich muß aber hinzufügen, daß ich beinahe mehr für meine Kleidung brauche.“

Der Doktor sah sinnend vor sich hin.

„Nun, was soll ich tun?“ fragte die Besucherin ungeduldig.

„Was würden Sie tun, wenn der Arme heute abend auf dem Heimwege getötet würde? Nehmen Sie an, Sie würden ihn nie wiedersehen, niemals wieder mit ihm sprechen.“

„Ich weiß wirklich nicht, was ich da —“

„Mehr können Sie mir nicht sagen?“

„Verzeihung, aber er wird ja doch nicht getötet!“

„Ah, Sie weichen meiner Frage aus! Sie wollen also dieser Möglichkeit gar nicht in die Augen sehen. Oder doch? Was würden Sie also tun?“

„Ich glaube, ich würde überhaupt nichts mehr tun, denn ich stürbe vor Schreck.“

„Nun, dann ist doch die Sache sehr einfach. Da gibt es gar keinen Zweifel mehr.“

„Er kann mich aber nicht erhalten, wie ich es gewohnt bin.“

„Wenn ich mich nicht täusche, sind Sie aus den gleichen Stoffen wie die anderen Menschen gemacht: aus Kohlenstoff, Sauerstoff, Stickstoff und —“

„Natürlich!“ rief sie lachend.

„Wieso kann er Sie dann nicht erhalten? Eine Ausgabe von zehn Mark wöchentlich genügt reichlich zur Beschaffung von Nahrung für den normalen menschlichen Organismus, erhält ihn gesund und glücklich. Sie sehen also, daß er Sie wunderschön erhalten könnte.“

„Der Mantel, den ich anhabe, kostet mehr, als er in einem Jahre verdient. Wenn ich ihn jetzt beim nächsten Kürschner verkaufe, verlange ich mindestens achttausend Mark dafür.“

„Verkaufen Sie ihn und bauen Sie mit dem Erlöse das Haus, in dem Sie mit ihm leben werden! Es wird ein wasserdichtes Dach und einen ausreichenden Fassungsgehalt für gesunde Luft haben. Was brauchen Sie mehr?“

„Aber —“

„Liebt er Sie?“ fuhr der Doktor unerbittlich fort.

„Er hat es mir oft beteuert,“ antwortete sie errötend.

„Und was glauben Sie, wie wird ihm zumute sein, wenn er Sie verliert?“

„Aber ich werde ihn doch auch verlieren!“

„Nein, Sie werden ihn verkaufen, oder besser gesagt, Sie werden sich selbst verkaufen — für Hermelinmäntel, glitzernde Stücke von Kohlenstoff, genannt Diamanten, für ausgesuchte seltene Gerichte, die Ihren Gaumen kitzeln und Ihre Verdauung verschlechtern. Und dabei gedeiht das Wesen, das man auch Mensch nennt, am besten bei einfacher Nahrung, lebt dabei auch länger und ist glücklicher.“

„Sie sagen das so schrecklich!“

„Mag sein, doch es ist wahr.“

„Was könnte ich ihm sein?“ wendete sie hierauf ein. „Ich kann nicht kochen, nicht flicken, ich weiß nicht, wie man ein Haus in Ordnung hält, ich verstehe mich nicht auf das Einkaufen. Er würde binnen sechs Monaten bankrott sein.“

„Ah, jetzt wollen Sie mir gar einreden, daß Sie dumm und ungeschickt seien!“

„Ich habe nichts Dergleichen gesagt. Warum kanzeln Sie mich wie ein Schulmeister ab? Ich wollte von Ihnen einen unparteiischen Rat!“

„Hören Sie mich nur weiter an. Sie können, wenn Sie eine Person von durchschnittlicher Intelligenz sind — was ich nicht im mindesten bezweifle — das Kochen binnen sechs Wochen erlernen, die Kunst des Flickens in einer Stunde, Sie können Ihre Einkäufe in einem der großen Kaufhäuser machen, wo Sie alles zum genauen Marktpreis erhalten und nicht nach Hause tragen müssen. Was Ihre teuren Kleider anbelangt, ist nur zu bemerken, daß sie genau ebenso notwendig für das Dasein sind als Kaviar und Austern. Eine gestrickte Jacke ist, wenn sie aus guter Schafwolle besteht,

ebenso geeignet, den Zweck der Kleidung zu erfüllen, als ein Zobelpelz, und sie ist überdies noch viel gesünder, weil sie gewaschen werden kann. Folglich ist ein Mann mit zehntausend Mark Einkommen imstande, seiner Frau nicht nur genügend Kleider zu kaufen, er würde auch —"

„Aber das —"

„Sind Sie gewillt," unterbrach er ihren Einwurf, „das einzig zufriedenstellende Ding auf Erden, das billigste, köstlichste und erhebendste zugleich, die Liebe, aufzugeben, um sich weiterhin mit Häuten von nordischen Tieren vor dem natürlichen Wärmeverlust zu schützen? Sind Sie in Wirklichkeit ein zivilisiertes Wesen oder eine Wilde?"

„Ich glaube nicht, daß ich zu den Wilden gezählt werden kann," erwiderte sie eingeschüchtert, „und es ist doch auch gar nicht barbarisch, sich schöne Sachen zu wünschen!"

„Dann nicht, wenn man sie ohne Opfer erstehen kann. Doch der Preis, den Sie dafür zahlen wollen, ist: lebenslängliches Unglück! Das ist viel zu hoch! — Warten Sie noch einen Augenblick!" fügte er ruhiger hinzu. „Ich habe noch etwas über die Nahrung zu sagen. Sie essen, um den Abgang zu decken, der durch die Betätigung Ihrer Energien und durch die Wärmeerzeugung im Körper entsteht. Einen anderen einwandfreien Grund für das Essen gibt es nicht. Nun, gerade die einfachsten und billigsten Nahrungsmittel sind die besten, sind diejenigen, die eine große Arbeitskraft und das körperliche Wohlbefinden am meisten gewährleisten. Müssen Sie da weiterhin Ihren Gaumen an immer neue Leckerbissen gewöhnen, die gar nicht zuträglich und sündhaft teuer sind?"

„So hat mit mir noch niemand gesprochen," sagte sie kleinlaut.



„Wirklich? Nun, dann war es hohe Zeit, daß es geschah. Sie wollten ja auch von mir einen wissenschaftlichen Rat, ob Sie des Geldes wegen oder aus Liebe heiraten sollen. Sie haben mich für diesen Rat bezahlt, und ich tat mein Bestes."

„Aber wir müßten ja dann in irgend einer schrecklichen Vorstadt leben, wo lauter schmutzige Häuser stehen!"

„Auch das ist nicht richtig. Mit zehntausend Mark können Sie ein kleines Landhaus vor der Stadt mieten, zwei Dienstboten halten und sich an den Feiertagen ein Vergnügen gönnen, eine Partie machen oder manchmal sogar im Kraftwagen fahren. Ja, ich würde Ihnen auch raten, den Auserwählten Ihres Herzens zu heiraten, wenn er nur die Hälfte seines gegenwärtigen Einkommens hätte. Sie müßten dann freilich auf die zweite Magd verzichten und könnten sich keine Spazierfahrt gönnen, aber Ihr Herz wäre glücklich dabei, und Sie würden ein herrliches Leben führen."

„Was würden aber meine Bekannten dazu sagen? Sie würden mich nicht mehr anschauen!"

„Sagen Sie mir auf Ehre und Gewissen: werden Sie sich um das Gerede dieser Narren kümmern, wenn Sie glücklich verheiratet sind?"

„Nicht sehr viel," erwiderte sie in bestimmtem Tone.

„Ich habe keine andere Antwort erwartet. Und jetzt ist eigentlich nichts mehr darüber zu sagen."

„Aber es wäre doch ein plötzlicher und großer Wechsel in allen Gewohnheiten! Und wenn er nun aufhört, mich zu lieben?"

„Das hat nichts mit unserer Sache zu tun. Seine Liebe kann weitergehen, auch wenn er des Kaisers erster Minister wäre. Sie haben jetzt nur zwischen Nasenringen, Armspangen und den Schwänzen fetter Schafe einerseits und warmen, einfachen Kleidern —

die auch sehr schön sein können — sowie einer gesunden, kräftigen Nahrung anderseits zu wählen."

„Nasenringe — Schwänze fetter Schafe? Das ist ja schrecklich!"

„Aber wahr! Die vornehmen Leute mancher Länder unserer Erde geben keinen Pfifferling für einen Hermelinpelz oder eine Trüffelpastete. Diese Aristokraten kaufen sich kupferne Ringe für ihre Nasen, und der Schwanz eines fetten Schafes ist ihr feinstes Gericht. Ländlich — sittlich! Die Mode ist verschieden, der Grundgedanke ist aber überall der gleiche."

„Nun hören Sie aber gefälligst auf! Ich bin schon ganz gelehrig. Allerdings muß ich Ihnen noch gestehen: wenn Ihr Urteil gelautet hätte, ich soll die Liebe fahren lassen, hätte ich es zwar nicht getan — nein, gewiß nicht, aber ich hätte auch zeit meines Lebens kein ruhiges Gewissen wegen des Ungehorsams gegen den Vater gehabt. Dieser Zweifel ist nun weg. Sie nahmen einen schweren Hammer und schlugen so lange auf meine Seele los, bis alle ihre Schlacken beseitigt waren und ihr Erz von der frischen, freien Luft umweht wurde. So wird es wohl immer bleiben. Und dafür will ich Ihnen danken. Ich weiß, daß ich es nie genug tun kann."

„Bravo! Sie werden also nicht den reichen Mann heiraten?"

„Nein. Er ist dick, alt, und er tyrannisiert mich. Ich kenne ihn schon seit meiner Kindheit, und ich erschrak, als ich hörte, ich solle ihn heiraten."

„Gott sei Dank! Nun leben Sie wohl, mein Fräulein, ich habe noch dringend zu tun. Lassen Sie Ihre Seele weiterwachsen!"

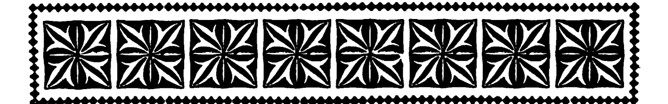
„Ich will sie zunächst aus ihrer Pelzhülle befreien, mehr braucht sie wahrscheinlich nicht."

„Da dürften Sie recht haben.“

Sie reichte ihm nun die Hand, die er lebhaft schüttelte. Dann ging sie glücklich lächelnd fort. —

Einige Wochen später sandte sie ihm ein Stück ihres Hochzeitskuchens. Ein Briefchen lag dabei. „Ich habe ihn,“ schrieb sie, „selbst gebacken, und ich meine, er ist nicht schlecht ausgefallen. Mein Gatte — den ich Ihnen übrigens sicher sende, wenn er sich einmal nicht gut aufführen sollte — mein Männchen ist mittlerweile Geschäftsteilhaber geworden, und wir haben nun mehr als das doppelte Einkommen und denken fast schon daran, einen feinen Kraftwagen zu kaufen. Aber das Kochen will ich dennoch nicht lassen, denn er sagt, ich koche wunderbar. Ja, wozu so eine Person von durchschnittlicher Intelligenz alles imstande ist! Sie wissen vielleicht gar nicht mehr, von wem dieser Brief ist. Das wäre abscheulich! Aber ich werde Sie nie vergessen! Sie waren so ergötzlich grob und so wahrhaftig ehrlich!“





Häusliche Käsebereitung.

Von Th. v. Wittembergk.

Mit 8 Bildern. (Nachdruck verboten.)

So viele Käsesorten, wie Brie, Camembert, Chesterkäse, Parmesankäse, Roquefort, Gorgonzola usw., es auch gibt, die zumeist verhältnismäßig teuer bezahlt werden müssen, so wird doch ein guter, reiner Kuhkäse hinter diesen Delikateßkäsen im Wohlgeschmack nicht zurückstehen, ja zahlreiche Liebhaber des Käses werden ihn vielleicht sogar den Würzkäsen vorziehen.

Leider ist aber fetter Kuhkäse ziemlich selten geworden. Infolge der Milchablieferung in die Städte ist die Herstellung von Käse auf dem Lande beträchtlich zurückgegangen, oder man fertigt in den genossenschaftlichen Molkereien nur zur Hauptsache Magerkäse an. Es wird daher den Hausfrauen gewiß zur Freude gereichen, im nachfolgenden eine Anleitung zu finden, die es ihnen ermöglicht, im eigenen Haushalt einen sehr schmackhaften Kuhkäse ohne große Umstände und für einen billigen Preis anzufertigen.

Zunächst braucht man dazu frischen Rahm, den man an einem kühlen Ort in einem größeren Tontopf im Winter fünf Tage, im Sommer höchstens drei Tage aufbewahrt. Zu diesem Rahm kommt dann nicht abgerahmte Milch, und zwar in dem Verhältnis, daß auf zwei Teile Rahm drei Teile Milch verwendet werden. Am besten ist es, wenn man die Milch kuhwarm be-

ziehen kann. Wo dies nicht angängig ist, muß man sie im Wasserbad erwärmen, da zu kalte Milch die Käsebereitung erschwert.

Man geht nun folgendermaßen zu Werke. In



Abfüllen des Rahms.

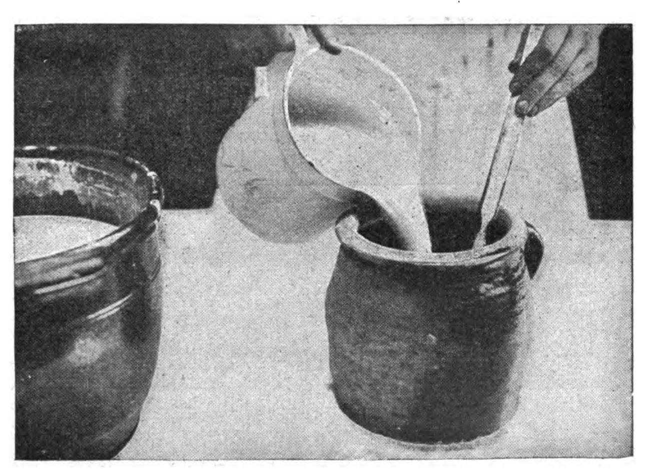
einen kleinen Tontopf von ungefähr 2 Liter Inhalt schüttet man mit einem Kochlöffel, dessen Fassungsraum man aus Erfahrung kennt, etwa $^{8}/_{10}$ Liter Rahm. Jetzt füllt man den kleinen Topf vollends mit unabgerahmter Milch, wovon also $^{12}/_{10}$ Liter nötig sind. Mit dem Kochlöffel rührt man darauf tüchtig die Mischung um.

Die angegebenen Mengen genügen zur Herstellung eines Käses. Natürlich braucht man sie nur zu verdoppeln, verdreifachen und vervierfachen, wenn man zwei, drei oder vier Käse anfertigen will.

Haben sich Rahm und Milch gut miteinander vermischt, so schüttet man in den Topf, auf je einen Käse

berechnet, sechs bis acht Tropfen Labflüssigkeit zum Zweck des Gerinnens. Zur bequemen Verwendung verwahrt man die Labflüssigkeit in einer Glasflasche, deren Kork, um den Zutritt von Luft zu gestatten, der Länge nach eingekerbt und dessen Mitte durchbohrt ist. Durch dieses ebenfalls in der Länge des Pfropfens verlaufende Bohrloch wird eine dünne Glasröhre geschoben. Statt ihrer kann man sich auch eines an den Enden abgeschnittenen Gänsekiels bedienen. Dadurch fließt die Labflüssigkeit nur tropfenweise heraus.

Man verrührt nun die Labflüssigkeit innig mit dem Inhalt des Topfes mittels des Kochlöffels. Ist dieses geschehen, so trägt man den Topf nach einem Raum,

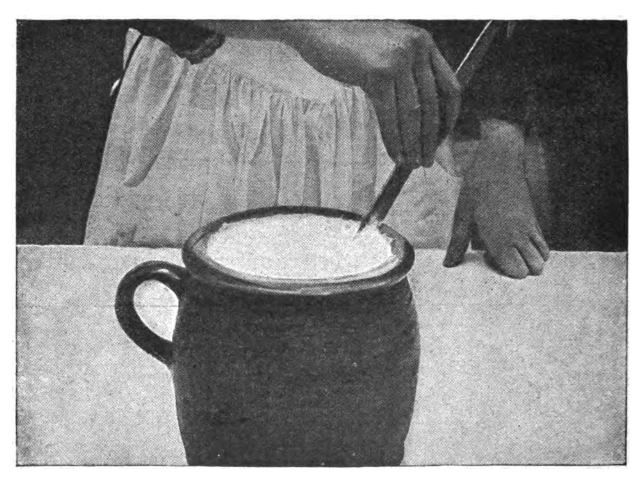


Hinzufügung der Milch zum Rahm.

der eine Temperatur von 15 bis 18 Grad Celsius aufweist, und läßt ihn dort ungefähr zwölf Stunden stehen.

Nach Ablauf dieser Zeit hat sich der Quark gebildet, der nunmehr zum Käse geformt werden soll. Man

bedarf dazu einer Käseform aus Weidengeflecht. Die Form muß einen Durchmesser von 15 Zentimeter und eine Tiefe von 10 Zentimeter haben. Hat man größere Mengen von Rahm und Milch verarbeitet, so ist selbst-



Umrühren der Mischung.

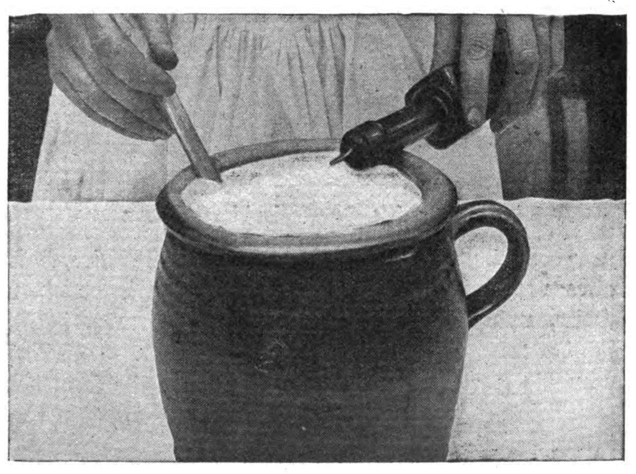
verständlich eine dementsprechende Anzahl von Käseformen anzuschaffen. Ferner braucht man für eine jede Form ein viereckiges Stück Gaze oder dünne Leinwand, deren Rand etwa 40 Zentimeter zu messen hat. Da der ungebrauchte Stoff meist etwas steif ist, so taucht man ihn in Wasser und drückt ihn kräftig aus. Auf diese Weise wird er geschmeidiger und schmiegt sich besser der Käseform an. Auch bleibt der Quark weniger an dem Gewebe haften. Durch die Verwendung des Stoffstückes wird verhindert, daß der Quark zwischen das Weidengeflecht eindringt und sich dort festsetzt.

Man legt nun das Innere der Form mit dem Stoff-

stück aus, stellt diese auf einen Teller und füllt den Quark mit einem Schaumlöffel in die Form. Darauf wird die Form nach der Speisekammer oder einem anderen kühlen Raum getragen, wo man sie auf ein Seihblech oder eine weidene Käsehürde setzt, damit die Molke leicht ablaufen kann.

Schon nach einer Stunde ist der Quark beträchtlich zusammengesunken. Es ist daher nötig, mit dem noch verbliebenen Quark nachzufüllen. Dann läßt man die gefüllte Form in dem kühlen Raum sommers wie winters etwa vierundzwanzig Stunden auf der Käsehürde ruhig stehen.

Nach dieser Zeit ist der in der Form befindliche Käse



Zugießen der Labflüssigkeit zur Mischung.

nur noch halb so dick wie vorher der Quark, und jetzt ist der Augenblick gekommen, da man ihn salzen muß. Zunächst legt man die Käsehürde auf die Öffnung der Form und schlägt die überstehenden Ränder des Stoff-

stückes nach unten um. Darauf hält man die Käsehürde mit der linken Hand fest, ergreift die Form mit der rechten, dreht jetzt das Ganze um und legt die Hürde auf die Tischplatte. Nun faßt man die Form



Einfüllen des Quarks in die Käseform.

und die Ränder des umgeschlagenen Stoffstückes, hebt alles vorsichtig empor, und zwar nur auf der einen Seite, und versetzt der Form ruckende Stöße, damit sich der Käse ablöst und auf die Hürde fällt. Doch darf man die Form nicht zu weit hoch heben, da sonst der Käse seine Gestalt verliert oder beim Herausfallen zerbricht.

Ist so der Käse auf die Hürde gebracht, dann beginnt die Salzung. Man nimmt eine kleine Prise körnigen Salzes, streut es über die Oberfläche des Käses und drückt es mit den Fingern in diesen hinein, damit der Käseteig vom Salz durchdrungen wird.

Nun nimmt man eine zweite Käsehürde, legt sie

über den Käse, ergreift beide Hürden mit den Händen, dreht sie um und legt sie so auf die Tischplatte, daß sich die Hürde, die früher oben war, unten befindet. Nach ihrer Abhebung wird die bisher noch nicht gesalzene Hälfte des Käses in der gleichen Weise gesalzen wie vorher die andere.

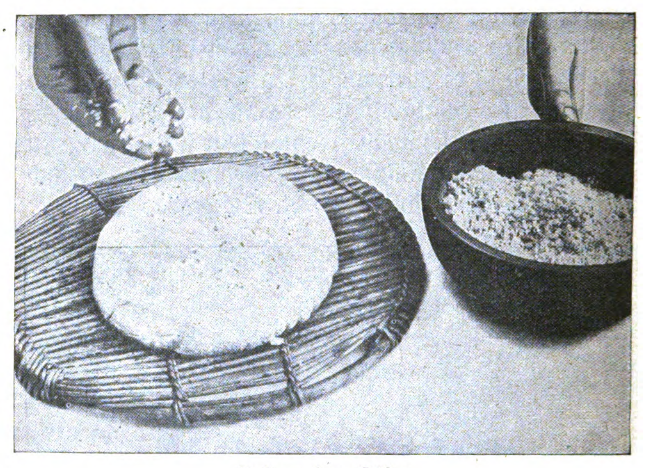
Die Menge des Salzes muß man nach dem Geschmack dessen bestimmen, der den Käse essen will. Im allgemeinen ist es aber empfehlenswerter, lieber etwas mehr als zu wenig Salz zu verwenden. Schärfer gesalzener Käse ist schmackhafter und hält sich besser. Zu schwach gesalzener Käse verfärbt sich unangenehm und nimmt auch bald einen bitteren Geschmack an.



Leeren der Form auf die Hürde.

Man bringt nun den Käse auf der Hürde wieder nach dem kühlen Aufbewahrungsraum und hat dann in den nächsten drei bis vier Wochen weiter nichts zu tun, als ihn zu wenden. Es geschieht dies mit Hilfe

einer zweiten Hürde nach dem Verfahren, wie es eben beim Salzen beschrieben wurde. Das Wenden ist täglich zweimal, morgens und abends, auszuführen. Die Hürden, die man dabei benützt, sind sorgfältig mit einer feuchten Bürste zu reinigen und danach in heißem Wasser abzuspülen. Bei einer derartigen Behandlung

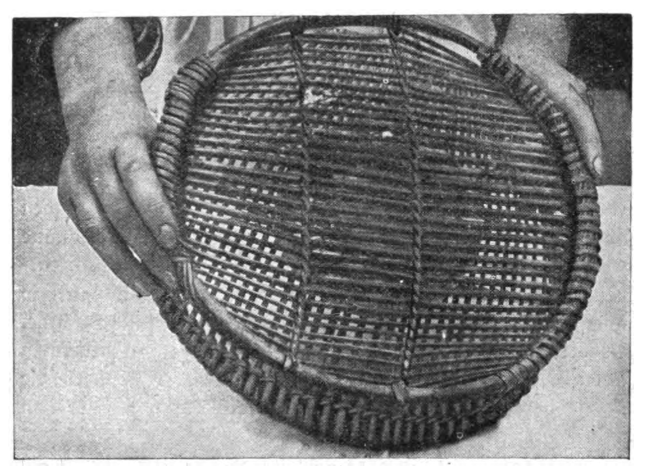


Salzen des Käses.

bleiben die Hürden stets sauber und geruchlos. Vernachlässigt man das Wenden der Käse, so werden sie leicht mißfarbig, beginnen zu zerfließen und erhalten einen bitteren Beigeschmack, auch wenn man sie genügend gesalzen hat.

Wie schon angedeutet, sind die Käse nach drei bis vier Wochen reif. Sie sind dann fett und weich, ohne aber zu einem zerfließenden Brei zu werden. Nach der Reife sollte man die Käse stets innerhalb der nächsten vierzehn Tage verzehren. Denn etwa sechs Wochen nach ihrer Herstellung vermindert sich die Feinheit ihres Geschmackes.

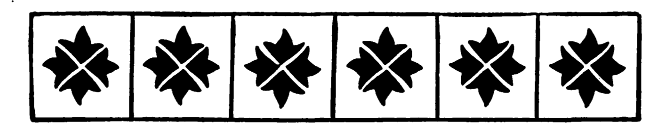
Am besten werden die Käse in den Monaten April, Mai und besonders Oktober geraten. Im Sommer halten sie sich wegen der Hitze schlechter, und es besteht hier auch die Gefahr, daß herumschwärmende Fliegen ihre Eier in ihnen ablagern und sie so von Maden befallen werden. Aus diesem Grunde sollte



Wenden des Käses mittels zweier Hürden.

man im Sommer die reifen Käse wenigstens so schnell als möglich wegessen, also auch nicht größere Mengen auf einmal herstellen. Im strengen Winter wiederum ist die Zubereitung wegen der Kälte mit Schwierigkeiten verknüpft. Als die geeignetsten Zeiten ergeben sich daher der Frühling und der Herbst.





Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Ein berühmter Meineid. — Im Jahre 1774 hatte der Berliner Privatier Heuberle, dem man allgemein nachsagte, daß er sein Vermögen nur durch Wuchergeschäfte erworben habe, den Schneidermeister Törning wegen Rückerstattung eines Darlehns von dreihundert Talern verklagt. Törning behauptete jedoch in der im Oktober desselben Jahres stattfindenden Gerichtsverhandlung, er habe dem Gläubiger die Summe bereits zurückerstattet; leider sei er aber so unvorsichtig gewesen, die Quittung, die Heuberle ihm ausgestellt habe, so schlecht zu verwahren, daß er sie nicht mehr finden könne. Als der Richter ihn fragte, ob er nicht Zeugen zu benennen imstande sei, die zugegen gewesen wären, als er Heuberle die Schuld bezahlt habe, verneinte der arme Mann mit Tränen in den Augen.

Zu diesen Behauptungen lächelte Heuberle nur spöttisch. „Nichts als Ausflüchte!“ erklärte er immer wieder mit größter Bestimmtheit.

Die Sache des Schneiderleins stand schlecht, obwohl er einen völlig glaubwürdigen Eindruck auf den Richter machte. Dieser überlegte hin und her, wie dem Manne zu helfen sei, fand aber keinen Ausweg. Schließlich vertagte er die Sache, um Törning nochmals Zeit zu geben, nach der verlegten Quittung zu suchen.

Heuberle war ganz damit einverstanden. „Er wird die Quittung zwar nicht finden, denn sie existiert eben nicht,“ meinte er mit der Miene eines Biedermannes, „aber vielleicht gelangt er dann endlich zu der Überzeugung, daß ich in meinem Recht bin.“ —

Nach acht Tagen stellten sich die Parteien wieder vor dem

Richter ein. Der Schneidermeister war noch niedergeschlagener als das erste Mal. Die Quittung hatte er nirgends entdecken können.

Der Richter befragte die Prozeßgegner wiederum nach dem genauen Sachverhalt und vermahnte sie ernstlich, ja die volle Wahrheit zu sagen. Aber jeder blieb bei seiner Behauptung. Nunmehr mußte der Kläger nach den damaligen Prozeßbestimmungen den Eid leisten. Heuberle sollte schwören, daß er Törning dreihundert Taler gegeben und diese Summe noch nicht zurückerhalten habe.

„Will Er diesen Eid leisten?“ fragte der Richter den Kläger, der neben dem Beklagten vor der Schranke stand.

„Jawohl,“ erklärte Heuberle.

„Dann leg Er seine rechte Hand auf das Kruzifix hier und spreche Er mir die Eidesformel nach. Bedenke Er aber genau, welche Folgen ein Meineid für Ihn haben würde.“

Heuberle hatte in seiner Rechten einen dicken Bambusstock mit goldenem Knopf, den er jetzt seinem Prozeßgegner mit der Bitte reichte, dieser möge ihm das Rohr doch für einen Augenblick abnehmen. Und dann leistete er den Eid, während Törning ihm gutmütig den Bambusstock hielt.

Hiernach wurde der Schneidermeister zur Rückzahlung des Darlehns verurteilt, da es durch den Eid des Klägers für erwiesen gelten mußte, daß die Schuld noch nicht beglichen sei.

Als der Wucherer nach diesem für ihn so günstigen Prozeßausgang das Gerichtsgebäude verließ, wurde er draußen auf der Straße von einer erregten Menschenmenge, die neugierig das Ende der Verhandlung abgewartet hatte, mit lauten Verwünschungen empfangen. Denn allgemein war man der Ansicht, er habe in dieser Sache mit vollem Bewußtsein einen Meineid geleistet. Um sich einen Weg durch die Menge zu bahnen, erhob Heuberle drohend seinen Stock. Da sprang aber auch schon ein junger Bursche auf ihn zu, entriß ihm das Bambusrohr und schleuderte es auf das Pflaster, so daß es in mehrere Stücke zersplitterte. Zu aller Erstaunen rollten eine Menge Goldstücke auf die Straße, die vorher, wie man jetzt sah, in dem hohlen Stock verborgen gewesen waren.

Bleich und zitternd stand Heuberle inmitten der ihn umdrängenden Menschen. Das Schuldbewußtsein war ihm jetzt so deutlich vom Gesicht abzulesen, daß einige der Leute ihn kurzerhand ergriffen und abermals vor den Richter führten, ohne jedoch zu ahnen, in welchem Zusammenhang das goldgefüllte Bambusrohr zu dem eben erledigten Rechtsstreit stehen könne.

Der Richter hatte kaum die merkwürdige Geschichte von dem mit Goldstücken gefüllten Stock vernommen, als ihm auch sofort klar wurde, aus welchem Grunde Heuberle vorhin dem armen Schneider vor der Eidesleistung das Rohr zum Halten gegeben hatte. Auf die strengen Vorhaltungen des Richters, hauptsächlich aber wohl, weil ihm so schnell keine glaubwürdige Erklärung für die Aufbewahrung der Goldstücke in dem Stocke einfiel, legte der in die Enge getriebene Wucherer ein volles Geständnis ab. Danach hatte der Schneidermeister seine Schuld wirklich längst bezahlt. Auf den Gedanken, die Summe nochmals einzuklagen, war Heuberle erst durch einen von Törning entlassenen Gesellen gebracht worden. Dieser, ein fauler, dem Trunke ergebener Mensch, hatte dann seinem Meister die Quittung aus Rachsucht entwendet und war damit zu dem Wucherer gekommen, worauf die beiden Ehrenmänner in dieser unsauberen Sache Halbpart zu machen beschlossen. Begünstigt wurde ihr Plan noch durch den Umstand, daß bei der Rückzahlung der Darlehnsschuld keine Zeugen zugegen gewesen waren. Heuberle gab dann auch weiter zu, daß er die dreihundert Taler in Gold nach der ersten Verhandlung nur deswegen in dem Stock untergebracht habe, um, nachdem er seinem Prozeßgegner das goldgefüllte Rohr in die Hand gespielt hatte, guten Gewissens beschwören zu können, der Schneider habe die dreihundert Taler noch, was ja auch insofern stimmte, als Törning mit dem Stock zugleich auch die dreihundert Taler in Gold Heuberles während der Eidesleistung in seinen Händen gehabt hatte.

Heuberle und der rachsüchtige Geselle kamen schon drei Wochen später vor das Kriminalgericht. Dieses verurteilte den Gesellen wegen des Diebstahls und der Teilnahme an einem

Betrugsversuch zu vier Jahren, Heuberle dagegen wegen Meineides und versuchten Betruges zu fünf Jahren Kerker.

Friedrich der Große, der die merkwürdigen Einzelheiten dieses Prozesses bereits vorher erfahren hatte, ließ sich das Urteil vorlegen, strich darin das zuerkannte Strafmaß aus und bestimmte für den Gesellen sechs Jahre, für Heuberle acht Jahre Kerker. Außerdem sollte des letzteren Vermögen eingezogen und an die Armen Berlins verteilt werden. An den Rand des Urteils schrieb er als Begründung: „Zur Schreckung for ähnliche Kanaljen und for die bessere Ästimierung des Eides.“ W. K.

Raubtiere als Beschützer ihrer Herren. — Die Anhänglichkeit mancher Raubtiere an ihre Dresseure und Herren ist bisweilen geradezu bewundernswert. In den Tropen, besonders in Südafrika, hat der Reisende häufig Gelegenheit, Mitglieder der Familie der großen Katzen als zahme Hausgenossen anzustaunen. So werden auf den Burenfarmen in Transvaal vielfach Leoparden an starken, eisernen Halsbändern wie Hofhunde gehalten.

Unlängst brachte eine englische Zeitung einen Bericht von einem Vorkommnis, das die Treue und Anhänglichkeit dieser sonst meist als heimtückisch verschrienen Raubtiere aufs beste dartut. Auf der Farm des Buren van Hoeften, die am Zandflusse dicht an der Grenze des Matabelelandes liegt, fand sich eines Tages eine Schar von acht Schwarzen ein, die Pulver und Blei einhandeln wollten. Da van Hoeften mit seinen beiden Knechten gerade einen Transport Getreide nach dem nahen Städtchen brachte, wollte seine Frau, die mit ihren halbwüchsigen Kindern und zwei farbigen Dienerinnen ohne jeden männlichen Schutz zurückgeblieben war, die zu dem übel berüchtigten Stamme der Matabele gehörigen Schwarzen möglichst schnell wieder los werden und händigte ihnen daher das Verlangte trotz der dürftigen Bezahlung, die in schlechtgegerbten Tierfellen bestand, ohne Widerrede aus.

Anscheinend wußten die Matabele aber, daß van Hoeften und seine Leute nicht anwesend waren und auch erst nach einigen Tagen zurückerwartet wurden. Sie zeigten sich immer

zudringlicher und frecher, verlangten schließlich sogar, die Farmerfrau solle ihnen auch die an der Wand hängenden Schußwaffen „eintauschen“.

Da einige der schwarzen Spitzbuben inzwischen bereits ihnen nützlich scheinende Gegenstände einfach hatten verschwinden lassen, suchte die resolute Frau die gefährliche Gesellschaft durch die Drohung, sie habe bereits ihren Mann vom Felde herbeiholen lassen, zu vertreiben. Aber die Kerle fühlten sich offenbar ganz sicher und dachten nicht daran, das Feld zu räumen. Sie hatten bereits die Gewehre von der Wand genommen, sich übergehängt und begannen eben nach den nötigen Patronen zu suchen, als der Farmerfrau ein rettender Gedanke kam.

Leise flüsterte sie ihrem Ältesten, einem zwölfjährigen Jungen, einige Worte zu. Dieser eilte nach dem Wirtschaftshofe, wo in einem Verschlage zwei zahme, ausgewachsene Leoparden gehalten wurden. Der Knabe nahm die beiden gelben Katzen an die Kette und lief mit ihnen ins Haus zurück.

Die schwarze Bande war gerade dabei, den in dem großen Wohnraum stehenden Schreibtisch aufzubrechen, da erschien Frau van Hoeften in der Tür, gefolgt von den beiden Leoparden, die sie seinerzeit mit der Flasche großgezogen hatte, und die daher ihrem leisesten Winke gehorchten. Ein Zuruf, und die gelben Körper schnellten durch die Luft — zwei Schreie, ein Angstgebrüll, splitternde Fensterscheiben. Zwei der Matabele lagen am Boden, die anderen hatten sich durch die Fenster schleunigst davongemacht. —

Die meiste Gelegenheit, das Anhänglichkeitsgefühl mancher Raubtiere zu erproben, ist aber wohl berufsmäßigen Tierbändigern gegeben. Diese wissen denn auch allerlei ebenso aufregende wie rührende Erlebnisse zu berichten.

So hatte einmal der Menageriebesitzer Helfort einen ihm als völlig zahm angepriesenen Bären gekauft und in einem aus zwei Abteilungen bestehenden Raubtierwagen untergebracht. In der anderen Abteilung befand sich eine dressierte Hyäne. Der Bär fing nun sofort an, die die beiden Abteilungen trennende Schiebetür mit Zähnen und Krallen zu bearbeiten, um sich zu der von ihm gewitterten Hyäne einen Zugang zu verschaffen.

Am nächsten Morgen war das Loch bereits so groß, daß der Bär den Kopf bequem hindurchstecken konnte. Als durch das angstvolle Heulen der Hyäne das Menageriepersonal aufmerksam geworden war, begab sich Helfort in den Käfig des Bären, um diesen anderswo unterzubringen. In demselben Augenblick aber stürzte sich der Bär auf ihn und warf ihn zu Boden. Von dem zu Hilfe eilenden Personal wurde das wütende Tier von außen mit Eisengabeln und Stangen bearbeitet, ohne daß es gelang, es von seinem Opfer abzubringen. Da zwängte sich die Hyäne, die von dem Menageriebesitzer dressiert war und mit großer Liebe an ihm hing, durch die Öffnung in der Schiebetür hindurch und stürzte sich wütend auf den Angreifer ihres Herrn. Wirklich ließ der Bär von Helfort ab und wandte sich gegen die Hyäne, die er dann auch mit wenigen Bissen abtat. Inzwischen gelang es den Leuten aber, ihren Direktor in Sicherheit zu bringen.

Die Bändigerin H. erzählt folgendes: „Ich arbeitete bis vor einigen Jahren mit einer Gruppe von Löwen und bengalischen Tigern. Trotzdem ich meine Tiere mit großer Liebe behandelte, war mir eine Tigerin nicht gerade sonderlich gut gewogen. Sie machte auch kein Hehl aus ihrer Abneigung mir gegenüber. Eines Abends versagte aus irgend einem Grunde plötzlich das Licht, und der Zirkus war ganz unerwartet in undurchdringliche Finsternis gehüllt. Ich lag eben auf der Schaukel, vor mir und hinter mir je ein Tiger und über mir auf zwei Säulen stehend ein Löwe. Die Tiger, durch die plötzliche Dunkelheit unruhig geworden, sprangen mit einem Satz ab, ich tat dasselbe und versuchte, mich rückwärts tastend, meinen Rücken an dem die Manege einfassenden Gitter zu decken. Kaum dort angelangt, sah ich auch schon zwei glühende Augen auf mich zukommen. Die Lage war nicht gerade angenehm, zumal ich nicht die geringste Waffe in der Hand hatte, denn die Peitsche legte ich stets beiseite, wenn ich die Schaukel bestieg. Da rief ich meinen Lieblingslöwen Faust herbei, der mir schon manche Probe seiner Anhänglichkeit gegeben hatte. Mit einem Sprung war er unten, stellte sich dicht vor mich, und sich in die Höhe richtend, verabfolgte er der sich anschlei-

chenden Tigerin ein paar derartige Ohrfeigen, daß ihr die Lust zu jedem weiteren Angriff verging. Es waren kaum ein paar Minuten verflossen, bis das Licht wieder eingeschaltet wurde; aber diese Minuten erschienen mir wie eine kleine Ewigkeit. Nachher konnte ich meine Vorführungen ruhig beenden. Die Tigerin war wieder ganz brav geworden. In Zukunft war ich aber doch vorsichtiger und trug stets einen geladenen Revolver in der Kleidertasche. Denn wir Bändiger lassen es das Publikum ungern merken, daß unsere vierbeinigen Schüler doch nicht so ganz ungefährlich sind, wie es dem Laien scheint."

Tiger sind überhaupt die Schmerzenskinder der Bändiger. Hinrichson führte vor wenigen Jahren regelmäßig zum Schluß seines Dressuraktes einen mächtigen bengalischen Tiger namens Nero vor, dessen furchtbare Wildheit er trotz aller Versuche nur so weit hatte brechen können, daß er die zähnefletschende Bestie unter atemloser, banger Stille des Publikums einmal vor sich her um den Manegenkäfig trieb, und dies unter ganz ungewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln. Zu letzteren gehörte auch, daß Hinrichson zu seinem Schutz stets seinen Lieblingslöwen Pascha im Käfig behielt, während die anderen Raubtiere vorher in ihre Transportbehälter zurückgetrieben wurden. Pascha saß dann regelmäßig auf einer der Holzsäulen, die mit den anderen Dressurgerätschaften in der Mitte der Manege auf einem Haufen zusammengerückt wurden.

Bei einer Vorstellung in Petersburg war es, wo Hinrichson beinahe ein böses Schicksal ereilt hätte. Wie immer schloß Hinrichson seine Nummer mit der Vorführung des Tigers Nero. Eine nervöse Dame brach beim Anblick der fauchenden und sich ungewöhnlich wild gebärdenden Bestie, die gerade ihren schlechten Tag hatte, plötzlich in Schreikrämpfe aus. Durch diese gellenden Töne wurde der Tiger offenbar zur höchsten Wut gereizt. Er duckte sich zum Sprunge zusammen und hätte den Bändiger sicher niedergeworfen und zerfleischt, wenn dieser nicht in der Erkenntnis, daß er die Gewalt über das Tier völlig verloren hatte, sich blitzschnell hinter die aufgestellten Gerätschaften geflüchtet haben würde. In demselben Augenblick sprang auch schon der Löwe Pascha, ohne daß sein

Herr ihn durch einen Zuruf anzutreiben brauchte, von seinem Sitz in die Manege hinab und fiel über den Tiger her. Merkwürdigerweise setzte der Tiger sich fast gar nicht zur Wehr, vielleicht geblendet durch den scharfen Wasserstrahl, den man jetzt unaufhörlich auf seinen Kopf richtete. Jedenfalls gelang es dem Bändiger und seinen Leuten, die sich mit langen, brennenden Fackeln bewaffnet hatten, sehr schnell, die Raubtiere zu trennen und den Tiger in seinen Käfig zurückzutreiben.

Hinrichson hat noch an demselben Abend sich zu einem Reporter dahin geäußert, daß er bei jener Vorstellung für sein Leben zum ersten Male wirklich ernstlich gefürchtet habe, und daß er ohne Paschas Eingreifen sicher verloren gewesen wäre. Er ist dann auch nie wieder mit Nero öffentlich aufgetreten, den ihm zwei Monate später der Petersburger zoologische Garten abkaufte. W. K.

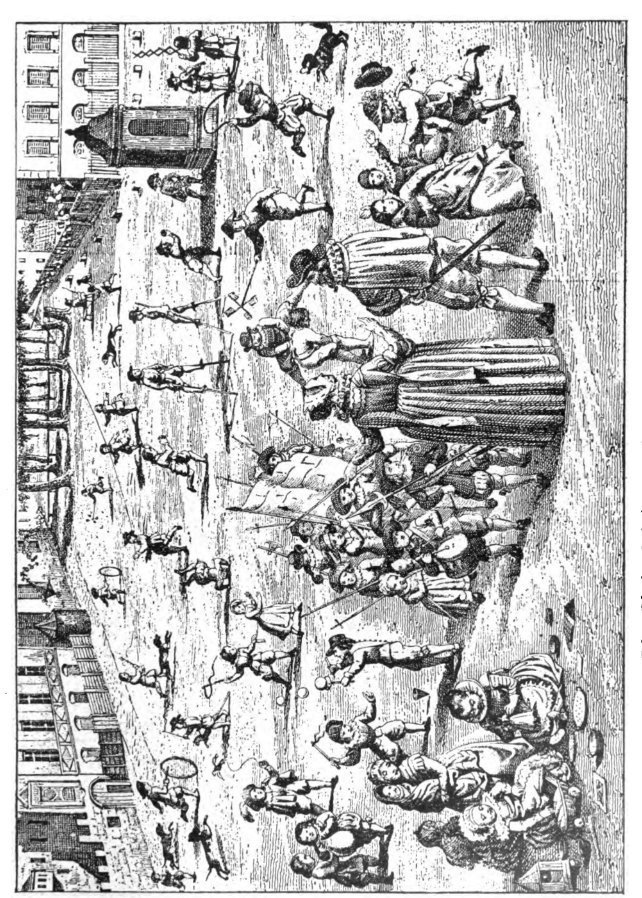
Das Alter unserer Kinderspiele. — Die Bedeutung unserer Kinderspiele und ihres erzieherischen Wertes wird heute nicht mehr unterschätzt. Der Kinder Spiel ist der Kinder Arbeit. Es liegt aber noch ein tieferer Sinn im kindlichen Spiel, als die meisten ahnen. Es gibt vielleicht nichts anderes in der Kulturgeschichte der Menschheit, in dem sich die Vergangenheit so betätigt, nichts, in dem sich glänzender als gerade hier das Wort: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen“ beweist. Denn unsere Kinderspiele reichen nicht nur in das homerische Zeitalter, sondern sie haben sich auch rein erhalten, wie sonst nichts in der Welt. Das Kind ist in seinen Spielen und in seinen besten Märchen so eigenartig und im besten Sinne des Wortes konservativ und hängt in dieser Beziehung so sehr am Althergebrachten, daß sich ihm hier nicht nur Schule und Haus, sondern auch die Industrien beugen müssen. Unser Bild auf Seite 221 ist beinahe dreihundert Jahre alt, ein alter seltener holländischer Stich aus dem Jahre 1627, aber wir finden auf ihm fast alle Spiele unserer modernen Kinder! Vorn links spielt eine Gruppe Mädchen mit der Puppe, die bemuttert und erzogen wird. Das eine Kind macht das Bettchen im Puppenwagen, während das andere nach tüchtiger Koch- und Backarbeit und leckerem

Mahl seinem „Kind“ zuredet, hübsch artig zu schlafen. Dicht dahinter ein Knabe, der den Kreisel treibt, neben ihm ein anderer, der Seifenblasen fliegen läßt. Hinter diesen (links) zwei, die eine Rinderblase aufblasen, um sie zum Platzen zu bringen, und ein Knabe, der einen an einem Faden festgebundenen künstlichen Vogel fliegen läßt. Dahinter rechts spielt ein Geschwisterpaar Kutscher und Pferd, reitet ein Bub sein Steckenpferd, tollt ein anderer mit dem Hund, jagt ein dritter den Reifen. Der eine schlägt einen Purzelbaum, der andere läßt einen Drachen steigen, während andere mit der „Windmühle“ laufen und (an dem Kiosk) Kegel schieben, die Violine spielen, die Kinderschere schnellen, übers Seil springen. Die eine Kinderschar im Vordergrund spielt Soldaten, die andere Blindekuh. Ganz im Hintergrund endlich müht sich ein Junge damit ab, seinem Hunde Kunststücke beizubringen. Das bei alt und jung so überaus beliebte Stelzenlaufen wird geübt usw. — ganz wie jetzt auch noch.

Fast alle unsere Kinderspiele sind so alt wie die Kulturmenschheit überhaupt. Schon die griechischen und römischen Knaben spielten gern mit dem Kreisel, die Mädchen mit Ball und Puppe. Ihr Nußspiel ähnelte unserem Murmelspiel; sie machten einen kleinen Kreis oder eine kleine Grube in den Boden und warfen mit Nüssen danach. Wer seine Nuß in den Kreis oder die Grube warf, gewann die übrigen, die vorbeigerollt waren. Auch das „Drachensteigenlassen“ war im Herbst im alten Griechenland ein beliebter Jugendsport. Blindekuh, das Pfahlspiel oder Pflöcken, fast alle unsere Bewegungsspiele wurden bei den Griechen von der Schule gepflegt. Der Lexikograph Pollux nennt etwa fünfzig Spiele, die zum großen Teil auf uns gekommen sind und heute noch nach denselben Regeln gespielt werden wie vor mehr als zweitausend Jahren.

Im Harpaston oder Epikoinos, einem Ballspiel, in dem ein Ball von mehreren Spielern gemeinsam gespielt wurde, haben wir das Fußballspiel der Alten zu erblicken. Bei den Römern wurden die beiden Cato, Julius Cäsar, Marc Aurel und Alexander Severus als Meister im Ballspiel, dem „Lieblingsspiel der Götter“, gefeiert. Wie Zettler erwähnt, waren

auch die alten Ägypter leidenschaftliche Ballspieler. Man gab den Toten sogar Bälle mit. Ein dreitausend Jahr altes ägyp-



Die Kinderspiele vor dreihundert Jahren.
Nach einem holländischen Stich aus dem Jahre 1627.

tisches Grabbildzeichen stellt vier Mädchen dar, die gleichzeitig zwei und drei Bälle auffingen. Selbst in den germanischen

Urwäldern war das Ballspiel bekannt, wie dieses Spiel überhaupt so kosmopolitisch war, daß es zur Zeit der Entdeckung Amerikas auch dort überall gespielt wurde. Die alten Mexikaner hatten sogar ihre Ballhäuser, in denen sie eifrig Ball spielten.

Auch im Mittelalter war das Ballspiel, insbesondere das Raketenballspiel, der Vorläufer des modernen Lawn-Tennis, so beliebt, daß man überall Ballhäuser baute: in Berlin auf dem Werder und im Lustgarten; in Dresden an der Westseite des Schlosses und am Opernhaus; in Hannover auf dem St. Gallenhof; in Kassel am Schloßplatz; in Darmstadt und in Mannheim auf dem Schloßplatz; in Leipzig in der Reichsstraße und in der Petersstraße; zu Breslau in der Neustadt; in Halle vor der Moritzburg; in Straßburg in der heutigen Ballhausgasse; in Heidelberg in der Hiegelgasse, am Burgweg und am Hirschgraben; in Hamburg in der Neustädter Fuhlentwiete; in Würzburg im Hofgarten; zu Stuttgart an der Planie, Ecke der Königstraße. Das Ballhaus in Wien wurde dort erbaut, wo heute das Burgtheater steht. Straßburg hat noch heute seine Ballhausgasse, Breslau die Ballhauskaserne, Wien eine Ballgasse und einen Ballhofplatz.

Als das Ballspiel im 18. Jahrhundert bei den Erwachsenen aus der Mode kam, wurden die Ballhäuser umgebaut und anderer Bestimmung zugeführt, aber keines war, wie der Laie noch heute annimmt, ein Tempel der Göttin des Tanzens. „In unseren Tagen," sagt Hachmeister, „wo das Ballspiel als beliebte Unterhaltung und zweckmäßige Leibesübung auch bei den Erwachsenen seine alten Rechte wieder geltend macht, beherrscht es tatsächlich alle Spielplätze unserer Jugend ... Auch hat keine andere körperliche Übung für die Bildung von besonderen Spielvereinigungen auch nur annähernd einen gleichen Erfolg gehabt wie das Ballspiel."

Die Treue, womit die Jugend an ihren alten Spielen hängt, ist charakteristisch für das Seelenleben des Kindes. Noch schärfer äußerte sich der Nachahmungstrieb, wenn auch nur vorübergehend, im Kinderspiel, und das zu allen Zeiten. Heute spielt man „Zeppelin", wohl die schönste Huldigung für den greisen Eroberer der Lüfte. Vor vierzig Jahren kämpften die ein-

zelnen Schulen den „großen Krieg“ als Deutsche und Franzosen unter sich aus. Unser „Kommandeur“ war der leider zu früh verstorbene Gouverneur von Tsingtau. So oft ich mit ihm zusammenkam, unterhielten wir uns vergnüglich über unsere damaligen Heldentaten, ein Beweis dafür, wie fest Derartiges in der Erinnerung sich hält.

Am 22. Juni 1650 beteiligten sich die sämtlichen Nürnberger Knaben auf ihre Weise am Friedensfest, indem sie in geschlossener Kavalkade auf ihren Steckenpferden durch die Stadt ritten. „Dafür bekam ein jeder einen silbernen viereckigen Friedenspfennig.“ W. F.

Der Kurfürst mit den zwei Frauen. — Es war dies der sächsische Kurfürst Johann Georg IV., der Vorgänger August des Starken. Er hatte ein Fräulein Sibylle v. Neidschütz zu seiner rechtmäßigen Frau ernannt, obwohl er mit ihr nicht rechtmäßig getraut war. Als er darauf zu einer standesgemäßen zweiten Ehe mit der verwitweten Markgräfin Eleonore von Ansbach und Baireuth schritt, stellte er, um die Rechte der ersten Frau zu sichern, folgende eigenhändig geschriebene Urkunde aus, die sich noch heute in der Königlichen Bibliothek in Dresden befindet.

„Kund und zu wissen, daß ich solches für eine rechte Ehe halte und erkenne. Sollte uns also Gott in diesem unsern Ehestande segnen, so bekennen wir frei vor männiglich, daß solche vor meine rechte und nicht unrechte Kinder zu halten sein. Um aber keine Zerreitung und Streitigkeit in dem Kurhause anzufangen, sollen diese meine rechten Kinder keinen Theil an denen Landen und Kurwürden haben, und allein diese meine Ehefrau Gräffin und sie Gräffen genannt werden, den Namen und Schild verbinde mich bei kaiserlicher Majestät auszumachen, kann ihn also hier herein und noch bis dato nicht setzen. Ferner auch will ich mir ausgenommen haben frei zu sein, noch eine Frau zu nehmen und zwar von gleichem Rang mit mir, welche den Namen vom Kurfürst führen und ihre durch Gottes Gnade mir geschenkte Kinder die rechtmäßigen Erben dieser Kur und Lande sein sollen. Doch haben wir geboten, solche Schrift niemanden zu weisen, es sei denn



höchst nöthig, sondern sie unsern Kindern zu ihrem Ausweisen und besserer Sicherheit verwahren, welchen denn neben ihrer Mutter, meiner vor Gott rechtmäßige Frauen, ehrlich Auskommen bei meinem Leben versprochen und nach meinem Tode also gesorgt haben will, daß sie sich meiner nicht zu schämen haben, sondern auch von allem rechtmäßigen Anspruch meiner Successores befreit sein sollen. Und obwohl sie mit eben diesem meinen Versprechen, ob es wohl mündlich gewesen, zufrieden gestanden; so habe dennoch solches zu ihrer wahren Versicherung nochmals schriftlich an Eidesstatt geben wollen, und ist dieses Alles meine ernste Meinung, so wahr mir Gott helfe. Dieses Alles habe zu mehrer Urkund nochmalen eigenhändig unterzeichnet und mein Kur- und Daumen-Secret vorgedruckt. So geschehen Dresden den 16. Febr. 1691. Johann Georg Kurfürst. —zen.

Hygienische Bedeutung der Gewitter. — Schwer lastet des Sommers Schwüle auf Körper und Geist. Je länger die Hitze andauert, um so gesättigter wird der Feuchtigkeitsgehalt der Luft, und dem Organismus fällt es immer schwerer, seinen Schweiß nach außen zu verdunsten. Es treten dann leicht Fälle von Hitzschlag ein, der nichts anderes ist als das Ergebnis innerer Wärmestauung. Dazu nimmt die elektrische Spannung in der Atmosphäre in beängstigender Weise zu, bis ein erlösendes Gewitter allen diesen Schädlichkeiten ein Ende bereitet.

Durch die gewaltigen Regengüsse wird der heiße Staub der Luft, werden Krankheitserreger, Fäulnisstoffe und trockener Schmutz der Straßen in die Kanäle geschwemmt oder sickern in tiefere Erdschichten, so daß sie jedenfalls unschädlich werden. Ein großer Teil der Wassermassen verdunstet, wodurch so viele Wärme verbraucht wird, daß die Entwärmung des Körpers nun leicht vonstatten geht. Das heiße Straßenpflaster, die sonnendurchglühten Häuserwände kühlen sich ab, und bald bläst ein frischer Hauch erquickender Luft in unsere schwülen, dunstigen Wohnungen.

So stellt sich das Gewitter als luftreinigender „himmlischer" Sendling dar, dessen wohltätige Wirkungen man durch die weitgeöffneten Fenster mit tiefen Atemzügen aufnehmen soll.

Luftreinigenden Einfluß übt das Gewitter auch durch die Bildung des Ozon aus, jenes energischen Oxydationsmittels, das auf alle Miasmen, Fäulnis- und Krankheitserreger abtötend wirkt. Überhaupt bringt der Blitz ganz gewaltige chemische Veränderungen in der Zusammensetzung der Luft hervor, deren günstige Einwirkung auf den Körper wir wohl fühlen, aber noch nicht genügend erklären können. Wir wissen zum Beispiel, daß der Stickstoff mit dem Wasserstoff des Regens unter Mithilfe des Blitzes Ammoniak bildet, und mit dem Sauerstoff salpetrige Säure. Diese Entladungen der Luftelektrizität sind für unseren Körper jedenfalls sehr bedeutungsvoll; sie bilden mächtige Lebensreize, die eine kräftige Umstimmung in unserem Wohlbefinden verursachen, wie jeder nach einem Gewitter mit großem Behagen fühlt.

Auf einer Wirkung der atmosphärischen elektrischen Spannung auf die Nerven beruht wohl auch die Gewitterfurcht sensibler, nervöser Personen, die ein Gewitter oft schon lange vor dem Ausbruch als Beklemmung und Bangigkeit „in den Gliedern" fühlen. Erwachsene sollen aber wenigstens vor Kindern sich nichts davon merken lassen, sondern bei diesen der abergläubischen Gewitterfurcht durch Aufklärung vorbeugen, indem sie ihnen die höchst wohltätigen gesundheitlichen Eigenschaften des Gewitters schildern. Die gewaltig erschütternden Erscheinungen von Blitz und Donner sind eben die notwendigen Naturwehen, die eine neue reine Lebensluft hervorbringen. Dr. Th.

Der historische Moment. — „Eines Tages," so erzählte Alexander Dumas, „hatten ich und Viktor Hugo beim Herzog Decazes gespeist. Unter den Gästen befanden sich auch Lord und Lady Palmerston. Um $10^1/_2$ Uhr ging man in den Salon, wo man den Tee nahm. Hugo und ich saßen etwas abseits nebeneinander auf Lehnstühlen. Lord und Lady Palmerston waren etwas spät gekommen. Man hatte nicht Zeit gehabt, uns ihnen vor dem Essen vorzustellen, und als das Essen zu Ende war, hatte der Herr des Hauses ganz vergessen, die Vorstellung zu besorgen. Nach englischer Sitte konnte nun das Ehepaar nicht das Wort an uns richten. Da kam der junge

Herzog Decazes zu mir. ‚Lieber Dumas,‘ sagte er, ‚Lord Palmerston läßt fragen, ob zwischen Ihnen und Hugo vielleicht ein Sitz frei wäre?‘ — ‚Natürlich,‘ erwiderte ich auf die Frage des Lords. Es wurde ein leerer Sessel hingestellt. Nun erhob sich endlich Lord Palmerston, reichte der Lady Palmerston den Arm, führte sie zu uns hin und forderte sie auf, auf dem leeren Sessel Platz zu nehmen. Darauf sprach er, ohne an uns das Wort zu richten: ‚Mylady, sehen Sie auf die Uhr.‘ Mylady sah auf die Uhr. ‚Wie spät ist es?‘ fragte Lord Palmerston. ‚10 Uhr 35,‘ erwiderte Mylady. ‚Merken Sie sich also, Mylady, daß Sie soeben einen historischen Moment erleben, daß Sie um 10 Uhr 35 abends zwischen den Herren Hugo und Dumas saßen, und daß dies eine Ehre ist, die Sie in Ihrem Leben wahrscheinlich nie mehr haben werden.‘ Sprach's, reichte seiner Gattin wieder den Arm und führte sie auf ihren Platz zurück, ohne auch nur eine Silbe mit uns zu sprechen. Denn wir waren ihm ja nicht vorgestellt worden.“ O. v. B.

Eine Parade in Katmandu. — In dem der angloindischen Regierung tributpflichtigen Himalajastaate Nepal, dem bisher einen Besuch abzustatten nur wenigen Europäern vergönnt gewesen ist, legt man auf den Besitz eines tüchtigen, modern ausgebildeten Heeres den höchsten Wert.

Der Weltreisende Otto Ehlers, der leider bei der Durchquerung Neu-Guineas den Tod fand, hielt sich längere Zeit in Katmandu, der Hauptstadt Nepals, auf und wurde, da er die besten Empfehlungen seitens der indischen Regierung besaß, als geehrter Gast behandelt. Er erteilt den Nepaler Streitkräften und ihren Offizieren hohes Lob und hatte auch Gelegenheit, eine Parade der Truppen vor dem Obergeneral Dep Scham Schir beizuwohnen, die auf dem Paradeplatz zu Katmandu stattfand.

Er erzählt darüber folgendes: Gegen fünf Uhr waren 13,000 Mann mit mehreren Musikkorps versammelt, die in Zug- oder Kompaniekolonnen auf und ab marschierten, während sich nach und nach etwa zwei Dutzend Generale auf einem großen gemauerten Rondell, in dessen Mitte sich ein breit-

kroniger Baum erhebt, einfanden. Sie kamen nicht zu Pferde, sondern in Wagen oder zu Fuß, jeder von einem Träger begleitet, der einen riesenhaften, bunten Sonnenschirm über ihn hielt. Sobald ein neuer General anlangte, machten die Truppen halt, wo sie sich gerade befanden, präsentierten, und während die betreffende Exzellenz zum Rundell hinaufstieg und gravitätisch um den Baum herumschritt, schmetterten die Musikkorps eine Begrüßungsfanfare. Die Uniform der Truppen besteht teils aus schwarzen, teils aus weißen baumwollenen, oben weiten und an den Waden enganliegenden Hosen und schwarzen oder blauen wollenen Kitteln. Als Fußbekleidung Lederschuhe, auf dem Kopfe schwarze Turbane mit umlaufendem Wulst aus feinem Silberdraht. Bei den Offizieren ist dieser Wulst aus Golddraht. An ihm befestigt ist vorne ein etwa 7 Zentimeter hohes und 6 Zentimeter breites silbernes Schild mit getriebenem Wappen. Die Offiziere führen an Stelle silberner Schilder solche aus massivem Gold mit haselnußgroßen Edelsteinen: bei dem Leutnant in der Mitte des Schildes als Rangabzeichen ein Smaragd, bei den Hauptleuten zwei, beim Major vier, beim Oberstleutnant fünf, die aber lose am unteren Rande des Schildes hängen. Die Obersten haben brillantenbesetzte Schilder, an denen noch je drei ungeschliffene Smaragde hängen. Die Generalskopfbedeckungen aber stellen eine Art Helm dar, der über und über mit echten Perlen besetzt ist, und an denen ganze Trauben ungeschliffener Edelsteine von ungewöhnlicher Größe herabbaumeln. Alle diese Abzeichen sind Staatseigentum und repräsentieren bei einem stehenden Heere von im ganzen 20,000 Mann ein gewaltiges Kapital.

Als der Generalissimus endlich erschienen war, formierten die Truppen ein Viereck, dessen Mittelpunkt das oben erwähnte Rundell bildete, und nun kam der Haupt- und Glanzpunkt der Parade, nämlich eine symbolisch-allegorische Vorstellung, durch die der Sieg der Nepaler über ihre Feinde versinnbildlicht wird. Auf ein Zeichen des Höchstkommandierenden wurde aus einem in der Nähe stehenden Käfig eine Antilope herausgelassen, während von der einen Seite des Vierecks vier Wind-

hunde in langen Sätzen heranjagten, und womit eine Jagd begann, die auf den europäischen Zuschauer recht widerwärtig wirkte. Die Antilope, die an Schnelligkeit ihren Verfolgern weit überlegen war, suchte in blitzartigen Bewegungen hin und her schießend zu entkommen; wo immer sie jedoch durch das Viereck durchzuschlüpfen suchte, überall fand sie sich von einem Wall von Bajonetten umgeben. In einem verzweifelten Augenblicke schien sie über die Linie der Soldaten hinwegsetzen zu wollen, aber sobald sie sich zum Sprunge anschickte, brach die gesamte Mannschaft in ein ohrenbetäubendes Geschrei aus, so daß das entsetzte Tier seinen Entschluß änderte und wieder kehrt machte. Diese Hetzerei mochte etwa eine Viertelstunde gedauert haben, als der Befehl erteilt wurde, das Viereck zu verkleinern; aber erst als es allmählich auf ein Drittel seiner ursprünglichen Größe verringert worden war, gelang es den Hunden unter dem lauten Jubel der Soldaten das aus Erschöpfung bereits dem Verenden nahe Tier zu packen und zu zerreißen.

Damit war das militärische Schauspiel beendet, die Generale setzten sich unter dem Tuschblasen der Militärkapellen wieder in ihre Wagen, und mit Sang und Klang zogen die Regimenter in ihre Quartiere zurück.

Als höchst merkwürdig muß noch erwähnt werden, daß die Unterhaltung dieses Heeres — soweit der gemeine Mann in Frage kommt — dem Staate nicht nur nichts kostet, sondern noch etwas einbringt. Der Soldat erhält nämlich keinen Sold, sondern ein Stück Regierungsland in Pacht, das er bearbeitet und für das er noch Steuern zu zahlen hat. Nur die Besoldung der hohen Offiziere ist kostspielig, da zum Beispiel ein Oberst monatlich 10,000 Rupien, das heißt etwa 14,000 Mark, erhält.

F. Z.

Nasenformen und Nasenformungen. — Eine ausschlaggebende Rolle für den Gesamteindruck des menschlichen Gesichtes spielt die Nase, sie kann für ihren Träger zur Glück- und Unglückbringerin werden. Tiefe Schatten senken sich auf die Seele Heranwachsender, wenn sie gewahren, daß der im wahrsten Sinne des Wortes hervorragendste Teil des Antlitzes diesem

ein Gepräge verleiht, das im Widerspruch mit dem eigentlichen Wesen ihrer Persönlichkeit steht. Es dürfen daher ärztliche Bestrebungen, die darauf abzielen, zufällige Mißbildungen dieses Organs zu verbessern und aus einem sonst vollendet geformten Gesicht zu entfernen, großer Anerkennung und des Interesses weiter Kreise stets sicher sein.



Fig. 1.

Die Nasenkorrektur, ein kleiner Zweig am großen Baume der Orthopädie, hat, trotzdem sie erst vor kaum mehr als einem Jahrzehnt in Aufnahme gekommen ist, bereits überraschende Ergebnisse aufzuweisen. Selbst die ärgsten Mißbildungen infolge fehlerhafter Struktur des Nasenknochens gelang es durch operativen Eingriff zu beseitigen oder doch wesentlich zu mildern. Nicht weniger erfolgreich erwies sich die mechanische Behandlung bei den weit häufiger vorkommenden einfacheren Nasenfehlern, welche im Fleisch beziehungsweise Knorpel liegen. Ihnen suchte man zunächst mittels Massage beizukommen, und es läßt sich nicht leugnen, daß in geeigneten Fällen und mit der nötigen Ausdauer auf diesem Wege Ersprießliches erreicht werden kann. Weit schnellere und nachhaltigere Resultate ergaben sich jedoch bei Gebrauch sinnreicher kleiner Apparate, als deren vollkommenster Typus wohl der von dem Spezialisten L. M. Baginski in Berlin angefertigte Nasenformer „Zello“ angesprochen werden darf. Es ist dies ein wohldurchdachter Mechanismus, der des Nachts auf die Nase gesetzt und mittels zwei oder drei Riemen festgeschnallt wird. Auf diese



Fig. 2.

Weise wird die Nase in eine normale Lage gebracht. Ist sie zum Beispiel an der Spitze etwas zu stark und hochstehend, so wird durch den Former ein seitlich wie nach unten wirkender Druck ausgeübt und so allmählich eine natürliche Gestaltung der Nase herbeigeführt, wie dies aus den beigegebenen Bildern Fig. 1 und 2 deutlich ersichtlich ist. Analog verhält es sich mit einer hängenden, breiten oder etwas eingedrückten Nase. Die Umformung geht dabei in allen Fällen ganz naturgemäß vor sich. Durch den Druck, den der Former erzeugt, werden die Gewebezellen in der Nase verkleinert und durch die fortwährende Zirkulation des Blutes wird dann nach und nach alles „Zuviel“ hinweggenommen.

Der Nasenformer „Zello“ (vgl. auch das Inserat in diesem Bande) ist ein auf wissenschaftlicher Grundlage nach den Angaben bekannter Nasenärzte hergestellter orthopädischer Apparat, der nicht nur vielen bereits wertvolle und dankbar anerkannte Dienste geleistet hat, sondern auch von zahlreichen Professoren und Ärzten ständig angewandt, verordnet und warm empfohlen wird. Der Former wird, wenn die Länge des Nasenrückens nicht angegeben wird, in einer Normalform geliefert, die fast immer paßt. Für ganz komplizierte Nasenfehler werden auch nach Gipsabdrücken, Photographien oder Zeichnungen besondere Apparate angefertigt. B.

Den eigenen Tod gemeldet. — Während der Schlacht bei Colombey am 14. August 1870 hielt General v. Glümer, Kommandeur der 25. Brigade, westlich von dem Dorfe Colombey auf einem Hügel innerhalb der Feuerlinie. Zu den Adjutanten des Generals gehörten zwei vor ganz kurzer Zeit zu Hauptleuten beförderte Offiziere, die beide Müller hießen. Den einen hatte der General vor etwa einer halben Stunde zu einem der Bataillone in die vorderste Schützenlinie geschickt, um einen Befehl zu überbringen. Als der Ordonnanzoffizier nicht zurückkehrte, mußte der andere Hauptmann Müller ihm nachreiten, um festzustellen, ob sein Kamerad den Bataillonskommandeur auch wirklich erreicht habe oder, was zu befürchten stand, vorher gefallen sei. Wieder verging eine Viertelstunde. Dann bog ein Reiter um das kleine Gehölz am Westausgange von Colombey

und sprengte auf den General zu. Es war der zuletzt abgeschickte Hauptmann.

Dicht vor General v. Glümer parierte er sein Pferd und meldete kurz und ernst: „Befehl ausgeführt. Hauptmann Müller tot.“

In demselben Augenblick wankte er im Sattel und fiel vornüber auf den Hals des Pferdes. Eine Chassepotkugel hatte ihm, an der linken Schläfe eindringend, den Kopf durchbohrt.

Auch aus den Napoleonischen Kriegen wird ein ähnlicher Vorgang berichtet. Es war am 23. August 1809 vor Regensburg. Die Franzosen kämpften mit den Österreichern, die ihnen vier Tage vorher diese Stadt entrissen hatten, abermals mit höchster Erbitterung um den Besitz der alten Bischofsfeste. Napoleon, der mit seinem Stabe in der Nähe der Kartause Prüll hielt, war soeben von einer verirrten Kugel leicht am Bein verwundet worden — bekanntlich die einzige Schußverletzung, die er in all seinen Kriegen empfangen hat — und befand sich daher in schlechtester Laune. Fortwährend schickte er seine Adjutanten nach vorn, um Nachricht über den Verlauf des Kampfes einholen zu lassen. Einer dieser Offiziere, der Oberst Graf Montfort, kam mit auf der Brust völlig blutgetränkter Uniform im schärfsten Galopp zurückgesprengt.

„Regensburg ist unser, Sire!“ rief er mit brechender Stimme, während sein Gesicht jede Spur von Farbe verlor und große Schweißperlen ihm über das Gesicht rannen.

„Sind Sie verwundet?“ fragte Bonaparte nicht ohne Teilnahme.

„Nein, Sire — ich bin getötet,“ stieß der Oberst pfeifenden Atems mit letzter Kraft hervor und fiel tot vom Pferde.

Eine ähnliche Geschichte berichtet der Engländer Burke in seiner Lebensbeschreibung des mexikanischen Präsidenten Juarez, auf dessen Befehl am 19. Juni 1867 der unglückliche Kaiser Maximilian erschossen wurde. Am Tage nach der Urteilsvollstreckung an dem österreichischen Kaisersohn sollten drei mexikanische Offiziere, die zuerst in der Armee Juarez' Dienste getan hatten, dann aber zu Maximilian übergegangen waren, gleichfalls erschossen werden. Auf ihre Bitten wurden die drei

ungefesselt an die Mauer des Kasernenhofes in Queretaro gestellt. Ihnen gegenüber stand eine Abteilung Infanterie mit geladenem Gewehre bei Fuß. Aber noch immer zögerte der kommandierende Offizier, ein Oberst namens Alvaro. Man wartete auf Juarez, der der Hinrichtung hatte beiwohnen wollen. Nachdem eine peinvolle halbe Stunde vergangen war, traf ein Bote mit der Nachricht ein, daß der Präsident nicht erscheinen würde. Die Exekution solle aber sofort vollzogen werden. Man wollte nun den drei Verurteilten, die leichenblaß an der Mauer lehnten, die Augen verbinden. Auch dies unterblieb auf ihre Bitten.

Da trat einer der Todeskandidaten, ein Hauptmann namens Saltesta, sicheren Schrittes dicht an Oberst Alvaro heran und sagte laut: „Ich wollte meine letzte Meldung eigentlich Benito Juarez erstatten. Nehmen Sie sie für diesen Mordbuben entgegen. — Oberst Alvaro und Hauptmann Saltesta sind tot!“

Damit riß er einen bereitgehaltenen Dolch aus der Tasche und stieß ihn dem Oberst mitten ins Herz. Wenige Minuten später war auch Saltesta eine Leiche. W. K.

Die sächsischen Schöppen galten im Mittelalter als die grausamsten. So war im Jahre 1697 ganz Deutschland empört, als der kurfürstliche Schöppenstuhl von Leipzig die „Maria Reinlerin, auf ihrem gethanenen Bekenntniß vor öffentlich gehegtem Peinlichen Hals-Gericht“ wegen Gattenmords verurteilte, „zusammt einem Hunde, Hahn, Schlangen und einer Katzen in einen Sack gestecket, ins Wasser geworfen und erträncket zu werden“. Diese Empörung war berechtigt, weil der Ermordete ein unverbesserlicher Spitzbube war, der seine junge Frau zu Verbrechen aller Arten zwingen wollte, und weil trotz dieser Milderungsgründe „das Gesuch der Reinlerin um Verwandelung dieser grausigen Strafe in die des Schwertes“ vom Kurfürsten abgeschlagen worden war. Der Dresdener Registraturakt vom 23. Juli 1697 besagt: „Nachdem Maria Reinlerin auf ihrem gethanen Bekenntniß vor öffentlich gehegtem Halsgericht nochmals freiwillig verharret, so ist sie dem Urthel zufolge mit dem Gethier in einen Sakt gestecket, in die Elbe geworfen und erträncket worden“.

Die „Hals- oder Peinliche Gerichtsordnung“ Kaiser Karls V. sah für Gattenmord nur die einfache Strafe des Ersäufens vor, wie sie noch heute gegen ungetreue Frauen im Orient üblich ist. Es war dies die alte römische Strafe gegen Elternmörder, die Kaiser Konstantin erstmals auf Gattenmörderinnen ausdehnte, und zwar mit der Verschärfung, daß entweder ein Affe mit einer Schlange oder ein Hund mit einer Katze der Verbrecherin in den Sack beigegeben werden sollten. Auch bestimmte er, daß der Sack mit den Tieren, die furchtbar um sich kratzten und bissen, stark und luftdicht sein müsse, so daß es stundenlang dauerte, bis er sank. Die Empörung des Publikums über die Grausamkeit der sächsischen Schöppen war also begreiflich.

Trotzdem tat man ihnen unrecht, da es ihnen mehr um die Abschreckung als um die Strafe selbst zu tun war, wie aus der Liquidation des mit der Hinrichtung der Reinlerin beauftragten „Scharf- und Nachrichters der Churf. Sächs. Residenz Vestung Stadt Dresden Benediktus Wahl“ hervorgeht. Dieser liquidierte nämlich wörtlich: „3 Groschen vor Stricke und Leinen bei der Säckung, 4 Groschen 6 Pfennige vor Verfertigung eines Hundes, Katzens, Hahns und Schlangen dem Bildhauer Johannes Richtern“, woraus hervorgeht, daß der Unglücklichen nur künstliche Tiere beigegeben wurden.

Auch der Vorsitzende des Leipziger Schöppenstuhls, Benedikt Carpzow (geb. 27. Mai 1595, gest. 30. August 1666), dem man nachredet, an 20,000 Todesurteile gefällt zu haben, war besser als sein Ruf. Dadurch, daß er schon 1635 in einer seiner vielen Schriften „größere Strenge in Beobachtung der rechtlichen Formen, in Berücksichtigung der erforderlichen Indizien und in der Begründung des Tatbestandes“ forderte, hat er mehr Unheil verhütet, als er im Geiste der fürchterlichen Zeit, in der er als oberster Richter lebte, anstiften mußte. W. F.

Der japanische Kronprinz. — Hirohito oder, wie er vor seiner Erklärung zum Kronprinzen hieß, Michi no Miya, der älteste Sohn des Kaisers Yoshihito und der Kaiserin Sadako, einer Tochter des Fürsten Kujo Michitaka, soll demnächst, wie verlautet, in Begleitung eines größeren Ge-



Der japanische Kronprinz Hirohito als Unterleutnant der Marine.

folges den europäischen Höfen einen Besuch abstatten, um sich vorzustellen und zugleich die staatlichen Einrichtungen und die

bedeutendsten industriellen Unternehmungen der einzelnen Länder kennen zu lernen, eine Absicht, die im gemeinsamen Interesse freudig zu begrüßen ist.

Er wurde am 29. April 1901 in Tokio geboren. Anfänglich von zarter Gesundheit, hat er sich durch die Einreihung in das Kadettenkorps, wo man auf die Hebung und Schulung seiner Kräfte besondere Sorgfalt verwendete, jetzt überraschend erholt, so daß er über sein Alter hinaus entwickelt aussieht. Von den europäischen Sprachen hat er namentlich das Englische getrieben. Nachdem ihm an seinem zehnten Geburtstag der Rang eines Unterleutnants der Infanterie verliehen worden war, ist er kürzlich auch zum Unterleutnant der Marine ernannt worden. Hirohito besitzt noch zwei Brüder und vier Schwestern. Th. S.

Eine Liebe ist der anderen wert. — Eine lustige kleine Geschichte aus dem Eheleben Walter Scotts erzählt eine Londoner Zeitschrift. Eines Tages kam seine Frau außer sich zu ihm und sagte: „Nun werde ich die Kinder aber einmal gehörig züchtigen müssen!"

„Was ist denn los, Schatz?" fragte Scott.

„Sie haben mir meinen Nähtisch in schreckliche Unordnung gebracht. Nichts, aber auch gar nichts liegt auf seinem Platz. Nadeln, Garnrollen, Schere, Wolle — alles ist durcheinandergeworfen. Man könnte geradezu wahnsinnig werden."

Scott neigt sich wohlwollend zu seiner besseren Hälfte: „Mein Lieb, das waren nicht die Kinder, das habe ich getan!"

„Aber warum denn?"

„Ach, nur in dem Wunsche, deine liebevolle Sorgfalt zu erwidern. Nachdem du meinen Schreibtisch so schön aufgeräumt und alle Papiere geordnet hast, war es mir ein Herzensbedürfnis, auf dieselbe Weise auch deinen Nähtisch in Ordnung zu bringen." O. v. B.

Ein schottischer Münchhausen. — Auch in Schottland hat es einen „Münchhausen" gegeben; es war ein Grundbesitzer, der Laird Durham, der im 18. Jahrhundert lebte und bei seinen Zeitgenossen in dem Rufe stand, die graue Wirklichkeit vermöge seiner reichen Phantasie gern etwas farbiger erscheinen zu lassen.

Eines Tages trat Peter, sein langjähriger treuer Diener, zu ihm ins Zimmer und sagte: „Hiermit kündige ich zum nächsten Termin."

„Du willst gehen, Peter?" sagte der Laird erstaunt. „Habe ich dich nicht immer gut behandelt? Habe ich nicht erst neulich deinen Lohn erhöht? Worüber hast du also zu klagen?"

„Ich bin mit allem zufrieden, aber das ärgert mich, daß die Leute von mir sagen, der dient bei jemandem, der ein Aufschneider ist."

„Richtig, Peter, ich sehe wohl, daß ich mich mehr zusammennehmen muß. Ich will dir etwas sagen: wenn du bei Tisch hinter meinem Stuhle stehst und hörst, daß ich anfange aufzuschneiden, so gib mir heimlich einen kleinen Knuff in den Rücken; dann lenke ich wieder ein, und wir beide werden uns schon noch länger vertragen."

Peter empfahl sich befriedigt.

Bald darauf hatte der Laird einige Gäste zu Tisch, und das Gespräch kam auf das für die Wahrheitsliebe von jeher gefährliche Gebiet der Reise- und Jagderlebnisse. „Ja, auf der Reise, von der ich erzähle," sagte der Laird, „habe ich Füchse mit Schwänzen gesehen, die ihre zwölf Fuß lang waren."

In diesem Augenblick fühlte er einen kräftigen Stoß von Peters Faust.

„Was sage ich," berichtigte sich nun der Laird, „sechs Fuß waren sie lang."

Neuer Stoß von Peter.

„Ich irre mich," fuhr der Erzähler fort, „drei Fuß meine ich."

Dritter Stoß von Peter.

Da drehte sich der Laird zu seinem Diener um und sagte laut: „Aber Peter, wenn ich die Schwänze nun noch kürzer mache, dann ist ja die ganze Geschichte nichts mehr wert!" O. v. B.

Die kleine Zehe. — Zu den am meisten mißhandelten Gliedern des menschlichen Körpers gehört ohne Zweifel die kleine Zehe. Durch den Druck des enganliegenden Lederstiefels wird schon bei Kindern eine Verunstaltung der kleinen Zehe hervorgerufen, die mit den Jahren zunimmt und mit Beginn

der Dreißiger ihren Höhepunkt erreicht hat: die kleine Zehe ist dann in den weitaus meisten Fällen ein bogenförmig gekrümmtes, völlig plattgequetschtes und halb über die Nachbarzehe hinübergedrücktes Glied geworden, an dessen Spitze nur noch ein winziger Rest von einem Nagel wuchert.

Niemand wird diesem vollständig verbildeten Bestandteil des menschlichen Fußes dann noch ansehen, daß er — was den meisten überhaupt wohl unbekannt sein dürfte — drei Gelenke besitzt im Gegensatz zu der großen Zehe, die nur zweigelenkig ist.

Bereits 1824 stellte der Pariser Anatom Huguet nun fest, daß bei manchen Menschen die kleine Zehe ebenfalls nur zweigelenkig ist. Dieselbe Beobachtung machte auch verschiedentlich der Wiener Professor der Medizin Schennler, der 1854 über diese immerhin auffallende Erscheinung eine Arbeit veröffentlichte, in welcher er die Schuld an dieser Verwachsung des Endgliedes mit dem Mittelgliede dem Druck des Schuhwerkes zuschreibt.

In neuerer Zeit hat man diesem auffälligen Vorgang erhöhte Beachtung geschenkt, und da ist die Wissenschaft an der Hand eines reichlichen Materials, das nicht nur in Kulturländern, sondern auch unter unzivilisierten, festen Schuhwerks ungewohnten Völkerschaften gesammelt worden war, zu erheblich anderen und daher weit interessanteren Schlüssen gekommen. Besonders der Anatom Wilhelm Pfitzner stellte fest, daß diese Umwandlung der kleinen Zehe in ein zweigelenkiges Glied ebenso häufig bei Menschenrassen auftritt, die stets barfuß gehen, bei den malaiischen Völkern, den Negerstämmen Afrikas und den südamerikanischen Indianern, daß mithin der dauernde Druck der festanliegenden Schuhe nicht als Ursache dieser Knochenverwachsung angesehen werden könne. Dagegen spricht nach Pfitzner auch das gesunde Aussehen der verwachsenen Knochenteile, sodann aber auch die Tatsache, daß zweigelenkige kleine Zehen schon bei Kindern im zartesten Alter ebenso häufig wie bei älteren Personen angetroffen werden. Ferner ist statistisch nachgewiesen — und dies ist von größter Wichtigkeit —, daß die Zahl der Menschen mit zweigelenkigen Zehen in den letzten fünfzig Jahren erheblich zugenommen hat.



Es kann sich hier nur um einen naturgemäßen Vorgang handeln, worauf auch die Art der Verwachsung der beiden Zehenglieder mit Sicherheit hinweist, also um eine Rückbildung, in der die menschliche kleine Zehe begriffen ist, und die als ein neues Rassenmerkmal angesehen werden muß, das aus einer bisher noch nicht aufgeklärten Veranlassung auftritt. W. K.

Wann darf eine französische Frau Männerkleidung tragen? — Es gibt bekanntlich eine französische Frau, die regelmäßig Männerkleidung trägt. Dies ist die bekannte Schriftstellerin Frau Dieulafoy. Sie ist zum Gebrauche dieser Tracht von der Pariser Polizeipräfektur ausdrücklich ermächtigt worden.

Dies hat nun einen Neugierigen auf den Gedanken gebracht, bei der Präfektur anzufragen, unter welchen Bedingungen denn einer französischen Frau die Ermächtigung zum Tragen der Männerkleidung zuerteilt wird. Die Beamten der Präfektur zeigten sich dem Fragesteller gegenüber ziemlich zurückhaltend. Schließlich aber rückten sie mit der Mitteilung heraus, es gebe nur einen einzigen gesetzlichen Grund, der Frau die Hosentracht zu erlauben, und dieser bestehe darin, daß die Frau einen Bart habe. Die Tatsache bleibt also, daß in Frankreich eine Frau mit einem Barte das Recht auf die Hosentracht hat. Die betreffende Verfügung soll noch aus der Schreckenszeit stammen. O. v. B.

Nicht zu verblüffen. — Nach Schluß eines Manövers, bei dem das dritte Armeekorps dem Gardekorps gegenübergestanden hatte, erhielt Oberst v. S. den Befehl, sich bei dem bereits hochbetagten russischen Feldmarschall Grafen Berg, der dem Manöver beigewohnt und dem Kaiser Wilhelm das Regiment des Obersten verliehen hatte, zu melden, um seinen Befehl zu vernehmen, wann er ein Bataillon des Regiments, das noch in Berlin stand, besichtigen wolle.

Graf Berg bestimmte die Zeit der Besichtigung und sagte dabei zu dem Regimentskommandeur: „Ziehen Sie, bitte, die Kompanien auseinander, Herr Oberst, damit ich nicht genötigt bin, das Bataillon im ganzen anzureden, da hierzu meine schon schwachgewordenen Stimmmittel nicht mehr ausreichen würden."

Dies geschah, und die Kompanien standen auseinander-

gezogen in Parade, als der russische Feldmarschall herankam. Dieser hatte schon vieles von dem Institut des Einjährig-Freiwilligendienstes und dem großen Nutzen, den dasselbe dem preußischen Heere brächte, vernommen und war daher begierig, einige Einjährig-Freiwillige kennen zu lernen und zu erfahren, wie stark ihre Zahl wohl in diesem Bataillon sein möchte.

Er wandte sich daher, während er mit dem Obersten die Front einer Kompanie abschritt, plötzlich an einen intelligent aussehenden Mann mit der Frage: „Wo haben Sie studiert?"

„In Halle!" lautete die schlagfertige Antwort, bei der Oberst v. S. Mühe hatte, nicht laut aufzulachen. Denn der Gefragte war von Beruf Lackier und mochte wohl in Halle sein Handwerk erlernt und ausgeübt haben, hatte aber schwerlich jemals dort akademische Vorlesungen gehört.

Graf Berg fragte einen zweiten: „Und Sie? Wo haben Sie studiert?"

„In Greifswald!"

Der Mann war Schneider.

„Und Sie?" wandte sich der Feldmarschall an einen dritten.

„In Berlin und Göttingen!"

Dieser „Akademiker" war Tapezier, übrigens wie alle übrigen Angesprochenen ein Berliner.

Auch in anderen Kompanien richtete Graf Berg noch seine Frage an verschiedene Soldaten, deren Aussehen ihm einen höheren Bildungsgrad zu verraten schien, und erhielt jedesmal prompte Antwort.

Da sprach er voll Bewunderung zu dem Obersten: „Ja, nun kann ich mir die großen Erfolge erklären, die Sie in Frankreich errungen haben, nachdem ich mich selbst davon überzeugte, daß Ihre Armee in einem einzigen Bataillon fast ein halbes Hundert Leute mit akademischer Bildung besitzt."

Einige Tage danach hatte sich Oberst v. S., da das Bataillon Berlin verlassen mußte, bei dem allerhöchsten Kriegsherrn abzumelden. Bei dieser Gelegenheit richtete Kaiser Wilhelm an ihn die Frage: „Sagen Sie mir doch, wie verhält es sich denn eigentlich mit dem halben Hundert Akademiker in dem Bataillon, von dem mir Graf Berg erzählte?"

Nun berichtete Oberst v. S. dem Kaiser den geschilderten Hergang, und auf welche Weise Graf Berg die zahlreichen studierten Leute ermittelt hatte.

Der Kaiser lachte herzlich und sagte: „Ja, meine Berliner lassen sich so leicht nicht verblüffen.“ R. v. B.

Bauernschlauheit. — Wie oft begegnet man in Wald und Flur jenen warnenden Tafeln, mit denen die Grundbesitzer das Publikum davon abzuhalten suchen, die Landstraße durch den geraden Weg über die Wiesen abzuschneiden. Nicht immer jedoch mit Erfolg, denn ohne hosengefährdende Stacheldrahtzäune gelingt's in den seltensten Fällen.

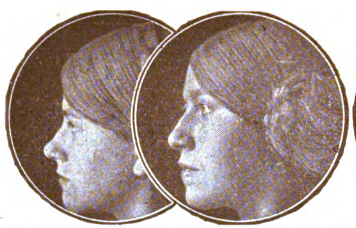
Ein Bäuerlein in einem Seitentale des Inn hat sich sehr einfach zu helfen gewußt. An einer Stelle, wo jeder Wanderer bisher nach einigen mathematischen Überlegungen zu dem Ergebnis kam, daß eine gerade Linie immer der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten ist, stellte unser Bauer eine Tafel auf, die die freundliche Einladung aussprach: „Das Rindvieh darf hier ins Gras gehen.“

Er soll seinen Zweck vollkommen erreicht haben. O. v. B.

Die Gabe der kleinen Mädchen. — Als im Jahre 1870 überall für die Verwundeten gesammelt wurde, da lief auch bei dem Berliner Zentralkomitee eine Gabe von acht Talern ein, die von einem Verein „kleiner Mädchen“, die eine Lotterie veranstaltet hatten, eingesandt waren. Die Geldspende war von folgenden Versen begleitet:

Drei Pfennige nahmen wir für das Los,
Die Einnahme war trotzdem sehr groß.
Acht richtige Taler sind's, die wir
Dem Komitee übersenden hier.
Acht Taler, das lehrt uns das Rechenbuch schon,
Sind weit mehr als ein Napoleon.
Und wenn wir ihn, den ja nichts soll zügeln,
Mit unsern Dreiern schon überflügeln,
Wir kleinen Mädchen — na guten Morgen! —
Wie werden's ihm erst unsere Soldaten besorgen! —zen.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.





Nasenformer „Zello“. Die Wirkung kann jedermann an obenstehenden Bildern ersehen. Es sind weder Retuschen noch Zeichnungen, sondern Original-Photographien, welche bei mir zur Einsicht liegen. Der Erfolg wurde in 5 Wochen erzielt. Mit meinem orthopädischen Nasenformer „ZELLO“ können alle Nasenfehler beseitigt werden, mit Ausnahme der Knochenfehler. Preis einfach **M. 2.70**, scharf verstellbar **M. 5.–**, mit Kautschuk **M. 7.–**. (Nachbestellungen von Prinzessinnen und höchsten Herrschaften.) ✦ 25000 Stück im Gebrauch. ✦ Spezialist **L. M. BAGINSKI, BERLIN 119,** Winterfeldstraße 34.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Vom Stift zum Handelsherrn. Ein deutsches Kaufmannsbuch von **J. W. Stern.** 9.–13. Auflage. Elegant gebunden 5 Mark. **Empfohlen von Handelskammern und kaufmännischen Korporationen. – Zu haben in allen Buchhandlungen.**

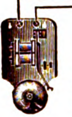


Viele Tausende Anerkennungsschreiben sind unaufgefordert bei der Firma eingegangen. Z. B.:

Herr Missionar John (Gossnersche Mission) schreibt aus Brit. Ostindien: Hoffe Ihre „Licht-Hingfong“ hier in Indien sehr verbreiten zu können, unter den Eingeborenen tut sie geradezu Wunder. Ein von Diarrhöe Geheilter sagte mir, Herr, ich glaube, das macht nicht nur Kranke gesund, das weckt Tote wieder auf.

Uhren aller Art schon v. 1 M an. Hochmod. **Salonuhren,** in belieb. Farbe zu den Möbeln passend. **J. M. Jäckle,** Uhrenfabr. u. Versandh., **Schwenningen A 107 a. N.** (württemb. Schwarzw.). Verl. Sie Katalog üb. Uhren all. Art, Gold- und Silberw.





Elektrische Lichtanlagen komplett von Mk. 4.95 an. Elektrisch. Klingelanlagen komplett von Mk. 1.95 an. Elektrisier-Apparate kompl. v. Mk. 2.45 an. Elektr. Experimentierkästen v. Mk. 2.95 an. Taschenlampen von Mk. 0.65 an. Taschen-Feuerzeug Mk. 0.35. Elektr. Spielwaren etc. in großer Auswahl. Hochinteressante, belehrende Preisliste gratis.
Wilh. Ravené, Elektrotechn. Spezialhaus, **Berlin-Schöneberg 11.**

Union Deutsche Verlagsgesellschaft,
Stuttgart, Berlin, Leipzig.



Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung. – Enthält über 100 000 Wörter. Amtlich empfohlen! Preis M. 1.60.
Zu haben in allen Buchhandlungen.





Bei der Auf



DATE DUE			

